Reise nach Spanien

von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Leipzig,
Hermann Schultze.
1857.

„No hay mas que una España
en el mundo.“

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Seiner Königlichen Hoheit

dem regierenden Herrn Großherzog

Carl Alexander

zu Sachsen-Weimar-Eisenach

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Im Jahre 1841 schrieb die Gräfin Hahn-Hahn in ihren Reisebriefen: „Spanien? wer weiß etwas von Spanien? kein Mensch; Zwei oder drei sind dagewesen, und noch dazu als Soldaten oder Kaufleute. Die Uebrigen wissen nur das, was in Büchern davon geschrieben steht, und welches Buch ist so glückselig, zugleich einen tiefen Eindruck zu machen und ein klares, anschauliches Bild zu liefern!"

Das ist inzwischen etwas besser geworden. Deutschland hat seit jener Zeit (und zum Theil sogar schon früher — denn die trefflichen Huber'schen Skizzen aus Spanien sind bereits 1833 erschienen —) manchen seiner Söhne nach jenem fernen Zipfel der europäischen Gesammtheimath entsendet, und mit Geist, tiefem Gefühl und größerer Einsicht, als der guten, oberflächlichen

Gräfin eigen, haben diese Boten uns wiedererzählt, was ihnen dort Entzückendes und Abenteuerliches begegnet ist. Maler haben die Schätze des Madrider Museums (nur leider noch immer nicht vollständig genug!) für unsere fürstlichen Gallerien copirt — ich erinnere hier vorzugsweise an den jüngst zu Berlin verstorbenen wackeren Schlesinger —; Photographen haben die Wunder der Alhambra auf's Papier gezaubert; Architekten — worunter vor Allen Herr von Diebitsch aus Schlesien zu nennen ist — uns mit allen Details und Feinheiten der dortigen maurischen Baudenkmale bekannt gemacht; Naturforscher (Moritz Willkomm z. B.) sind in den wilden iberischen Sägebergen (Sierren) herumgeklettert, haben ihre Gipfel gemessen, ihr Gestein durchforscht, Pflanzen und Thierwelt beschrieben, ja selbst die spanischen Schnecken haben in Herrn Roßmäßler aus Leipzig einen getreuen Berichterstatter gefunden; Herr Heinrich von Brauchitsch ist ein sorgfältiger Interpret der bisher wenig bearbeiteten Geschichte des spanischen Rechts geworden; zuletzt sind gar zwei Priester, Alban Stolz aus dem Breisgau und Franz Lorinser aus Breslau, nach dem „pais muy cristiano“ gewallfahrtet, und haben ihre hohe Befriedigung über die dortigen katholisch-kirchlichen Zustände in einer, den häretischen deutschen Brüdern zum Theil wenig schmeichelhaften Weise mit rührender Einseitigkeit vor der Welt

verkündigt. A. Loning, Baron von Baerst, Höfken, G. v. Quandt, Alexander Ziegler, v. Rochau, v. Minutoli und Hackländer haben, mit den Franzosen Custine, Gautier und Alexandre Dumas um die Wette, pikante und mit mehr oder weniger belletristischer Leichtigkeit geschriebene Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Trachten, Wirthshäusern und Straßen, Licht- und Schattenseiten der spanischen Welt geliefert, und es wäre somit, da es auch an guten historischen und geographischen Werken nicht fehlt, das Material ziemlich vollständig vorhanden, um endlich einem schon recht fühlbar gewordenen Bedürfnisse abzuhelfen, und ein ordentliches deutsches Reisehandbuch für Spanien nach Art des Förster'schen für Italien und der noch viel bessern englischen Guides aus der berühmten Murray'schen Offizin, abzufassen. Möchte sich die geeignete Feder für solch verdienstliches Werk bald finden! Einstweilen aber sei es gestattet, immer noch neue Bausteine herbeizutragen, damit jenes Werk der Zukunft ein recht erschöpfendes und auf die verschiedenartigsten Beobachtungen basirtes werden könne. Denn viel bleibt noch immer zu deuten und aufzuklären von den seltsamen Zuständen eines Landes, das einst die Welt fast ausschließlich beherrschte, und für dessen Schicksale unsere heutigen Journale verhältnißmäßig nur einen so kleinen Raum noch übrig haben, was denn doch

gewiß ein deutlicher Beweis dafür ist, wie entsetzlich fern es, trotz Schraube und Dampf, die Lappland mit dem Cap der guten Hoffnung verbinden, unserm gewöhnlichen Gedankenhorizonte liegt.

Die nachfolgenden Blätter also sind bestimmt, zur Kunde dieses, von unserer europäischen Völkerfamilie halb vergessenen Stiefkindes einen kleinen Beitrag zu liefern, und kommen hoffentlich noch zur rechten Zeit, da der Verfasser mit Freuden wahrgenommen, wie das Interesse für die von ihm in vieler Hinsicht hochgeschätzte Nation seit seinem Aufenthalt in Spanien, der in das Jahr 1852 fällt, unter seinen Landsleuten eher zu- als abgenommen hat. Einem schlichten, aber treugeführten Reisejournal entsprossen, bittet das anspruchslose Werkchen — mit Fürst Pückler zu reden — für den Mangel an Toilette zwar um Entschuldigung, hofft aber doch auf eine kleine Theilnahme bei denjenigen, die bei der Kritik einer Reisebeschreibung vor Allem nach der Wahrheitsliebe des Autors fragen.

Breslau, im Frühjahr 1856.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Sechstes Capitel.

Zehntes Capitel.

Erstes Capitel.

Von Paris nach Madrid.

Schon hatte ich fast ein Jahr auf Reisen fern von der norddeutschen Heimath zugebracht, als ich im Sommer 1852 den Entschluß faßte, mich drei jungen, lebenslustigen und liebenswürdigen Deutsch-Russen, deren Bekanntschaft ich in Paris, zum Theil bereits in Italien gemacht, zu einem Streifzug durch die pyrenäische Halbinsel anzuschließen. Es waren Herr Dieckhoff, ein reicher Privatmann aus Moskau, Herr von Sivers und Herr von Lilienfeld, livländische Edelleute, welche ihre Studien auf der Universität Dorpat vollendet, und nun hinausgezogen waren, um die Welt zu sehen. Unsere Vorbereitungen zur projectirten Reise erforderten wenig Umstände. Herr von Sivers hatte auf der vortrefflichen école centrale zu Paris, deren Vorlesungen er, als ein eifriger Freund der technischen Wissenschaften, schon seit einigen Jahren mit Interesse und Nutzen besucht, einen jungen Basken, Señor Goytia, kennen gelernt, und dieser durch glühend-patriotische Erzählungen von den Wundern seiner Heimath die erste Sehnsucht nach deren näherer Bekanntschaft in uns

erweckt. Baskische Lieder, in schwermüthig-schmelzenden Molltonarten dahinfließend, hatten schon einige Wochen lang auf meinem Pianino aufgelegen, Goytia's Guitarre hatte sie oft begleitet, die spanische Grammatik und ein französisch-spanisches Wörterbuch waren spielend mit ihm tractirt, manche Phrasen des gewöhnlichen Lebensumganges bei ihm einstudirt worden; August Ludwig von Rochau's anziehende Reisebeschreibung*) hatte in mir einen vorzugsweise andächtigen Leser gefunden, und als nun endlich noch der Ankauf von Richard's oberflächlichem Guide und von der Generalstabskarte, die dem Herzog von Angoulème bei seiner militärischen Promenade über die Pyrenäen im Jahre 1823 zum Wegweiser gedient, glücklich erfolgt, und einige Gelder beim Banquier flüssig gemacht waren, standen wir zum Aufbruch bereit.

Sei es denn gestattet, tageweis zu berichten, was wir auf unserer Wanderung Seltsames und Schönes, Schlimmes und Gutes erlebt haben. Ich behalte die Tagebuchform bei, weil sie der Skizzenhaftigkeit meiner Darstellung am meisten entsprechen dürfte.

Am 21. September 1852.

Die Plätze auf der Inversable nach Bordeaux waren genommen, 55 Franken à Person dafür verausgabt, das leichte Reisegepäck in drei kleinen, allenfalls auf Pferde- oder Maulthierrücken transportabeln Mantelsäcken untergebracht,

*) Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. 2 Bände. Stuttgart u. Tübingen bei Cotta. 1847.

und es galt nun blos, sich noch einmal auf gut nordländisch tüchtig satt zu essen, bevor man sich auf den Weg in ein Land machte, dessen Küche selbst nach den Berichten des Enthusiasten Goytia nicht eben empfehlungswerth genannt werden kann. Die „Trois frères Provençaux" im Palais royal wurden ausersehen, dem vierblätterigen Reisekleeblatt die letzten culinarischen Ehren zu erweisen, und Goytia zu diesem Pariser Abschiedsschmaus feierlichst zugezogen, um uns bei trefflichem Lafitte und noch besserem Champagner die letzten spanischen Sprachweihen zu ertheilen. Daß der Kellner hierbei nicht mehr in trivialer Weise „garçon", sondern blos noch „mozo" gerufen wurde, versteht sich von selbst.

In heiterster Stimmung bestiegen wir um 6 Uhr Abends die „Inversable" nach Bordeaux. Der ziemlich enge Messageriewagen ward auf eine Eisenbahnrutsche aufgeschraubt, und fort gings bei heftigem Winde in die düstere Nacht hinein nach Orléans, dessen magnifiker Embarcadère um ½ 10 Uhr Nachts erreicht war. Wir saßen uns einander gegenüber im wohlerleuchteten Intérieur; ein Klapptisch breitete sich vor uns aus, und die Livländer vertrieben sich, während ich Spanisch studirte, die Zeit mit Préférence-Spielen. Von der Gegend war natürlich auch nicht ein Minimum zu sehen. Um Mitternacht kamen wir nach Tours; — doch weiter raste die Megäre, und auch von dem Schlachtfeld, wo Karl Martell 726 die Saracenen schlug, sahen wir nichts. Ja wir konnten bei der stockfinstern Nacht nicht einmal in den Wellen der stattlichen Loire, über welche hier die Eisenbahn führt, unser Antlitz spiegeln.

Am 22. September.

Noch vor Tagesanbruch langten wir in Poitiers an, von wo bis Angoulème das Dampfroß mit vier gewaltigen Rennern vertauscht wurde, da die Bahnlinie hier noch nicht vollendet war. Die Stationen sind nur klein, und so flogen wir denn durch die überaus flache, monotone Gegend und eine leidliche Anzahl häßlich gebauter Bourgs und Städtchen, wie Vivonne, Couché, Ruffec und Marsle an der Charente mit wahrer Windeseile dahin. Außer schlechtem Obst gab es nirgends etwas zu essen: selbst des Kaffees mußten wir entbehren. Zudem dauerte der Aufenthalt an den Stationen immer höchstens nur 3—4 Minuten. Der Himmel weiß, wie die französischen Stallknechte ein so schnelles Umspannen fertig bringen; bei uns braucht selbst der König, wenn er mit Extrapost fährt, längere Zeit, um die Pferde zu wechseln. Was Wunder, daß mir, als wir so unablässig athemlos dahinjagten, alle unsre deutschen Postsünden schwer auf's Gewissen fielen, und dazu die 71. Stanze des 10. Gesanges aus Lord Byron's Don Juan lebhaft vor die Seele trat, worin der Dichter sich so unartig gegen unsere gemüthliche Nationaltugend, die Langsamkeit, ausspricht:

„On with the horses! Off to Canterbury!
Tramp, tramp o'er pebble, and splash, splash through puddle,
Hurrah! how swiftly speeds the post so merry!
Not like slow Germany, wherein they muddle
Along the road, as if they went to bury
Their fare; and also pause besides, to fuddle

With „shnapps" — sad dogs! whom „Hundsfot" or „Ferflucter"
Affect no more than lightning a conductor!" *)

Um Angoulème, das ziemlich malerisch auf einem Hügel zwischen Weingärten liegt, fiel uns die sonderbare Haubentracht der Frauen auf: sie bedecken ihr Haupt mit einer Art von weißem Leinwandhelm, der hoch in die Luft ragt, und in der That nicht sehr kleidsam aussieht. Nun nahm uns die erst kürzlich eröffnete Eisenbahn von Angoulème nach Bordeaux auf; wir passirten Libourne, und um ½5 Uhr Nachmittags lag das gewaltige Schiffspanorama der Garonne, sowie die schöne mächtige Stadt Bordeaux vor uns. Wir rollten über eine lange steinerne Brücke nach der Place de la Comédie, und stiegen im dicht dabei liegenden Hôtel de Nantes ab, wo uns zwei freundliche Zimmer der Beletage geöffnet wurden. Die Facchins-Wirthschaft bei der Ankunft in diesem südfranzösischen Handelsplatz ist fast ebenso schlimm, wie in den größern italienischen Städten. Das Wetter war inzwischen angenehmer geworden, und ein lieblicher Vollmond geleitete mich am Abend noch auf meinem einsamen Spaziergange durch die schönen breiten Straßen der Stadt. Livland hatte sich bereits auf's Ohr gelegt. Alle

---

*) „Vorwärts mit den Pferden! Auf nach Canterbury! Hopp, hopp! über Kiesel und plantsch, plantsch! durch Pfützen! Hurrah! wie fix und lustig jagt die Post dahin! Nicht so, wie im langsamen Deutschland, wo sie auf der Straße hinzoddeln, als wenn es gälte das Fuhrlohn zu begraben, und alle Augenblicke stille halten, um sich in Schnaps zu besaufen, die Hallunken, welche weder ein „Hundsvott" noch ein „Verfluchter" mehr affizirt, als der Blitz den Blitzableiter."

Gassen waren von hübschen Mädchengesichtern belebt, und die bessern Quartiere der Stadt mit reichen Luxusläden aller Art decorirt. Auch wimmelten die Straßen von ausländischem Matrosenvolk, wenn schon das Meer noch 22 Lieues von Bordeaux entfernt ist. In die breite Mündung der Garonne bis zur Festung Blaye, dicht hinter dem Einfluß der Dordogne in die Garonne, dringen auch die größten Seeschiffe ein. Die Mädchen tragen hinten im rabenschwarzen Haar, d. h. um das Haargeflecht herum, ein buntes Tuch, welches, als Turban zusammengerollt, zur Linken in einer Art von Schleife auf den Hals herabfällt. Dieser Schmuck steht ihnen allerliebst und zeugt für den naiv-ästhetischen Geschmack der belles Bordelaises.

Am 23. September.

Im Café de Commerce auf der breiten Allée de Tournay nahmen wir unser Frühstück ein, sahen dann dem Exerciren des 16ten Infanterieregiments zu, besuchten die im gothischen Styl erbaute Kathedrale, deren 2 Flêchen einen recht schönen Anblick gewähren, während das Schiff der Kirche manche Ausstellungen zuläßt, und liefen endlich noch durch verschiedene Straßen nach der ziemlich entlegenen Chartreuse, einem Kirchhofe voll der albernsten Grabmäler mit ridicülen Grabschriften, und nach dem unschönen Garten der Pépinère, dem häßlichsten aller botanischen Gärten, den ich je gesehen. Auffallend war mir um die Mittagsstunde herum die große Leere in den Straßen; ja sogar auf dem Quai am Hafen fehlte das bunte Treiben, welches selbst in weit südlicheren

Seestädten wie Cadix, Barcelona und Neapel den ganzen Tag über währt. Die Siesta der Bordelesen scheint ziemlich lange zu dauern. Im Hafen lagen übrigens schon recht stattliche Seeschiffe, deren Einfahrt in den tiefen Garonnemund deshalb möglich, weil Ebbe und Fluth darin herrschen. Der beste Schmuck von Bordeaux bleibt aber immer die große Menge echt südlich-schöner Mädchenphysiognomieen. An ausgezeichneten Gebäuden nenne ich: das ungemein große Theater, worin gestern Verdi's Jerusalem gegeben worden war, und das Hôtel de Ville.

Gegen Mittag bestiegen wir noch den Telegraphenthurm, der bei dem klaren, jedoch windigen Wetter eine weite Aussicht bot. Die Gegend um Bordeaux ist jedoch nichts weniger als schön; sie trägt vielmehr den Stempel derselben unromantischen Monotonie, an der mit wenig Ausnahmen ganz Frankreich laborirt. Das Wasser der Garonne präsentirt sich sehr schmutzig-thonfarbig, aber der Mastenwald auf dem Strome belebt das Bild, und hinter dem nordwestlichen Horizonte blinkt auch schon das ewige Meer.

Nach einem recht schmackhaften Diner mit trefflichen Austern bestiegen wir um 5 Uhr Nachmittags die Inversable-diligence nach Bayonne. Dieckhoff und Lilienfeld saßen auf der Banquette, während Sivers und ich im bequemeren Coupé Platz fanden, wo uns der Sohn des frühern spanischen Gesandten in Paris, ein sehr freigebiger Cigarrenanbieter, Gesellschaft hielt. Flott und fröhlich fuhren wir durch die langweiligste Gegend des mittägigen Frankreichs, les Landes, das sind die fast 150 Quadratmètres umfassenden, morastigen

Anschwemmungen des Meeres zwischen dem Golfe de Gascogne und den Flüssen Garonne, Adour, Midouze und Douze. Nur kurze Zeit begleiten noch Wein- und Obstgärten, Landhäuser und Parks die breite spiegelglatte Chaussée, die bis Langon fortwährend südostwärts am linken Ufer der Garonne hinläuft; erst hier wendet sie sich, einen ziemlich weiten Bogen beschreibend, ganz nach Süden, ja fast schon nach Südwest, und bildet dann bis zur rühmenswerthen Käsestadt Roquefort an der Douze eine schnurgerade Linie. Die alte, Bordeaux mit Bayonne verbindende Straße, die ohne allen Umweg gleich scharf südwestwärts mitten durch den morastigsten Theil der „Landes" führt, und dem Meere also weit näher liegt, als die neue, wird jetzt nur wenig mehr benutzt, da sie blos ganz unansehnliche Ortschaften berührt, deren Bewohner sich nicht einmal mit dem in Südfrankreich üblichen Holzschuh (sabot) begnügen, um sich gegen das Versinken in Koth und Morast zu schützen, sondern sogar zu den Stelzen ihre Zuflucht nehmen müssen. Ob sie dem Zustande des „être monté sur des échasses" auch im figürlichen Sinne entsprechen, habe ich zwar persönlich nicht recht in Erfahrung zu bringen vermocht, erinnere indessen doch daran, daß der Gascogner in ganz Frankreich allerdings für den größten Prahlhans gilt.

Hinter der ansehnlichen Stadt Bazas erschienen Kiefernwälder und hiernächst endlose, von kleinem Haidekraut bewachsene Sumpfflächen. Der Ocean zeigt sich erst dicht vor Bayonne, obschon keine Hügelkette zwischen ihm und der Straße sich wölbt. Die Pferde liefen fast immer Galopp,

und der Aufenthalt an den übrigens sehr erbärmlichen Stationsorten war wiederum so kurz, daß an Essen und Trinken kaum gedacht werden konnte. Die Nacht entwickelte sich sternklar und bitterkalt, so daß die beiden Freunde auf der Banquette nicht wenig jammerten; allein das Loos hatte über ihr Unglück entschieden. Der kleine redselige Spanier aber ließ auch uns im Coupé nicht zum Schlaf kommen, rauchte eine Cigarre nach der andern, und erzählte uns Wunder von seinem schönen Pallaste in Madrid, der dem der Cortes zunächst liege. Natürlich verfehlte er nicht, ihn uns mit Allem, was darinnen sein mochte, nach bekannter spanischer Etiquette, zur Disposition zu stellen.

Am 24. September.

In der, auf einer fruchtbaren Oase, mitten zwischen dem trostlosen Haideland der Landes am linken Ufer der Midouze liegenden, ziemlich großen Stadt Mont-de-Marsan ward um 5 Uhr Morgens gefrühstückt, und dann ohne Aufenthalt den genannten Fluß, sowie den Adour hinab und bei dem bekannten Badeort Dax vorüber, in acht und einer halben Stunde nach Bayonne galoppirt. Die baskische Boyna, die ich später näher beschreiben werde, findet sich hier schon auf allen männlichen Köpfen, und auch die kurze spanische Jacke fängt bereits an die französische Blouse abzulösen. Mädchen und Frauen folgen dagegen noch der Bordelesischen Tracht. Auffallend muß es genannt werden, daß sich das spanische Element, namentlich auch die spanische Sprache nördlich der Pyrenäen weit mehr ausgebreitet hat,

als umgekehrt das Französische südlich dieser Gebirgsgrenze. Es folgt daraus zum wenigsten so viel, daß, wenn es den Franzosen auch gelungen sein mag (sic!), de porter la civilisation dans l'Orient, das ihnen doch so viel näher liegende Spanien sich nicht nur für ihre Civilisation bedankt, sondern sogar die seinige vielfach bei ihnen einzuschmuggeln verstanden hat. Daß das kernhafte Wesen der Spanier den Franzosen imponire, bemerkt auch Alban Stolz in seinem viel gelesenen Buche: „Spanisches für die gebildete Welt" 2. Auflage; Freiburg im Breisgau 1854. S. 100. Gleich mir hat er sich in den französischen Grenzprovinzen von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugt; und so viel Paradoxes, ja zum Theil entschieden Unrichtiges — ich komme darauf zurück — dieser originelle Kopf auch sonst der Welt Preis gegeben haben mag, in diesem Punkte wird ihm sicher jeder beistimmen, der mit offnen Augen uud nicht als Franzose in jenen Gegenden gereist ist. In Bayonne hört man fast schon mehr spanisch, als französisch sprechen, während in Yrun, der ersten spanischen Stadt, die letztere Sprache kaum ein Mensch mehr versteht. Nebenher läuft aber in Bayonne und der Umgegend auch noch der ganz unverständliche patua de Gascogue. Man verlasse sich daher bei der Bereisung Spanien's ja nicht auf die Kenntniß der sogenannten langue universelle, denn abgesehen davon, daß die iberische Halbinsel in dieser Hinsicht sich nicht zum Universum zählt, so steht der Señor Frances dort seid Napoleon's Zeiten in so schlechtem Credit, daß dem Reisenden in der That nichts Ueblereres begegnen kann, als für einen Franzosen gehalten

zu werden. Außer in Madrid hat mich auf meiner ganzen spanischen Tour nie ein Lohndiener französisch angeredet, wohl aber im Süden mehrere theils englisch, theils italienisch.

Die Lage von Bayonne ist sehr lieblich. Es dehnt sich im Thale der vom Roncesvallespaß herabkommenden Nive, die sich hier mit dem breiten, stattlichen Adour vereint, nach dem nur wenige Lieues entfernten Ocean hin aus; eine schöne, neugebaute Sandsteinbrücke verbindet beide Ufer des letztgedachten Stromes. Die Straßen sind nicht gerade prächtig, doch machen sie einen freundlichen Eindruck. Große, freie Plätze versammeln die flanirende Stadtwelt am Abend. Die Garnison der Veste schien ziemlich beträchtlich zu sein.

Wir stiegen im Hôtel St. Etienne ab, und hatten bis 5 Uhr Nachmittags mit der Regulirung unserer Pässe und mit dem Wechseln unseres Geldes zu thun. Bei letzterer Affaire wurden wir, wie's dem Reisenden in solchen Grenzstädten fast immer geht, tüchtig über's Ohr gehauen. Unverantwortlich schien es uns von unserem Freunde Goytia, daß er uns nicht schon in Paris darauf aufmerksam gemacht hatte, wie mit französischem Golde, aus dem unsere ganze Baarschaft bestand, in seinem Vaterlande nicht fortzukommen, man vielmehr durchaus mit spanischem versehen sein müsse. In Paris wäre uns das Wechselgeschäft sicher sehr viel billiger zu stehen gekommen, und ich würde vermuthlich dem Schicksal entgangen sein, mit einer falschen spanischen Unze, die eigentlich nur ein goldplattirter Bleiknopf war, beehrt zu werden, wie mir dies beim abscheulichen Bayonner Cambista passirt ist. Nach Tisch beschloß ein angenehmer Spaziergang

nach der Adourbrücke bei schönstem Vollmond und lauem Westwinde unseren heutigen Tag.

Am 25. September.

Um halb sieben Uhr früh bestiegen wir unter dem günstigen Augurium eines durchaus heiteren Himmels die diligencia general nach Burgos. Das an Klee- und Getreidefeldern, Wiesen und Gärten, Bauerhöfen und wohlhäbigen Landsitzen so überreiche Hügelland zwischen dem Adour und der spanischen Gebirgsgrenze ist ebenso fruchtbar als anmuthig. Alle Reize des Südens liegen vor dem Auge des Beschauers ausgebreitet, ohne dessen Dürre und Kahlheit, wie man sie in Spanien und selbst in Italien so häufig gewahrt, ja wie ich sie selbst in dem göttlichen Camaldoli bei Neapel mit einer Art geistigen und körperlichen Unbehagens empfunden habe. Der Pyrenäenzug in seinen zum größten Theil schwachen Ausläufern nach dem biscayischen Meerbusen hin präsentirte sich uns in unmittelbarer Nähe. Von einem eigentlichen Hochgebirge kann man hier nicht mehr reden, nur noch von einer mäßig bewaldeten Hügelkette, über deren gewöhnliches Niveau blos wenige zackige Gipfel emporragen. Zu nennen ist unter diesen letztern insbesondere der Monte de la Haya bei Yrun, das heißt der Buchenberg, der nach Willkomm's Messung 2468 Pariser Fuß Seehöhe hat. Bei S. Jean de Luz, der letzten französischen Stadt, welche sich höchst malerisch an beiden Ufern der hier in eine kleine Meerbucht einmündenden Nivelle hindehnt, erblickt man auf der langen Holzbrücke, welche über die Bucht führt,

einen andern ansehnlichen Felsenkegel, den in seinem unteren Theile schön bewaldeten Mont-Hartsia, welcher auch über 2000 Fuß hoch sein mag.

In zwei und einer halben Stunde war die französische Douanenstation Béhovie an der hügelumrahmten Bidassoabrücke erreicht, die diesseits von französischen, jenseits von spanischen Soldaten bewacht wird. Der Fluß ist nicht sehr beträchtlich, mag jedoch im Frühjahr, wenn der Schnee auf den umliegenden Bergen schmilzt, zu einem ganz stattlichen Strome anschwellen. Der französische Zollbeamte, der uns den Abschiedsstempel de la belle France auf den Paß drückte, war ein Elsasser, und redete uns zu unserem Erstaunen, wohlgefällig schmunzelnd, in unserer Muttersprache an. Es waren dies die letzten deutschen Laute, die wir für lange Zeit hörten, denn wir selbst hatten uns unter einander das Wort gegeben, so lange wir auf spanischem Boden sein würden, wo nicht spanisch, doch wenigstens französisch zu sprechen, um unter allen Umständen mit Nutzen zu reisen. —

In Yrun, der ersten, etwa 1000 Einwohner zählenden Stadt auf baskischem Boden, die an der Mündung des Bidassoaflusses in das Meer liegt, und zur Provinz Guipuzcoa gehört, machte die spanische, übrigens sehr glimpflich mit uns verfahrende aduana einen zweistündigen Aufenthalt nöthig. Für das Paßvisum mußten wir hier nochmals acht reales zahlen, obschon der Bayonner Consul uns bereits zum Eintritt in Spanien legitimirt, und uns Geld genug abgenommen hatte. Mich ließ diese übermäßige Sorge der Polizeibehörden ziemlich kalt, nachdem ich in Italien für

das Visiren meines Passes während halbjährlichen Aufenthalts daselbst über 300 Franken ausgegeben hatte; doch aber unterdrückte ich auch bei diesem Anlaß die seitdem noch oft wiederholte Frage an das Schicksal nicht: wann wird das, bei den heutigen Verkehrsverhältnissen seinem Zwecke so ganz und gar nicht mehr entsprechende Paßwesen auf dem europäischen Continent sein lang ersehntes Ende finden, wann ehrliche Leute ungeschoren durch die Welt reisen können? Ein Bureaukrat alter Schule erwiedert sicher hierauf: „wenn es keine Spitzbuben mehr geben wird," — als ob man nicht wüßte, daß diese Herrn stets mit den allerbesten Pässen versehen sind! „Old England for ever!" rufe ich aus; dort giebt's auch Spitzbuben, aber darum doch keine Pässe! —

Das Städtchen Yrun, das als Hauptgrenzzollamtsstätte von einer gewissen commerziellen Bedeutung ist, hat ein durchaus modernes, schmuckes Ansehn; es verdankt dasselbe dem freundschaftlichen Bombardement des Generals de Lacy Evans, der 1831 hiermit die glorreichen Thaten der im letzten spanischen Erbfolgekriege für die Sache der Cristinos kämpfenden englischen Fremdenlegion abschloß. Damals blieb hier fast kein Stein auf dem andern. Wir benutzten den Aufenthalt, um einen trefflichen Muskatwein nebst Bisquits (bizcochos), die man zu den spanischen Nationalspeisen rechnen kann, in einem kleinen Café für sehr geringen Preis zu uns zu nehmen. Dabei versuchten Herr von Sivers und ich uns zuerst selbstständig, d. h. ohne Goytia, nur mit dem Portativlexikon und dem Phrasenbuche bewaffnet, in spanischer Zunge. Es kam für's erste noch ein himmlisches

Kauderwälsch zum Vorschein, zumal wenigstens ich stets unwillkührlich in's früher viel gesprochene Italienische fiel, welches denn doch — namentlich in den Partikeln — oft höchst wesentlich von der stolzen lengua Castellana abweicht. Das Straßenvolk in dem kleinen und, wie fast alle spanische Städte außer einigen Theilen von Madrid und Barcelona, eng und unregelmäßig gebauten Orte bot manche originelle Erscheinungen dar. Die Männer sind hier, wie im ganzen Baskenlande, von mittlerer Statur und überaus kräftigem Körperbau. Offenherzigkeit, Stolz und lebhafter Muth, Ehrlichkeit und Unabhängigkeitssinn spiegeln sich auf ihren meist vollen und runden Gesichtern. Schon ihr Ausdruck allein giebt eine Lösung des Räthsels, warum es der spanischen Regierung, ob sie dem zähen Baskenvolke gleich schon viele seiner alten Privilegien (fueros) entrissen, doch bis auf den heutigen Tag nicht hat gelingen wollen, die Grundvesten seiner freien republikanischen Verfassung zu erschüttern. Das Wort des neuern Cubanischen Dichters Placido:

Pero el frente humilló
Al despotismo cruel;
Y el mundo no le acató,
Burlóse Europa de èl,
Y Dios le desamparó. —*)

findet auf die Basken entschieden keine Anwendung, und auch den Castilianer, Navaresen und Catalonier möchte ich von

*) „Aber seine (sc. des Spaniers) Stirn beugt sich vor dem grausamen Despotismus, und die Welt ehrt ihn nicht mehr; Europa spottet seiner, und Gott verläßt ihn."

dem Vorwurfe, daß Gott Spanien verlassen, weil es der Freiheit abtrünnig geworden, freisprechen. Kaum ein zweites Volk auf Erden dürfte sich vielmehr ein so reges Freiheitsgefühl und soviel Takt zugleich für die Erhaltung dieses köstlichen Gutes bis in unsere heutige morsche Cäsarenzeit bewahrt haben, als diese frommen, fleißigen, durch und durch conservativen Basken. So ist ja auch ihre uralte Sprache, obwohl der Volksunterricht, die Predigt und alle öffentlichen Verhandlungen jetzt auf Castilianisch abgehalten werden müssen, noch immer die eigentliche Landessprache selbst in den höhern Ständen geblieben; sie erscheint mit ihren zahllosen Dialekten und ihrem unendlichen Formenreichthum (namentlich in der Conjugation) wie ein ehrwürdiger Greis aus sagenhafter Vorzeit unter unsern abgeschliffenen, flectionsarmen modernen Sprachen, die man nach Ollendorff und Consorten in zwei, drei Monaten lernt. Bekannt ist es, daß ihr Wilhelm von Humboldt, dieser für alles Feine und Sinnige so tief empfängliche Geist, ein besonderes Studium gewidmet, wozu ich flüchtiger Tourist freilich nicht habe kommen können. Nur soviel habe ich gelernt, daß die Basken ihr, spanisch Vascongad genanntes, Vaterland Euscaleria nennen, und daß die Zahlen über 20 nicht nach Zehnern, sondern — gewiß eine cosa rarissima — nach Zwanzigern weiter steigen, sodaß also 30 z. B. auf Baskisch „hogoi eta hamar" (20 und 10) heißt.

Guipūzcoă ist die gebirgigste der drei Provinzen, aus welchen Vascongad besteht, und deshalb scheint auch der Bevölkerung, ebenso wie im nordöstlichen Theile des anstoßenden

Navarra, eine mit dem Klima Hand in Hand gehende besondere Rauhigkeit der Sitten eigen zu sein, welche in dem unternehmungslustigen, chevaleresken Vizcaino und dem vorzugsweise Ackerbau treibenden Einwohner von Álávă weniger hervortritt. In Vizcaya hält sich bekanntlich jeder Eingeborene für einen Mann von altem Adel, und fast an allen Gehöften prangt darum auch das Familienwappen, — eine Eigenthümlichkeit, der ich in Guipuzcoa gleichfalls vielfach begegnet bin. In der That sollen von den 146,000 Einwohnern der erstgedachten Provinz 60,000 nachweislich altadelig sein. Flinke Arbeitsamkeit und eine unverwüstlich harmlose Munterkeit ohne jeglichen Beisatz von Prahlerei oder Faxenmacherei ist den drei Völkchen gleichmäßig eigen, und zeichnet sie vor allen übrigen Spaniern überaus vortheilhaft aus. Der Vizcaino ist überdies als geschickter und kühner Seemann allgemein geachtet. Die Tracht der Basken besteht in einer dunkeln kurzen Tuchjacke oder einer kurzen hellfarbigen Blouse von karrirtem Muster, langen weiten Beinkleidern und den sogenannten alpargatas oder Hanfsandalen, die mit Bändern um die meist nackten Knöchel befestigt werden, indessen oft auch plumpen, dicken Schnürstiefeln Platz machen. Das Eigenthümlichste in der baskischen Kleidung ist aber die in allen Farben getragene Boyna, eine sehr breite, kreisrunde, pilzförmige und oben flach auf dem Kopf anliegende Mütze, welche aus einem einzigen Stück Wolle gewebt und öfters nach Art des türkischen Fes mit einer blau- oder schwarzseidnen Troddel (gorla) versehen ist. Obwohl diese seltsame Mütze schirmlos ist, so schützt sie, vermöge ihrer Dehnbarkeit

und der Steifigkeit des Wollenstoffs, je nachdem man sie nach vorn über Stirn und Augen, oder nach hinten über den Nacken hin auszerrt, ebensowohl gegen Sonne als Regen, und empfiehlt sich hauptsächlich bei langen Fahrten auf Eisenbahnen oder in Diligencen als eine äußerst zweckmäßige Reiseschlafmütze. Am besten sieht die weiße Boyna aus; sie war aber zu meiner Zeit als Symbol des Carlismus verpönt, und man sah die Mütze deshalb damals fast nur in rother oder blauer Farbe. Die meist rothwollene Leibbinde (faja) haben die Basken mit allen Spaniern gemein, obschon sie bei ihnen noch nicht gerade de rigueur ist. Eine solche Faja ist nicht ganz eine halbe Elle breit und mindestens vier bis fünf Ellen lang. Am besten umwickelt man sich mit diesem, den Unterleib so herrlich warm haltenden Institut, indem man selber das eine Ende und eine zweite, so weit als die Faja lang ist, von einem entfernt stehende Person das andere ergreift, und man nun, sich im Kreise drehend, auf den andern so lange zumarschirt, bis die beiden Enden der Binde sich berühren. — Die Frauen offenbaren bei großer Lebhaftigkeit und Formenfülle keine besondere Grazie; doch sehen sie sämmtlich unglaublich gesund und kräftig aus, haben eine sehr weiße Gesichtsfarbe und fallen hauptsächlich durch ihr wahrhaft prachtvolles Haar auf, das meist in langen, schwarzen Zöpfen, mit Bandschleifen geziert, tief nach hinten herabfällt. In Vizcaya sollen indessen auch Blondinen nicht selten sein. Die Mantille der übrigen Spanierinnen ist ihnen unbekannt. Ein enganliegendes Mieder von dunkler Wolle, zu dem das weite, bis zum Handgelenk herabgehende Hemd

die Aermel liefert, und ein ziemlich kurzer, häufig rothfarbiger Rock, unten mit mehreren parallellaufenden Bändern besetzt, blaue Zwickelstrümpfe und alpargatas oder Lederschuhe machen ihre einfache, doch für die Arbeit sehr zweckmäßige Tracht aus. Schon Alexandre de Laborde, der Spanien zu Ende des vorigen Jahrhunderts bereiste, hat darauf aufmerksam gemacht, daß die baskischen Frauen, ganz verschieden von denen des übrigen Spaniens, welche ein sehr gemächliches, fast orientalisch-faules und nur durch Tanz und Liebesintrigue aufgeregtes Leben führen, gleich ihren Männern die beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten pflegen, was natürlich ihre Schönheit frühzeitig beeinträchtigen muß. Die Engländer verabscheuen diese auch in Deutschland so sehr gebräuchliche Sitte als unbiblisch, weil Gott nur zu Adam gesprochen: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen," und der Eva ein anderes Päckchen zu tragen gegeben hat, das die Mühsale des Mannes wohl zehnmal aufwiegt. In der That sehen wir auch, daß, wo der Mensch diese ursprüngliche weise Weltordnung eigenmächtig gestört hat, das weibliche Geschlecht nicht nur an seinem eigenthümlich polaren Reiz bedeutend verloren, sondern auch das Familienleben, die Zucht des Hauses, die Kindererziehung und damit zugleich die Basis alles gesellschaftlichen Glückes erschüttert, die allgemeine Volkswohlfahrt untergraben erscheint. Das deutsche Schenken- und Kneipenleben bietet hierzu einen traurigen Beleg, und es ist nicht zu bezweifeln, daß bei uns manches arme Weib die beim Glas und Kartenspiel verpraßten Stunden des Mannes durch die Schwielen ihrer Hände in ungerechter Weise wieder

gut machen muß, soll die ganze Familie nicht in Hunger und Elend versinken. Umgekehrt aber läßt sich freilich nicht behaupten, daß das Glück der Nationen da mehr gefördert werde, wo das Weib zum blos passiven Haremsleben verurtheilt ist, und daß, wenn zwischen beiden Uebeln zu wählen sei, das letztere dennoch den Vorzug vor dem ersteren verdiene. Das richtige Verhältniß wird immer das sein, wo die Frau sich im Hause plackt, und dem Manne der Broderwerb außer dem Hause allein obliegt; daß so jenes Bibelgebot zu verstehen sei, liegt auf der Hand. Die Baskin soll nun aber, obschon sie im Felde mit ihrem Manne um die Wette arbeitet, doch überdies auch noch eine vortreffliche Hausfrau sein, für ihre Kinder mütterlich sorgen, und auf eine reinliche, wohlgeordnete Menage eifrigst Bedacht nehmen: ist das wahr, so sind ihr ganz besondere Kräfte von der Natur verliehen, und es möchte ihr die Palme unter allen Weibern der Welt gebühren, denn sie leistet dann — ich begreife freilich nicht wie — mehr, als Gott der Herr von ihresgleichen verlangt hat.

Noch sei es gestattet, einige Worte über die eigenthümliche Verfassung und den hochehrwürdigen Conservatismus dieses seltsamen Völkchens hinzuzufügen, von dem wir modernen Halbmenschen mit unserer fadenscheinigen Civilisation unendlich viel zu lernen hätten, wenn es uns nur nicht so unglaublich hart ankäme, aus dem frischen Borne der Natur verjüngende alte Weisheit zu trinken.

Jede der drei Provinzen hat ihren eigenen Landtag (junta general), der nur aus ansässigen Leuten zusammen-

gesetzt ist. An der Spitze der ganzen Civilverwaltung steht in Vizcaya und Guipuzcoa ein von der Königin ernannter Corregidor, in Alava dagegen ein von der Ständeversammlung gewählter, aber von der Königin bestätigter General-Deputirter. Die militärische Gewalt übt ein General-Capitain aus, auf dessen Ernennung die Stände natürlich keinen Einfluß haben. Jeder Ortschaft steht ein Alkalde und ein Municipalrath vor, welche alljährlich gewählt werden; der erstere vereinigt die Aemter eines Richters, Polizeiverwalters und Milizcommandanten in seiner Person. Der Junta präsidirt der Corregidor oder beziehungsweise der General-Deputirte; bei ihr kommen alle Gegenstände von allgemeinem Interesse für die Provinz zur Sprache, namentlich auch das Budget. Die Grundbesitzverhältnisse im Baskenlande sind vielleicht die festesten auf der Welt, denn es gilt noch heute für einen Schimpf, das von den Vätern ererbte Gut zu veräußern. Gütertheilungen unter Miterben sind unerhört; der Vater hinterläßt den übrigens meist nur kleinen Hof demjenigen seiner Söhne, welchen er für den tüchtigsten Landwirth hält, während die leer ausgehenden oder nach üblicher Testamentsformel „mit einem Real, einem Dachziegel und dem entferntesten Baum“ abgefundenen Kinder sich fast immer so bald als möglich ins Ausland, oft nach Cuba und andern Colonieen begeben, um sich dort, wie die nachgeborenen Engländer in Indien und Australien, durch soliden Fleiß ein Vermögen zu erwerben, und dann erst zur Heimath zurückzukehren. Dieses vortreffliche Erbrecht involvirt um so weniger eine Härte, als jeder verarmte oder arbeitsunfähige Baske nach

demselben Rechte einen gesetzlichen Unterhaltsanspruch an seinen nächsten, Vermögen besitzenden Verwandten hat. Nie dem maurischen Scepter unterworfen, und zuerst von allen Völkern der iberischen Halbinsel dem Christenthum zugethan, nennen sich die Basken noch heute mit ganz besonderem Stolze den übrigen Spaniern gegenüber „viejos Cristianos“. Spurlos gingen die Stürme des Jahres 1848 an diesem Kernvolke vorüber. Wie es keinem Engländer je einfallen wird, den Kosmopoliten zu spielen, so wollen auch die Basken blos Basken, — nicht einmal Spanier sein. Nur weil sie in der christinischen Partei die Ideen des ihnen in den Tod verhaßten Liberalismus witterten, und weil Don Carlos ihnen die Aufrechterhaltung ihrer Fueros versprach, erklärten sie sich im Successionskampfe für den Prätendenten; in ihm die Principien des Absolutismus zu unterstützen, kam ihnen aber niemals in den Sinn: sie fochten für ihr eignes conservatives Interesse, für das Recht ihrer Freiheit, nicht für den Bourbonenkönig. Mit welchem Heroismus sie gefochten, ist weltbekannt. — Ganz aus derselben conservativen Gesinnung erklärt sich auch der jetzt namentlich in der Provinz Alava auf das lebhafteste offenbarte Widerstand gegen die Veräußerung des Kircheneigenthums, welche Maßregel die Regierung gegenwärtig auch dort gewaltsam durchzuführen beabsichtigt.

Bei großer Hitze wurden wir um 10 Uhr Vormittags wieder in unsere enge Postrotunde gesperrt, die uns Vieren nur eben Raum genug gewährte, um nicht nöthig zu haben, einander auf dem Schooß zu sitzen. Beiläufig mag hier

bemerkt werden, daß jeder spanische Eilwagen (mit Ausschluß der königlichen Malleposte) aus einem dreisitzigen Coupé, la Berlina genannt, einem sechssitzigen Interior, dem Bau unserer Postwagen entsprechend, und einer viersitzigen Rotunda besteht, in die man von hinten einsteigt, und worin man seitwärts vis-à-vis sitzt. Oberhalb des Coupés fehlt überdies die französische Banquette, die auch noch für drei bis vier Personen Platz bietet, niemals. — Auf hügeliger, doch vortrefflich gebauter Straße rollten wir an zahllosen caserios (Gehöften) vorüber, fast beständig dicht am atlantischen Ocean hin, obwohl durch meist sehr abschüssige Felsenklüfte noch von ihm geschieden; wir passirten das an der schmalen Bucht von Basages liegende Oertchen Renteria, und kamen darauf nach der Veste San Sebastian, deren Citadelle — el castillo de la Mota — auf dem 400 Fuß hohen und steilen Berge Urguell thront. Die Stadt, welche 12,000 Einwohner zählt, und aus demselben Grunde wie Yrun ein durchaus modernes Ansehen hat, auch recht lebhaft ist, liegt terrassenförmig am Ausfluß des Urumea (im Spanischen sind alle Flüsse männlichen Geschlechts) in das Meer, das hier zwei tiefe Buchten bildet. Die spanischen Soldaten, die ich auf den Wällen als Schildwachen gravitätisch einherspaziren sah, riefen mir das Andenken an die Theaterhelden zurück, welche im Fidelio den Chor der Gefangenen zu so ängstlichem Geflüster veranlassen. Finstere, fast unheimliche Grandezza ist Spaniens Kriegern auch heute noch eigen, obschon die Uniform sich inzwischen sehr verändert hat. Die Infanterie trägt durchgehends das französische Käpi, eine dunkelblaue Montur mit rothen Auf-

schlägen und Epaulets, den französischen grauen Mantel und im Sommer weiße Beinkleider. Auch die Gensdarmen, mit gelbem Kreuzlederzeug und dreieckigem Tressenhut, gleichen denen des freundnachbarlichen Kaiserstaats.

Unsere Diligence erhielt jetzt eine vollständig spanische Bespannung: acht bis zehn derbe Maulthiere mit künstlich geschorenem Fell und Schwanz, paarweise hintereinander gespannt und mit rothen Büscheln, Klingeln, Messingbuckeln abenteuerlich aufgestutzt, verdrängten die der hocheuropäischen Civilisation entsprechenden vier Postrosse. Auf dem vordersten Paare reitet nach nationalem Brauche ein Bürschchen, zwischen 14 und 17 Jahr alt, delantero oder Vorreiter genannt, während der ältere Postillon und Wagenführer, der mayoral, auf dem Bock sitzt und nur die Zügel der Stangenthiere in der Faust hält, so daß die mittleren Paare sich im Grunde völlig selbst überlassen sind. Zur Hülfsleistung des Mayoral dient überdies noch ein junger Bengel, zagal geheißen, dem namentlich die Peitschenführung, das Antreiben der stets bei ihren Namen gerufenen Thiere (eine Thätigkeit, die der Spanier mit dem Zeitwort arrear bezeichnet, wovon arriero abgeleitet ist), sowie das Einhemmen des Wagens obliegt. Einen bestimmten Sitz hat dies perpetuum mobile nicht; bald läuft der Teufelskerl heulend und hauend neben den Thieren her, und erfüllt die Luft mit seinen gräßlichen carajo's, dem Allerweltsschimpfwort Spaniens, oder er ergeht sich in ohrenschmerzendem „hatia"-Geschrei, welches — wahrscheinlich ein corrumpirtes „anda" (geh') oder „hacia la derecha" (hott!) — die beliebteste Interjection der hierländischen Postillons zu

sein scheint, obschon man sie in keinem Dictionnaire findet; bald hockt er hinten auf dem zur Rotunde führenden Wagenbret auf; bald endlich hängt er vorn am Bocktritt, an der Deichsel oder Gott weiß wo! Die zähe Ausdauer eines solchen Knaben ist wahrhaft staunenswerth; sie mag allein durch die Reitvirtuosität des gleichalterigen, oft noch jüngeren Delantero übertroffen werden, der, so gut wie alle den Postzug bedienenden Personen, auf der ganzen Tour niemals abgelöst wird, indem man nur die Zugthiere, nicht die Postillons auf den Stationen wechselt. Oft sitzt daher solch ein Bürschchen, das noch lange nicht ausgewachsen ist, 80 Stunden im Sattel, und blos während des Umspannens vermag es sich einige Augenblicke Rast zu gönnen. Und dabei steht auch dem Delantero, wie seinen beiden Collegen, der Mund nicht eine Secunde lang still; wenn er nicht flucht, so schmeichelt und liebkost er sein Vieh, mit dem er überhaupt vollständig identificirt erscheint, denn selten wird er wohl anderswo geschlafen haben, als auf der Streu im Mauleselstall. Der Himmel weiß, wo diese Menschen ihre Lungen herhaben! Eine Papiercigarre im Munde — und sie sind vor jeder Defaillance bewahrt! — An Uniform ist übrigens bei den spanischen Postillons ebensowenig zu denken, als an Trompeten oder Hörner, die schon in Frankreich aufhören.

Der Weg führte nun weiter auf furchtbar staubender Chaussee durch eine nicht uninteressante Gegend, wie denn die nächsten Umgebungen von San Sebastian bei näherer Besichtigung gradezu entzückend sein sollen. Zunächst begleiteten uns Eichenwaldungen in dem erst mäßig breiten und

anmuthigen, dann zwischen Kalk- und Sandsteinfelsen sich verengenden Thale des Oriá (d. h. der Schmutzfluß). Andoain, Jahre lang das Hauptquartier der, San Sebastian von der Landseite aus blockirenden carlistischen Heeresmacht, und das finstere Villabona wurden passirt, und gegen 3 Uhr der von steilen Felsgruppen umgebene, fabrikreiche Cheflieu der Provinz Guipuzcoa, das gutgebaute Tolosa erreicht, welches indessen nicht mehr als 6000 Einwohner zählt. Namentlich bedeutend ist seine Papierfabrikation; doch werden auch viele Eisenwaaren hier und in der Umgegend gefertigt. Im geräumigen parador de las diligencias (Postgasthof) wurde zu Mittag gespeist. Ein wunderbar schönes, stolzes, üppiges Mädchen mit einem Gluthaugenspiel sonder Gleichen und ellenlangen Haarzöpfen von orientalischer Rabenschwärze besorgte in bequemer Grandezza die Tafelbedienung. Zwiebel- und Oelzusätze machten indessen die Speisen für unsere noch nicht spaniolisirten Mägen fast ungenießbar. Am meisten amüsirte uns bei Tisch unser Conducteur, der sich von uns, gleich einem Granden, die Schüsseln über die Tafel reichen ließ, blos in finstern Blicken und stummen Winken sprach, und — ganz gegen die sonstige spanische Courtoisie — niemals dankte, wenn ihm eine Höflichkeit erwiesen war. Dabei hatte der Kerl ein höchst ordinäres Ansehen, und trug einen ganz gemeinen roth- und weißgestreiften Fuhrmannskittel. Da er blos spanisch und baskisch sprach, erschien er uns um so unzugänglicher. Als wir Tolosa verließen, und im schönen Thale des Araxes aufwärts dahinbrausten, verschaffte uns ein aus dem Wagen-

fenster geworfener cuarto, eine kleine Kupfermünze, das Gefolge der gesammten Straßenjugend, die mit rastloser Geschwindigkeit unserer Carosse noch mindestens $^1/_2$ Stunde weit heulend und jubilirend folgte. Dicht bei Tolosa sahen wir noch einen hohen, schroffen Pik links der Straße aus dem Abendnebel emporsteigen, dann sank — leider zu schnell! — die Nacht herein, und die nun erst recht interessante Gegend entzog sich unserer Betrachtung. Das Meer sahen wir von San Sebastian aus nicht mehr, weil die Straße von da links nach Süden abbiegt. Villa-franca, das Dörfchen Ormaiztegui, wo der tüchtigste, zu früh gebliebene Karlistengeneral Zumalacárregui geboren ward, Villareal, Anzuela, das durch Maroto's Verrath im Jahre 1839 bekannte Vergara und selbst das ansehnliche Vitoria, der Hauptort der Provinz Alava, wurden bei Nacht passirt, zwischenein manche sehr beträchtliche Höhe, unter andern der Puerto de Descarga, ein früher wegen oftmaliger Räubereien sehr berüchtigter Gebirgspaß, unter dem Gekeuche unserer Maulthiere erklettert. Bei Miranda del Ebro brach der Tag

des 26. Septembers

an, und zugleich machte hier die altcastilische Aduana einen neuen einstündigen Aufenthalt nöthig. Gegen die italienischen Institute gleicher Art sind diese spanischen Zollhäuser indessen schon aus dem Grunde bei weitem angenehmer, weil Niemand der Herren Angestellten um Trinkgeld bettelt. Nur in Granada bin ich auf diese Unsitte gestoßen. Der Ebro ist bei Miranda nur noch ein unbeträchtlicher Fluß, dessen Sandbänke kein

sehr romantisches Bild darbieten. Castanien habe ich hier ebensowenig an seinem Strande rauschen hören, wie dies Hackländer an seinem Ausflusse bei Amposta in Catalonien gelungen ist. Die baskische Boyna verwandelt sich jetzt in einen niedrigen, aber hochrändrigen runden Filshut, dessen Krämpe und Kopftheil von gleicher Höhe sind, jedoch nur wenig über den Kopf hinausragen. Oftmals erscheint dieser „sombrero calañes“ mit einer schwarzen Quaste, einer Art von Pompon geziert, der links oben am Krämpenrande sitzt. Letzterer, sowie das Kopftheil sind außerhalb mit schwarzem Sammet überzogen, so daß diese durch fast alle Theile Spaniens gehende eigenthümliche Kopfbedeckung im Grunde einem Sammetbarret ähnlicher sieht, als einem Hute. Trotz des Sonntags gewahrten wir doch nur äußerst zerlumpte Gestalten auf den Gassen, und viel Bettelei, in Guipuzcoa und Alava fast unbekannt, umschwirrte unsern Wagen an jedem Stationsorte. Außer trefflichen Weintrauben gab es nirgends etwas zu essen; unsere Augen wurden aber hie und da durch den Anblick eines wirklich schönen castilianischen Mädchengesichts nicht wenig erquickt. Da wir alle vier zusammen nur erst wenig über hundert Jahre zählten, so entschuldigt es sich wohl von selbst, wenn ich über diese Erfahrungen im Verlaufe meines Reiseberichtes etwas mehr mitzutheilen haben werde, als dies z. B. von Seiten des würdigen Paters Lorinser geschehen ist.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir — den Erzählungen mancher anderer Reisenden entgegen — die castilianische Menschenraçe als der baskischen an Schönheit über-

legen erschienen ist. Sind die Castilianer auch vielleicht von etwas kleinerer Natur wie jene, so habe ich doch unter den Männern sowohl als unter den Frauen fast durchgängig nur vortrefflich gewachsene Gestalten gesehen. Es liegt indessen, der frohen, naiven Offenheit der Basken gegenüber, in der Physiognomie des Castilianers etwas Finsteres, fast Trauriges, obwohl man ihn nach Pope's Ausspruch: „blessed is he, who expects nothing, for he shall never be disappointed," gewiß nicht zu den unglücklichen Charakteren rechnen kann. Sein Gleichmuth verräth vielmehr, daß er der Lebensregel der Alten folgt, wonach glücklich nicht der ist, der besitzt, was er wünscht, sondern der, der nicht wünscht, was er nicht besitzt*). Man muß sich durch sein Aeußeres nicht täuschen lassen, und selbst durch de Laborde's Versicherung nicht, daß es viele Leute in Altcastilien gebe, die man in ihrem Leben nie lachen gesehen. Dies letztere paßt freilich trefflich zum Bilde, das wir von Alba's Soldaten aus Goethe's Egmont im Busen tragen, aber auch diese finstern Bursche litten an nichts weniger, als an modernem Weltschmerz. Schweigsamer Ernst, langsame und bedächtige Klugheit, bewundernswerthe Standhaftigkeit im Unglück und nebenbei — wie nicht zu leugnen — große Indolenz und Trägheit sind allerdings von jeher die hervorstechendsten Eigenschaften der altcastilischen Bevölkerung gewesen. Alle Fremden aber, die diesen Menschen näher getreten sind, erkennen zugleich auch ihre entschiedene Redlichkeit, unaffectirte Verbindlichkeit und ritterliche Großmuth an, Züge,

*) „Beatus, non qui habet, quae cupit, sed qui non cupit, quae non habet."

denen ich selbst später verschiedenfach begegnet bin, und die mir alle Achtung eingeflößt haben. Sehr für den innern Gehalt ihres Charakters spricht insbesondere noch die hohe Achtung, die die Castilianer allerdings nicht vor dem abstracten Gesetz, wohl aber vor den mit öffentlicher Autorität bekleideten Persönlichkeiten haben. So genießt z. B. der Alcalde oder die Magistratsperson, welche die gesammte Administrativ-(Polizei-) Gewalt unterster Instanz in sich vereinigt, und die in kleinen Orten meist nur ein schlichter Landmann ist, ein primus inter pares, welcher sich nicht einmal durch die Tracht vor seinen Mitbürgern auszeichnet, und die Abendstunden in der Venta oder Posada mit dem Gevatter Maulthiertreiber und Schuster gemüthlichst zu verplaudern pflegt, stets eines ganz besondern Respects. Ihm und dem etwa einkehrenden Fremden gebührt der Ehrenplatz zunächst dem Heerdfeuer; seiner Rede lauscht die ganze Runde; keiner widerspricht seinem Worte; er ist in weit höherem Sinne ein „Honoratior", als es in unsern Provinzialstädten der Beamte ist, den man — quoad honorem — lediglich mit seinem Titel abfindet. Der Alcalde ist zugleich Präses des ayuntamiento oder der Gemeinderathsversammlung, und schon deshalb eine wichtigere Person als der regidor de justicia, der in den Dörfern die richterliche Gewalt handhabt, aber nicht selbst Recht spricht, da dies vielmehr allein den wirklichen Juezes zusteht; der Regidor stellt nur vorläufige Verhöre an, nimmt Klagen zu Protokoll, und reicht sie dann dem nächsten Corregidor oder Bezirksrichter zur Entscheidung ein. Die audiencias reales oder königlichen Gerichtshöfe in den Provinzialstädten richten

in zweiter und dritter Instanz; oberster Gerichtshof ist das 1834 nach französischem Muster als Cassationshof errichtete Obertribunal zu Madrid.

Doch zurück zum Camino real (der Chaussée) zwischen Miranda del Ebro und Burgos. Von der Einförmigkeit und Sterilität der Gegend vermag man sich schwer einen Begriff zu machen: fast nirgends ein Baum, und was schlimmer noch — nirgends ein Fluß, der diesem dürren, leblosen, sonnenverkochten Boden hinreichenden Befruchtungsstoff, labende Tränkung zuführte! Selbst die Mark Brandenburg mit ihren eintönigen Fichtenwäldern und ihren Flugsandhügeln erscheint dieser Wüstenei gegenüber wie eine Art von Garten. Auch Berge finden sich nur wenig, außer den dicht vor Burgos sich hinziehenden kahlen Kalkhügeln der Brújula. Kein einziger ist bewaldet; was den Gebirgen des Baskenlandes so hohen Reiz verleiht, der dichte Laubwaldbewuchs, hört auf, sobald man den Felsboden Urspaniens betritt. Die Nester, die wir durchflogen, Ameygo, Pancorvo (am Eingang eines oft blutig vertheidigten Felsenpasses, der das cantabrische Gebirge durchschneidet) Bribiesca, wo die hohe Sierra de Oca in der Ferne sichtbar wird, und Villafria sind gräßlich: Armuth und Schmutz schauen zu allen Seiten aus den meist glaslosen Fensterhöhlen und Thüren heraus. Als ich diese traurige Einöde passirte, ward ich lebhaft an die Worte Washington Irving's erinnert, der in seiner Einleitung zur „Alhambra“ treffend bemerkt: „Viele pflegen Spanien sich in ihrer Phantasie als eine milde südliche Gegend mit allen blühenden Reizen des wollüstigen Italiens auszumalen, wäh-

rend es doch im Gegentheil, mit wenigen Ausnahmen in den an der See gelegenen Provinzen, größtentheils ein trauriges, düsteres Land ist mit steilen Bergen und langen kahlen Ebenen ohne Bäume, unbeschreiblich still und einsam, an den wilden und unfreundlichen Charakter Afrika's erinnernd." Die Ursache, weshalb dem so ist, weshalb Spanien kein Italien, weshalb es im Großen und Ganzen eine Einöde ist, erklärt sich indessen leicht durch eine Betrachtung seiner geologischen Verhältnisse, die zuerst von Allen Moritz Willkomm in seiner höchst interessanten Schrift: „die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation, Leipzig 1852," nach eigenen gründlichen Untersuchungen dargelegt hat. Man bedenke nur, daß von den 10,500 geographischen Quadratmeilen, welche den Flächenraum Spaniens und Portugals zusammen bilden, über 4,200 dem, das Centrum der Halbinsel einnehmenden, trapezoidisch gestalteten Tafellande angehören, welches in einer absoluten Höhe von durchschnittlich 2500 Pariser Fuß, rings von Gebirgen umschlossen, und von mehreren Bergzügen durchschnitten, ein gewaltiges Hochplateau darstellt; — man bedenke ferner, daß die peripherischen oder Litoralglieder der Halbinsel mit Ausnahme der pyrenäischen und granadinischen Bergterrasse im Osten und Süden, welche durch die Tiefebenen des Ebro- und Guadalquivirbeckens von jenem centralen Tafellande getrennt sind, nur als dessen natürliche Abhänge angesehen werden können, daß also als der eigentliche Kern des ganzen Landes immer blos jenes weit gedehnte Hochplateau zu betrachten ist; — man bedenke endlich, daß

nicht nur dieses, sondern vorzugsweise gerade auch ein großer Theil des hochbelobten Andalusien — nämlich die ganze Gegend zwischen den Felsenhöhen von Huescar, Baza und Gor, der Sierra Nevada und den Montes de Granada einerseits, und die Region zwischen Aguilar, Montalvan und Miragenil bis gegen Ecija, den Rio Corbones und das Gebiet von Osuna andererseits durchaus den Charakter der gewaltigsten Salzsteppen Asiens an sich trägt, man daher auch mit vollem Recht schlechthin von einer hoch- und niederandalusischen Steppe spricht, — daß sich dieselbe Erscheinung in Aragonien und Murcia, in der Mancha, Jaën und Navarra wiederholt: — bedarf es dann noch weiterer Beweise, daß Spanien niemals, auch wenn sein Volk sich zur regsamsten Thätigkeit aufschwänge, und seine Regierung die erleuchtetste der Welt wäre, ein Culturland in dem Sinne werden könnte, wie man das Wort in England, Deutschland, Frankreich und Belgien versteht? — Verbesserungsfähig sind seine Zustände unbedingt, aber auch durch die höchst möglichste Vervollkommnung wird es jene natürlichen Culturhindernisse nie völlig besiegen.

Gegen Mittag rollten wir nach Burgos hinein. Obwohl Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, hat es, am wasserarmen Arlanzon gelegen, außer seiner berühmten Kathedrale und einer leidlichen alameda am Ufer des Flusses, die der beau-monde zum Corso dient, nichts besonders Anziehendes. Es trägt, mit sammt seinen 12,000 Einwohnern, durchaus den Stempel äußerster Zurückgekommenheit. Der parador de las diligencias öffnete uns eine große, luftige

Balkonstube der dritten Etage als Schlafgemach, in der es an allen Gegenständen nothdürftigster Bequemlichkeit, ja selbst an einem Tisch fehlte, so daß ich mein Tag für Tag redlich geführtes Reisejournal auf den Knieen zu vervollständigen gezwungen war, und dabei noch das Mißgeschick hatte, mit einem alten Stuhl zusammenzubrechen, auf dem Gil-Blas de Santillana auch schon gesessen haben konnte, da er sich — comme un faucon sur sa proie — über die 1000 Dukaten der großmüthig-dankbaren Doña Mencia hinwarf. Kein Fenster, keine Thüre schloß, und an Bedienung war eigentlich gar nicht zu denken. Unter Andern verlangte die gemüthliche moza (Kellnerin) von uns, wir sollten uns alle vier in einem kleinen irdenen Waschbecken und mit einem einzigen Handtuch vom Reisestaub purifiziren, der fingerdick auf unsern Antlitzen lagerte. Solche Erfahrungen sind freilich verdrießlich genug für vier müde Passagiere. Das Mittagessen war indessen leidlich. —

Die herrliche Kathedrale, eine Kreuzkirche von drei Schiffen, aus dem 13. Jahrhundert mit ihrem großartigen Kuppelgewölbe (Cimborio) und ihren hohen gothischen Zwillingsthürmen frischte unsere Lebensgeister nach Tisch von neuem auf: es war seit unserm Eintritt in Spanien das erste Werk der Kunst, dem wir begegneten. Einige dort hängende Murillo'sche Bilder konnten leider! der schnell einbrechenden Dunkelheit wegen nicht ordentlich mehr genossen werden. Das Prachtgebäude ist übrigens sehr unvortheilhaft, obschon am Abhang einer Terrasse gelegen, zu der 38 Stufen auf der Seite der Hauptfaçade hinanführen; es steht nämlich

auf einem engen, verbauten Platze, und selbst das schöne, reiche gothische Hauptportal wird durch häßliche Nebenbauten vollständig verdeckt. — Wir faßten gegen Abend in einem Schweizer Café Posto, in welchem uns ein freundlicher Jüngling aus dem Canton Tessin mit trefflicher Granita bediente, und lorgnettirten von hieraus die herrlichen castilianischen Frauengestalten in schwarzen Gewändern und Mantillen, die schaarenweise auf dem Corso umherwandelten. Es flog uns namentlich ein unvergeßlich-feines Gesicht vorüber, dessen zarte, edle, schwärmerische Züge des Pinsels eines Murillo werth gewesen wären. Für ein solches Marmorantlitz kann kein schönerer Rahmen gedacht werden, als der kokette schwarze Spitzenschleier der an der Stirn flach anliegenden Mantilla. Oben im Haarnetz durch einen Kamm festgehalten, fließt sie zu beiden Seiten des Hauptes herab, und wird vorn über der Brust durch ein Händchen zusammengehalten, das an Sauberkeit und Weiße mit den Perlenzähnen wetteifert, welche hinter den schöngeschwungenen Lippen hervorleuchten. Was aber hülfe die Mantilla der Spanierin ohne die angeborene Grazie, ohne die überhaupt jede schöne Tracht völlig wirkungslos bleibt? Steckt ein deutsches Bauermädchen in solches Gewand, und sie wird sich darin ausnehmen, wie ein Höckerweib in vornehmer Balltoilette! Die Schönheit der Burgos'er Frauen verdiente wohl einen besondern Lobgesang; was sie vor den übrigen spanischen beautés insbesondere auszeichnet, ist die ätherische Grazie und Milde ihres Ausdrucks, wie man sie sonst im Lande stolzer Ueppigkeit nur wenig findet. Nur in Cadiz und auch in Madrid

sah ich ähnliche Reize, obwohl an letzterem Orte das Embonpoint meist zu sehr vorherrschend ist, die Frauenschönheit etwas zu fleischig auftritt. — Abends löschte noch ein wohlthuender Gewitterregen Hitze und Staub, von denen wir in unserm Postwagen so furchtbar gelitten.

Am 27. September.

Da der Morgens um 7 Uhr nach Madrid abgehende Eilwagen bis auf den letzten Platz besetzt war, und das Institut der Beiwagen in Spanien nicht bekannt ist, so mußten wir uns dem Schicksal überlassen, und bis zur Ankunft einer zweiten Diligence in Burgos warten, wo es dann aber freilich immer noch gleich fraglich blieb, ob sich die nöthigen Plätze für uns finden würden. So miserabel und unzulänglich sind die spanischen Posteinrichtungen, daß es, ohne ein mehrtägiges Sitzenbleiben zu riskiren, gar nicht möglich ist, an einer Zwischenstation zu verweilen. Privatfuhrwerk aber ist erst recht nicht aufzutreiben, und so bleibt denn nichts übrig, als zu warten, oder zu Maulesel weiter zu reiten, was denn doch mit Gepäck auch seine Schwierigkeit hat. Alles das hätte Goytia in Paris uns vorher sagen sollen; statt dessen aber hatte er nichts gethan, wie seine bella patria als das Non-plus-ultra aller Herrlichkeiten anzupreisen! —

Es dünkte uns am besten, die Zeit bis zur Ankunft der zweiten Diligence mit einer Promenade nach der, eine Stunde von Burgos belegenen Cartuja (Karthause) auszufüllen, wo der Guide Richard uns das alabasterne Grabmal Don

Juan's II. und seiner Gemahlin Isabel versprach. Der Weg dahin führt durch eine seltene Wüste auf wellenförmigem, ödem, baumlosem Terrain. Das Klostergebäude ist von langen, halbverfallenen Mauern umringt, um die wir — als wäre es die chinesische Mauer — erst vollständig herumwandelten, ehe wir den Eingang fanden. Aber selbst dieser endliche Fund brachte uns unserm Ziele, die Kirche zu sehen, noch nicht viel näher; denn von Hof zu Hof, von Kreuzgang zu Kreuzgang drangen wir vor, ohne auch nur einem lebenden Wesen zu begegnen. Endlich nach halbstündigem Suchen, Klopfen und Schreien, erschien eine Art Portier, wie ein Kellergeist, aus einer bisher unbeachtet gelassenen kleinen Pforte, und schloß uns eine unschöne Kirche auf, in der sich das allerdings dem Maßstabe nach sehr großartige, aber demungeachtet höchst geschmacklose Alabastermonument befindet. Entschieden hat Rauch das Modell zu seiner Königin Louise in Charlottenburg in der hiesigen Isabel nicht gefunden, deren Steifheit mehr als mumienhaft erscheint. Das Aeußere des Klosters hat einen gothischen Anstrich, und macht einen architektonisch nicht ganz unbedeutenden Eindruck. Von den hochwürdigen Herrn Mönchen ließ sich Niemand blicken. Der Geist der Zeit hat sie verschluckt.

Trotz des, wie der Spanier sagt á cantaros (in Krügen) herabgießenden Regens verführte uns der alberne Mr. Richard noch, das abermals eine Stunde weit entfernte Kloster San Pedro de Castañias zu besuchen, worin Cid und Jimene's Grabmal als sehenswerth gerühmt ward. Erst kurz vor unserer Ankunft daselbst überzeugte uns ein zufälliger Blick

auf die Rückseite der Richard'schen Monumentsbeschreibung, daß die Asche der berühmten Todten selbst dort nicht mehr ruhe, sondern nach Burgos transportirt worden sei. Es lohnte sich unter solchen Umständen also in der That, auch aus bloßen historischen Gründen, nicht im geringsten, die zweistündige Regenpromenade in der sterilsten, abscheulichsten Gegend von der Welt zu diesem öden Kloster unternommen zu haben. Nun wir aber einmal hier waren, mußten wir wohl oder übel ein geschmackloses steinernes Haut-Relief, welches den Cid, auf seiner Babieca Stadtmauern umkreisend, darstellt, über dem Eingangsportal besichtigen, und dann die einfache, doch geschmackvolle, lichte Klosterkirche, sowie den unförmlichen Sarkophag bewundern, auf dem Cid nebst Gattin, in Stein gehauen, ruhen. Eine feierliche lateinische Inschrift läuft erklärend am Plafond der Seitenkapelle hin, worin das Monument steht. Im Uebrigen bietet das Kloster durchaus nichts Sehenswerthes dar, und auch hier ließ sich kein einziger „Monge" sehen. Nur einmal noch während meines Wanderlebens bin ich in ähnlicher Art in den April geschickt worden: es war dies 1842 in Verona, als mich ein geschäftiger Lohndiener bei großer Mittagsgluth durchaus nach dem sehr entlegenen Grabe von Romeo und Julie forcirte, das nichts mehr nichts minder, als ein ganz gemeiner steinerner Schaftrog ist, und wovor ich alle meine geehrten Herrn Nachfolger hiermit ernstlichst gewarnt haben will.

In der Venta dicht beim Kloster, einer ärmlichen Steinhütte, worin Küche, Stall und Wohnstube ein und dieselbe Piece bildeten, tranken wir zur Erfrischung ein Glas

sauern Rothweins von Aranda, wärmten uns die triefenden Stiefeln etwas aus, und plantschten darauf wieder die zwei langen, ekelhaften Wegesstunden, Hügel auf Hügel ab, nach Hause. Selbst die afrikanischen Wüsten können nicht an schlimmerer Monotonie leiden, als dieses unselige castilianische Plateau, wo man meilenweit wandert, ohne daß das Auge durch irgend einen Gegenstand gefesselt wird. Häuser oder Dörfer sieht man mehrere Stunden weit vor sich, ehe man sie erreicht: selbst einem Seume müßte das Promeniren hier vergehen! Wie lebhaft trat mir dabei Freiligrath's Gedicht „die Steppe“ vor die Seele:

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.“ —

Spanische Merkwürdigkeiten nach Richard's Anleitung hatten wir nun sattsam genossen, und ergossen uns in Zornreden gegen ihn, dem wir unsere Pudelnässe verdankten. Als letzte Curiositäten von Burgos muß ich indessen noch die canarienvogelgelben Ulanen mit blauen Aufschlägen und Beinkleidern, welche hier in Garnison liegen, und deren Exercitium wir bei unserm Ausmarsch am heutigen Morgen beiläufig zu sehen bekamen, sowie die durch ganz Spanien gehende Hutmode der Priester erwähnen, mit deren bizarrer Monstrosität ich hier zuerst bekannt ward. Ein solcher Hut besteht nämlich aus einem kolossalen Filzdeckel, dessen breiter Rand vermittels eines schwarzen Bandes rechts und links aufgeschlagen ist, so daß das ganze Unthier etwa die Form

einer cyklopischen Waffel hat. Segelt ein Priester um die Straßenecke, so erscheint die Spitze seines Hutes lange vor seiner Nase, die darum doch noch nicht kurz zu sein braucht. Basil im Figaro hat wohl jedem meiner deutschen Landsleute schon ein anschauliches Bild dieses unbeschreiblich komischen Hutgebäudes gegeben. So, ganz so sieht der spanische Priesterdeckel heute noch aus. Die Herrn Priester selbst aber machen, wie fast überall, so auch hier in ihrem meist sehr behaglichen Embonpoint dem italienischen Sprüchwort alle Ehre: „Chi vuol il buon dì, vada al barbiero, chi vuol la buona settimana, ammazzi il porco, chi vuol il buon mese, vada ai bagni, chi vuol il buon anno, prenda moglie, chi vuol il buon sempre — facciasi prete.“

Das Fortkommen aus Burgos ward nun zur Lebensfrage. Die beiden um 4 Uhr von Bayonne hier ankommenden Diligencen ließen uns keine Wahl: es waren nur noch ein einziger Banquetteplatz auf der einen, und drei improvisirte Imperialeplätze auf der andern frei. Dieckhoff wählte den erstern, wir drei Andern die letztern, deren Gräßlichkeit sich schwer beschreiben läßt. Zwischen dem, unter einer großen Lederdecke befindlichen obern Gepäckraum und der hinter dem Bock angebrachten Banquette pflegt nämlich, wenn das Glück gut ist, noch eine enge, düstere, ungefähr 3½ Fuß hohe und ebenso lange Ritze übrig zu bleiben, die, von allen Seiten durch die schwere Lederdecke von der frischen Luft hermetisch abgeschlossen und nur dem seitwärts abtröpfelnden Regen zugänglich, fensterlos, sitzlos, aber voll Staubes und Schmutzes, — ein wahrer Galeerenschlafraum — uns vom Postmeister

zur Lustreise nach Madrid angeboten ward. Als Rückenlehne dienten uns die Stricke, womit das hinter uns aufgethürmte Gepäck zusammengehalten wurde, — als Sitze — zwei Nachtsäcke und ein alter Reservesattel für den Delantero, wozu sich noch Knäuele von Stricken, Futtersäcke, verschiedene Beile, Hämmer, und sogar ein unglücklicher Filzhut gesellten, den ein Banquettereisender, der Kammerdiener der das Coupé einnehmenden russischen Fürstin Gallizin, dort deponirt hatte, ohne zu ahnen, daß er ihn in Madrid zu Muß zersessen und zertreten wieder empfangen würde. Wie konnten wir in der aegyptischen Finsterniß, die uns in unserm Kerker umgab, zarte Rücksichten auf so fragile Colli nehmen? Wir stopften eben Alles, was sich weich anfaßte, unter unsere armen Leiber, die sich schon nach der ersten Station wie gerädert fühlten. Zudem stieß uns das Trageisen, auf dem die Lederdecke ausgespannt war, bei jedem Wagenruck an die Köpfe, welche ohnehin schon von dem niedrigen Plafond unseres Appartements ausnehmend litten. Und für diese Hundeplätze, in welche hineinzukriechen bereits mit wirklicher Lebensgefahr verbunden war, und auf welchen 32 Stunden bei gräßlichem Wege und fast unablässigem Regen auszuhalten, in der That ein gesunder Humor gehörte, ließ uns der Postmeister je 140 Reales (= circa 35 Franken) bezahlen. Es hieß zwar bei ihm, in 26 Stunden werde Alles überstanden sein, allein — ich habe mir den Zeitpunkt der Abfahrt aus Burgos und den der Ankunft in Madrid nur zu genau gemerkt, und da kommen denn die obigen 32 Marterstunden rund und voll heraus. Um 5 Uhr Nachmittags am 23. September fuhren

wir ab, und erst um 1 Uhr Nachts am 29. waren wir erlöst! — Daß unter solchen Umständen an Schlaf gar nicht zu denken war, braucht nicht erst versichert zu werden. Cigarrenrauchen und verzweiflungsvolle Gesänge aus dem Burschenleben — das waren die Lustbarkeiten, womit wir uns die endlose Zeit zu vertreiben suchten. —

Am 28. September.

Vormittags um 11 Uhr ward in einem elenden Neste, ich glaube es hieß Fuentespina, ein kleiner Halt gemacht, und, um den Heerd einer räucherigen Küche gelagert, Chokolade, das spanische Nationalgetränk, genossen. Man servirt dasselbe in ganz kleinen, vogelnapfähnlichen Tassen, und so dick, daß ein etwaiger silberner Löffel, der aber hier selbstverständlich nicht in Gebrauch kam, darin stehen bleiben würde. Nachdem wir noch zwei Stationen zurückgelegt hatten, hielten wir es in unserm Käfig vor Knochenschmerzen nicht mehr aus, und beschworen deshalb den Conducteur, die verdammte, wie ein Alp auf uns lastende Lederdecke zurückzuschlagen. In der That ließ sich der Mann gegen ein Trinkgeld erweichen, lüftete unser Dach, und nun standen wir die folgenden fünf Stationen hindurch, wie Erlöste, aufrecht in freier, kalt schnaubender Luft, uns an dem Riemzeug festhaltend, womit die Decke an der Banquette befestigt gewesen. Auch diese Position aber hatte noch immer ihre großen Unannehmlichkeiten, denn die Straße war so execrabel schlecht, daß wir durch die Stöße des Wagens oft hoch in die Luft oder seitwärts geschleudert wurden, und in beständiger Gefahr

schwebten, bei einem in Spanien häufig vorkommenden Umkippen des Postwagens das Genick zu brechen oder den Kopf zu zerschellen. Trotz der Erbärmlichkeit der Chaussée behauptete der Conducteur, die Regierung erhöbe so viel Contributionen zur Unterhaltung derselben, daß sie von Rechtswegen mit Silber gepflastert sein müßte. Freilich wisse man recht gut, wo das Geld hängen bliebe; die Königin Christine, Mad. Munoz, könne Antwort darauf geben, denn sie habe alle dergleichen Bauunternehmungen im Königreich in Accord genommen, und fülle ihren Säckel mit den dafür erhobenen Abgaben. — Das waren doch recht pikante Beiträge zur Erläuterung spanischer Zustände! Weder den Arlanza bei Lerma, noch den Duero bei Aranda de Duero hatten wir gesehen, denn wir waren ja, abgesehen von der stockdunkeln Nacht, als Colli und nicht als Menschen bis zur Chokoladenstation gekommen, und von unserer Gepäckkammer konnte man füglich im Mozart'schen Canon singen:

„Warum soll's denn drin nicht finster sein,
Es scheint weder Sonn' noch Mond hinein!"

Nun aber benutzten wir unsere Stehplätze zu um so eifrigerer Umschau. Doch — welch eine Gegend war es, durch die wir fuhren?! Nirgends ein Baum, ja fast nirgends ein Acker, ein bebauter Fleck Landes! Statt dessen überall wie vom Teufel ausgesäete Felsblöcke und niederes, verdorrtes, trotz des vielen Regens nach Befruchtung lechzendes Gestrüpp, und alle zwei bis drei Leguas einmal ein Ort, so primitiv als nur möglich construirt, mit Fenstern von getränktem Oel-

papier! Nirgends eine Glasscheibe, nirgends ein zweistöckiges Haus, nirgends ein Gärtchen an den Lehmhütten, nirgends eine Spur von Wohlstand, milder Sitte und menschlicher Cultur! Gewiß, das alt- und neucastilische Hochplateau, das die baskischen Provinzen von Madrid trennt, ist eine Wüste, wie es in Europa schwerlich eine zweite giebt, und ihr Anblick um so betrübender, als man sich beständig sagen muß: das ist doch dasselbe Land, das noch im 15. Jahrhundert unter Ferdinand und Isabella in verhältnißmäßig hoher Blüthe gestanden, und dem erst durch die Entdeckung von Amerika soviel Arbeitskräfte entzogen wurden, daß es zugleich durch die nachtheiligen Einflüsse des allzugroßen unveräußerlichen Grundbesitzes (derselben Misère, wie in der Campagna um Rom!), durch das Unheil des Verpachtungssystems, der Creditlosigkeit der Bauern, der Indolenz des ganzen, durch faule Pfaffen geleiteten Volkes und der kläglichen Staatseinrichtungen von allen Seiten dem Verderben entgegengeführt, jetzt nur zu zwei Drittel nothdürftig bebaut ist, und, obwohl an natürlicher Fruchtbarkeit auf vielen Stellen keinem Theile der Erde nachstehend, das zur Erhaltung der Bevölkerung nöthige Getreide aus Sicilien, Nordafrika und Nordamerika einführen muß! Doch aber ist der Ackerbau in ganz Centralspanien noch der vorherrschende Erwerbszweig, obschon auch Viehzucht (die bedeutendste Merinoschaafzucht wird in Altcastilien getrieben) und die arrieria, d. i. das Transportgeschäft mit Karren und Maulthieren, einen Theil des Volkes nähren. Auch sind in der That, wie uns der, Spanien so gründlich kennende Dr. Moritz Willkomm in seinen „Wanderungen durch

die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens" (Leipzig 1852, 2 Theile), Theil II, Seite 390 berichtet, manche Landstriche, namentlich die Ebenen um Leon (la tierra de campos), um Burgos, Aranda de Duero, die sogenannte Bureba und Rioga Altcastiliens, die Umgebungen von Talavera de la Reina, Valdepeñas, Huëte und einige andere Gegenden keineswegs unfruchtbar, und beruht die Vernachlässigung des Bodens dort lediglich entweder auf dem Umstande, daß die Bevölkerung eine seit den ältesten Zeiten ackerbauende gewesen, und daher mit allen ausschließlich solchen Erwerbszweig verfolgenden Nationen das gemein hat, gegen jede Art von Neuerung und Verbesserung aufs Aeußerste eingenommen zu sein, oder wohl mehr noch auf der Schwierigkeit der Communication und dem dadurch erzeugten Mangel an Absatz, oder endlich auf der geringen Population, den fehlenden Arbeitskräften, sowie auf dem Uebelstande des allzugroßen Grundbesitzes, der sich in den Händen der meist um ihre Wirthschaften in keiner Weise besorgten Grandezza oder der Kirche befindet. Baron Vaerst erzählt in seinem Werke: „die Pyrenäen", daß nach einem Rapport der Cortes vom Jahre 1820 damals die Hälfte alles Grund und Bodens in Spanien im Besitz der großen Seigneurs (meist Granden), zwei Zehntel in den Händen der Geistlichkeit gewesen, und nur drei Zehntel der gesammten übrigen Bevölkerung gehört haben. Hiernach würden überhaupt in diesem Lande weit weniger Menschen Grundbesitz haben, als in irgend einem andern Theile der Welt, was denn freilich nur die allertraurigsten Folgen nach sich ziehen kann. Man schaudert, wenn man statistische

Studien in Spanien treibt, und wenn man hört, daß auf 8598 Quadratmeilen nur 14 Millionen Menschen, dagegen anderthalb Millionen Maulesel wohnen, die höher noch als die Pferde geschätzt werden, da sie soviel geringere Futterkosten erheischen und herkulische Kraft und Ausdauer besitzen. Daß es Stellen giebt, wo der Boden blos deshalb nachlässig bestellt wird, weil er allzu fruchtbar ist, und Alles so zu sagen von selbst wächst, behauptet Willkomm a. a. O. gleichfalls, und hiernach muß man denn allerdings zu dem Resultat gelangen, daß dem Lande vor allen Dingen eine Vermehrung der Verkehrsmittel, Chausseen und Eisenbahnen Noth thut, um dem Getreidequantum, welches mit Leichtigkeit producirt werden könnte, einen leichteren und billigeren Absatz zu verschaffen. Solange das letztere noch wie jetzt fast ausschließlich auf Maulthierrücken von einem Ort zum andern geschafft werden muß, kann dem kräftigen, unerschütterlich ehrlichen, genügsamen Urmenschen von Altcastilien, der sich, weil kein Tropfen maurischen Blutes in seinen Adern rinnt, gleich dem Basken, Galicier und Asturier „cristiano viejo“ nennt, ein schöneres Erdenparadies freilich nicht erblühen, obschon er das Himmlische bei all seiner materiellen Verkommenheit in zehnmal höherem Grade besitzen mag, als nous autres Européens civilisés, bei denen aus guten Gründen schon längst die Mode abgekommen ist, welche in diesem Lande der Uncultur noch bis auf den heutigen Tag in ihrer ganzen patriarchalischen Herrlichkeit besteht, daß nämlich die Hausthüren weder Schlösser noch Riegel haben. Lasse man daher immerhin Charles Didier seufzen: „le désordre est le Dieu de l'Es-

pagne“, schimpfe man als Reisender auf die schlechten Wege, die unbequemen Diligencen, die unerquicklichen Wirthshäuser, trauere man über die Einöden, wo bei entwickeltem Ackerbau und reger Industrie lachende Gefilde das Auge erfreuen könnten: Spanien bleibt deshalb doch immer ein verjüngungsfähiges Kernland, denn sein Volk hat noch einen sittlichen Boden, und kennt die Aftercultur noch nicht, welche das Menschengeschlecht erst wahrhaft aus dem Paradiese vertreibt. —

Bergauf, bergab ging es in ununterbrochener Monotonie. Onrrubia, Fresnillo la Fuente, Boceguillas, Castillejo, Venta de Juanillo sind abscheuliche Nester; bei letzterm beginnt die sehr bedeutende Somosierra, ein felsiger Gebirgskamm, der sich von der, Neu- und Altcastilien trennenden mächtigen Sierra de Guadarrama abzweigt, und dessen Uebersteigung unsern 12 Mauleseln oft harte Aufgaben stellte. Trotz allen viehischen Anfeuerungsapostrophen und Stockprügeln der Postillons kroch unsere Diligence doch nur im kleinen Zoddeltrabe oder gar nur im Schritt sehr mühselig vorwärts. Somosierra, Robregordo und das etwas größere Buitrago, am Fuße eines mit stolzer Burg gekrönten Hügels ganz malerisch gelegen, waren die nächsten Stationen, die wir berührten. In La Cabrera, einem höchst elenden Oertchen, 12 Leguas vor Madrid, wurde zu Mittag gegessen; nachher fing es furchtbar zu regnen an, so daß wir schließlich noch das Vergnügen hatten, bis auf die Haut naß zu werden, und die letzten acht langen Leguas abermals unter unserm Futteral in halber Froststarrung zu-

bringen mußten. Erst um 1 Uhr Nachts rumpelten wir so auf den Tod erschöpft und vollständig paralytisch in die Hauptstadt Madrid hinein, wo wir uns sogleich nach der von Richard höchlichst empfohlenen Fonda de San Luis, Calle de la Montera Nr. 27, dicht an der Puerta del Sol, begaben. Zwei miserable, niedrige und fensterlose Zimmer nahmen uns auf; allein wir murrten ferner nicht, sondern streckten uns sofort, von Müdigkeit überwältigt, in die leidlichen Betten, die uns wie wahre Paradiese entgegenlächelten.

Zweites Capitel.

Madrid und Umgegend.

Am 29. September.

Der Tag fing für uns heute erst um 1 Uhr Mittags an: so lange verlangten unsere müden Leiber den wohlverdienten Beistand des Gottes Morpheus. Dann stiegen wir aus unserer Camera obscura an's Licht der Puerta del Sol, des Mittelpunktes und immer vollen öffentlichen Plauderstübchens von Madrid. Es ist ein nicht großer, doch von leidlichen Häusern eingefaßter Platz — ohne Thor, was längst verschwunden, obwohl es, als Madrid noch eine bei weitem kleinere Stadt war, dem Orte den Namen gegeben; verschiedene Hauptstraßen laufen fächerartig auf denselben aus. Wir bogen in die schönste und fashionabelste von allen, die Calle de Alcala ein, die, mit einer doppelten Akazienreihe bepflanzt, nach dem Prado führt, und nahmen im Café Suizo unsern Morgentrunk ein. Die Pariser Eleganz ist diesen Anstalten allerdings fremd, doch liefern sie gute Getränke und treffliche Sorbetti, die mit Ausnahme der neapolitanischen selbst die italienischen noch übertreffen. Das

Wetter war zwar kalt, doch rein die Luft und blau der Himmel; der Regen hatte endlich aufgehört. Ich ging, um meinen alten Berliner Freund, Herrn v. Gülich, der damals Kanzler beim preußischen Generalconsulat in Spanien war, aufzusuchen. In der im repertorio generale, dem Adreß-kalender, verzeichneten Wohnung war er indessen nicht auf-zufinden; ich steuerte daher nach der Plaza de Oriente, an der der Königspallast liegt, und gab im dort gleichfalls befindlichen Königl. Preußischen Gesandtschaftshotel Nr. 14 meine Karte für ihn ab; ein sehr unansehnlicher Portier nahm sie in der That auch senza ceremonia entgegen, ohne mir — was ich erst später erfuhr — zu berichten, daß Gülich inzwischen nach Barcelona versetzt worden sei, und auch Hr. v. Minutoli, der Generalconsul, auf dem Sprung stehe, sich dorthin zu verfügen. Einstweilen versah der letztere noch in Madrid die Vices des Gesandten, da Graf Raczinsky ab-berufen worden, und sein Nachfolger, Graf Galen, noch nicht eingetroffen war, auch noch bis zum Sommer künftigen Jahres ausblieb. —

Auf diesem Gange lernte ich mehrere sehr winkelige bergauf- bergabführende Gassen kennen, deren einziges In-teresse in den vielen schönen Mantillenträgerinnen bestand, die hier lustwandelten, und Gesichter zur Schau stellten, wie sie eben nur in Spanien gefunden werden. Der Hauptreiz des castilianischen Frauenkopfes liegt in der hohen Wölbung des mit langen schwarzseidenen Wimperborten umrahmten Auges, welches im reinsten Diamantwasser strahlt und Blicke wirft, die alle Leidenschaften zu gleicher Zeit auszudrücken

scheinen. Das Auge der Italienerin blickt im Allgemeinen bequemere Lüsternheit und mildere Gluth; das der Spanierin aber ist ein stolzer, zuckender Blitz. Und wie versteht es die Letztere, ihre olympische Waffe zu regieren! So vielbedeutend auch das Augenspiel der Römerinnen sein mag, hier in Madrid haben sie ihre Meisterinnen gefunden. Dafür paßt aber auch das französische Verslein ganz besonders auf die Señoras dieses Landes:

„Plaire, charmer, séduire
Est un bonheur dans leur printemps;
Mais gouverner, avoir l'empire
Est leur plaisir dans tous les temps.“

Obwohl Madrid schon in früher Maurenzeit unter dem Namen Magerit vorkommt, und bereits unter Heinrich III. (1390—1406) factisch Residenz des Königreichs war (wirklich dazu erklärt wurde sie erst 1560 unter Philipp II.), so sieht sie doch nichts weniger als alterthümlich aus. Die meisten Häuser, namentlich im besseren Stadttheil, sind von röthlichen Ziegelsteinen sehr leicht gebaut; eines gleicht dem andern fast auf's Haar, und es setzt sich hierdurch gewissermaßen die Monotonie der spanischen Landschaft in den Gassen der Hauptstadt fort, in denen dem Auge des civilisirten Europäers insbesondere noch der Mangel an reichen Kaufläden und Schaufenstern unangenehm auffällt. Alle Boutiquen haben einen durchaus krämerhaften Anstrich; der Pariser würde sagen: „on y sent la province.“ Glücklicherweise sind aber die Straßen fast immer voll und belebt von erbaulichen Nichtsthuern, obwohl man — die Mantillen abgerechnet —

ein specifisch- und originell-spanisches Treiben auf denselben auch nicht suchen muß. In keiner Stadt erscheint die sonst so scharf prononcirte Nationalität abgeschwächter, als in Madrid, wenn gleich die Stadt nichts weniger als auf dem Höhenpunkte europäischer Civilisation steht. Kirchen, Palläste und andere öffentliche Gebäude machen einen durchaus modernen Eindruck, und zeichnen sich überdies durch besonders schöne Architektur keineswegs aus. Nur wenige Bauwerke, auf die ich später zu sprechen komme, bilden eine Ausnahme hiervon. Wie das Aeußere, so ist auch das Innere der Häuser großentheils völlig schmucklos; der Spanier hat, gleich dem Portugiesen, in dieser Beziehung einen ausnehmend simpeln, oder vielmehr gar keinen Geschmack. Selbst in den größten Hotels fehlt es an elegantem Mobiliar; Alles sieht altväterisch und gebraucht aus.

Zu Mittag machte ich in unserer Fonda die Bekanntschaft zweier livländischen Barone, der Vettern von Wolff, die gleich uns die Absicht hatten, von hier aus das südliche Spanien zu besuchen. Der ältere, ein ehemaliger Offizier von der russischen Gardecavallerie und bereits in gesetzten Jahren stehend, hatte Egypten, Nubien, Syrien, Palästina bereist, und erzählte recht interessant von seinen abenteuerlichen Wüstenritten und Nilfahrten. Der jüngere dagegen, ein sehr hübscher und eleganter Blondin, wollte sich für die diplomatische Carriere vorbereiten, ein Plan, den der bald darauf ausbrechende orientalische Kampf, wie ich höre, vorläufig zu nichte gemacht hat, indem Baron Wolff sich in Folge dessen veranlaßt sah, Soldat zu werden. Möge ihn das Schicksal

der Krim verschont haben! Damals hatten sich beide in Florenz auf längere Zeit niedergelassen; sie betrachteten ihre gegenwärtige spanische Tour nur als einen Abstecher, und gedachten zum Winter wieder in das von ihnen sehr geschätzte Arnoparadies zurückzukehren. Toledo, die eigentlich älteste Hauptstadt Spaniens und gewiß einer der allerinteressantesten Orte auf der Welt, hatten unsere neuen Bekannten bereits besucht; daß ich in Folge dessen die allerdings etwas unbequeme Reittour dorthin (denn nur einige Stationen weit ließ sich die Aranjuezer Eisenbahn zu diesem Ausflug mit benutzen) unterlassen habe, mache ich mir heute noch zum großen Vorwurf, und stehe dieserhalb ordentlich schamroth vor meinen Lesern. Mögen sie mir zur Sühne gestatten, über die moderne Metropolis etwas ausführlicher zu berichten.

Die Blüthezeit Madrids, sowie der spanischen Kunst und Literatur, fällt unter die Regierung des beschränkten, aber von seinem Minister, dem Herzog von Olivarez, gut geleiteten Königs Philipp IV. (1621—1665). Männer wie Calderon de la Barca, Lope de Vega, Moreto, Velazquez, Murillo, Mendoza u. A. zierten damals Hof und Stadt, und entwickelten hier ein Geistesleben, welches den glänzendsten Epochen in der Geschichte Italiens und Frankreichs ebenbürtig zur Seite steht. Eine gleiche Höhe der Cultur hat Madrid, außer unter dem tüchtigen Carl III. (1759—1788), der das Museum am Prado, den Prado selbst, den botanischen Garten, sowie viele pallastähnliche Bauten anlegte, und auf den die Spanier heute noch mit Stolz zurückblicken, niemals wieder erreicht. Gegenwärtig zählt die Stadt ungefähr

210,000 Einwohner, aber darunter weder einen Staatsmann mehr, wie den Grafen von Floridablanca, der unter König Carl III. zum letzten Male das Land den Segen einer weisen Regierung kosten ließ, noch einen Schriftsteller wie den großen Miguel Cervantes, der schon 1616 starb. Es ist immerhin eine schöne, prächtige Stadt, aber zur Zeit ohne jedes höhere geistige Leben, wie Alle versichern, die längere Zeit dort verweilt und sich mit der Gesellschaft vertraut gemacht haben. Alle Regungen zum Tieferen und Höheren werden durch den unseligen Factionsgeist, der Spanien zerfleischt, sofort immer auf's Neue wieder absorbirt und erstickt. Deshalb ist der Aufenthalt daselbst für einen Menschen mit innerlicheren Bedürfnissen als ein wahres Exil zu achten. Das haben mir mehrere denkende, edle Landsleute, deren Amt sie an diese Scholle kettete, mit aufrichtigem Bedauern und dem Bekenntniß ihres unendlichen Heimwehs mitgetheilt. Jede Reise in das Innere des Landes hatte sie erfrischt, belebt, ja erbaut, Madrid selbst sie erkältet und niedergedrückt. Relata refero; ich selbst bin dort weder kalt noch warm geworden, obschon ich viel köstliche Erinnerungen gerade von der Hauptstadt heimgebracht habe.

Nach Tisch flanirten wir, nun 6 Mann hoch, nach dem Prado, einer 9650 Fuß langen, von der Puerta de Atocha bis zur Puerta de Recoletos die ganze Ostseite von Madrid einfassenden Promenade mit dreifacher Ulmenallee, die perpendicular auf die Calle de Alcala stößt. Früher war hier nichts als eine schlichte Wiese, — daher der Name. Von der Puerta de Recoletos (d. h. Franciskanerthor) dehnt sich

dann noch eine weitere Ulmenallee fast eine halbe Stunde lang bis zu dem Obelisken der Fuente Castellana hin. Auf der der Stadt zugekehrten Seite des Prado befinden sich verschiedene Eisbuden und Cafés, während die östliche Seite zum Theil von dem stattlichen Gebäude der Gemäldegallerie eingeschlossen wird, an das sich rechts auf einer Anhöhe das Schloß Buen retiro anreiht; vor diesem letzteren erhebt sich auf dem dicht an den Prado stoßenden Campo de la Lealtad (Loyalitätsfeld) ein im Ganzen 81 Fuß hohes Granitmonument, welches zum Andenken an die den 2. Mai 1808 für die Unabhängigkeit der Nation gegen Napoleon'sche Perfidie und Tyrannei gefallenen Opfer errichtet worden ist. Ein 21 Fuß langer Sarkophag ruht, mit Marmorbasreliefs und Inschriften geschmückt, auf einem 10 Fuß hohen, achteckigen Sockel; ein zweiter, der indessen nur $3^1/_2$ Fuß hoch ist, trägt an seinen Ecken über dem Sarkophage auf 15 Fuß hohem Piedestal vier 4 Fuß hohe Bildsäulen von weißem Sandstein, welche den Patriotismus, die Beharrlichkeit, die Tapferkeit und die Tugend darstellen, während in der Mitte dieses zweiten Sockels ein $52^1/_2$ Fuß hoher Granitobelisk emporragt. Die Geschichte dieses Monuments ist thränenreich. Das edle spanische Volk mußte sich auf diesem Platze von den französischen Unterdrückern, den Mürat'schen Truppen, dafür hinschlachten lassen, daß es der gewaltsamen Fortschleppung der Infanten Don Carlos und Don Francisco heroischen Widerstand geleistet, welche Napoleon dem schon vorher ins Bayonner Netz gegangenen alten König Carl IV. und dem Kronprinzen Ferdinand (VII.) zuzugesellen beschlossen

hatte. Wohl verdienen die hier ruhenden Todten die schöne Inschrift: „Honor eterno al patriotismo.“

Der Prado ist der Hauptspazirgang der Madrider. Schöne Marmorfontainen und Bänke zieren ihn. Alles an ihm ist für Spanien seltsam gut gehalten, sogar am Abend für treffliche Erleuchtung gesorgt. Trotzdem fehlte dieser berühmten Alameda am heutigen Abend, in Folge des in der That recht empfindlich kalten Wetters, der vorzüglichste Reiz: die promenirenden Damen mit Fächer und Mantilla. Das ist nun einmal recht traurig für den Touristen, der viele hundert Meilen weit herkommt, um zu sehen und zu bewundern, wovon alle Welt spricht und jedes Buch erzählt, und der schließlich nichts findet, als einige Bettelbuben, die ihm, da er kein Murillo ist, schlechterdings keinen Ersatz bieten können für das, was er vergeblich sucht. Aehnlich ist es mir früher in Palermo ergangen, wo ich so recht erpicht darauf gewesen, die schönen gluthathmenden Goetheschen Stimmungen dem Altmeister classischen Genusses nachzuerleben, und wo ich im April 1852 schließlich nichts mehr zu bedauern hatte, als nicht mit einem russischen Pelz versehen zu sein, und kein Kamin in meiner Stube zu finden. Wenn Wind und Wetter und die groben Querstriche, die sie durch unsere Lebensrechnungen machen, kein schlagender Beweis dafür sind, daß wir zu absoluter Freiheit nicht geboren wurden, sondern in höchst geduldiger und ganz bescheidener Abhängigkeit von dem bleiben, was mächtiger ist als wir, so weiß ich in der That nicht, mit welcher Art von Blindheit derjenige geschlagen sein mag, der da frisch und fröhlich zu

behaupten wagt: „der Mensch ist der Herr der Welt, und die riesigen Fortschritte der Civilisation sind die Bürgen seiner Allmacht.“

Wenn Alfred de Musset in voller Ueberzeugung, sich nicht in Hyperbeln zu bewegen, von Madrid singt:

„Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tausend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau!“ —

so schwebte ihm dabei die schöne Sommerzeit vor, die leider schon ausgeklungen hatte, als wir den iberischen Boden betraten. Denn in der That kennt, wenn die Luft nur irgend erträglich ist, der Spanier jeden Alters und Geschlechts, namentlich aber das schöne, kein größeres Vergnügen, als den paseo oder das Spazirengehen. Deshalb hat selbst jedes Dörfchen eine Art von Prado, d. i. auf ländliche Verhältnisse übertragen, ein paar Baumreihen mit Steinbänken zum bequemen Lustwandeln und noch bequemeren Lust s i t z e n. — Gegen 9 Uhr begaben wir uns in das Teatro del Instituto, eines der kleinen Comödienhäuser der Residenz, wo wir zunächst die letzten larmoyanten Scenen eines Drama's, „Felipe“, und ein unbedeutendes Lustspiel sahen, das zum Theil ganz passabel gespielt wurde, obwohl die Damen schrieen, als wollten sie ihre Lungen für eine Spontinische Oper stählen; überdies sprach der Souffleur ebenso laut wie die Acteurs. Darauf folgte eine Tanzpantomime, Alas-Alzas genannt, und endlich der Fandango, von vier Paaren mit sehr schlechter Musikbegleitung ausgeführt. Die Primadonna in der Pantomime, eine gran-

diose, fleischige Gestalt, entwickelte zwar wenig Grazie, aber eine so ausgelassen-sinnliche Körperverrenkungsbravour, daß mir die berühmte Pepita in Berlin später dagegen ordentlich zahm und modest vorkam. Auch die sie umringenden und ihr zur Folie dienenden Tänzerpaare verstanden sich vortrefflich auf interessante Gruppirungen und auf ein Castagnettenspiel, von dem das kleine Haus bis in den letzten seiner Winkel erdröhnte. Es war ein toller Spektakel. Bei aller Rohheit lag etwas unendlich Primitives, Originelles, Frisches in diesen seltsamen Tanzfiguren. Sämmtliche caballeros hatten z. B. einmal um die prima bailerina einen Kreis geschlossen, fielen auf die Kniee nieder, und neckten sie mit ihren Tambourins und Castagnetten, indem sie diese ihre Waffen ihr bis an die Füße und unter die Röcke spielen ließen. Sie aber schlug, wie ein junger unbändiger Stier, nach jedem der Neckenden aus, tanzte en revanche ein ganzes Heer von Entrechats dicht über ihren Nasen hin, und schloß endlich mit einer stolzen, gebieterischen Stellung unmittelbar an den Lampen, wodurch sie sowohl den Tanzchor als das Publicum zum ungetheiltesten Beifall hinriß. Der Fandango war nicht sehr anziehend, auch schenkten ihm die Zuschauer nur geringe Aufmerksamkeit; desto mehr zollten wir solche den vielen reizenden Schwarzköpfen des Balkons, die mit ihrem ewigen Fächerspiel eine ordentliche Musik machten. Das Paar, welches jenen stets in Moll gesetzten Dreivierteltakt-Nationaltanz, der sehr zärtlich beginnt, und mit immer steigender Vehemenz schließt, ausführte, gehörte nicht zu den Tanzvirtuosen, deren es in Spanien so unzählige giebt. Tabak- und Uringestank ver-

pesteten das nicht sehr geschmackvoll decorirte Haus in fast unerträglicher Weise, und eine Unzahl von pulgas übte ihre Exercitien an unsern armen nordischen Leibern unbarmherzig aus. Hat doch selbst Mephisto das Lied vom großen Floh aus Spanien mitgebracht! Den cigarrito oder die Papiercigarre läßt der Spanier nur während der Mahlzeit, dem Gebet und im Theater, solange der Vorhang aufgezogen ist, ausgehen; sobald der Entreact beginnt, rennt Alles wie besessen nach der ersten besten Laterne oder Lampe, die auf den Theatercorridors brennt, und flott glimmt der cigarrito wieder in tausendfältigen Exemplaren. Andere als selbstgedrehte Papiercigarren sieht man dagegen in Spanien blos sehr wenig; auch ist der Preis für nur einigermaßen erträgliche „puros" — so heißen die wirklichen Cigarren hier — außerordentlich hoch, obwohl man, ginge Alles mit rechten Dingen zu, solange wenigstens, als Cuba noch nicht von Nordamerika verschluckt ist, gute Cigarren in Spanien am billigsten rauchen sollte. Die Herrn Douaniers sollen sich diesen Genuß noch am häufigsten verschaffen; auch treiben sie unter der Hand einen Handel mit Havannacigarren, und hierbei sind ihnen namentlich die Kellner und Matrosen als Agenten behülflich, die indessen dem Fremden natürlich ganz wackere Preise für die Befriedigung seiner Leidenschaft setzen. Nach Ansicht der gegen das neuaufgekommene Tabakrauchen heftig loskanzelnden protestantischen Prediger des 16. Jahrhunderts besteht der Unterschied zwischen Columbus und der Taube Noah's lediglich darin, daß diese von ihrer Expedition ein Oel-, jener ein Tabaksblatt heimgebracht hat. Diesen so

ruhmreichen Vergleich sollte die spanische Regierung beherzigen und, allein in gloriam Christophori Columbi, die größte Entdeckung des größten Entdeckers jedem Sterblichen in ihrem Gebiete so zugänglich als irgend möglich machen, die ausschließlich privilegirten Herrn Douaniers aber mit einer guten Portion von gratis-Papiercigarren entschädigen, damit sie sich über die schönen puros im Munde der señores extrangeros nicht zu sehr zu ärgern nöthig haben.

Am 30. September.

Um 9 Uhr Morgens machten wir uns in Begleitung eines mäßig französisch sprechenden Lohndieners zu einer großen Tournée durch die Merkwürdigkeiten von Madrid auf. Zunächst ging's die breite Calle Mayor hinab und über die Plaza Mayor, wo ehemals die königl. Stiergefechte stattfanden, und das seltsame, außen mit Fresken bunt bemalte Gebäude des höchsten Gerichtshofs, la audiencia, steht, sowie über die Plazuela de la Villa mit der geschmacklosen Casa del Ayuntamiento (Hôtel de Ville, Rathhaus), nach dem königl. Pallast, der ein immenses Carré mit 2 Höfen bildet, und im vorigen Jahrhundert unter Philipp V. von dem Italiener Giovanni Sachetti aus Turin neu erbaut wurde, nachdem das alte Königsschloß 1734 ein Opfer der Flammen geworden. Im Renaissançestyl gehalten, und mit nutzlosen Zierrathen, als Statuen, Urnen und dergleichen stark überladen, bietet es, außer der großen Haupttreppe, architektonisch nur wenig Interessantes dar. Es liegt im äußersten Westen der Stadt an einem ziemlich steilen Abhange, an

dessen Fuß der winzige, im Sommer fast völlig ausgetrocknete Manzanares sich wie das lebendige Siechthum dahin schlängelt. Elende Strohhütten und Trockenplätze für die Wäsche zieren das Flußthal — eine wahrhaft königliche Nachbarschaft! Die Aussicht von der hintern Ballustrade nach diesem stolzen Nebenflusse des Tajo, der den Schloßgarten bespült, und nach der hohen Sierra de Guadarrama bietet ein eigenthümlich ödes, wüst steriles Bild dar; nur die ferne Berglinie, die den nördlichen Horizont schließt, erhebt dasselbe zu einer gewissen Bedeutung. Welch' ein Land, in dem selbst die Umgebungen der Hauptstadt so wenig angebaut erscheinen! Wo bleiben Gartencultur und Feldbau, die sich hier, 200,000 hungrigen Mägen gegenüber, mit nur etwas Fleiß so trefflich rentiren würden? — „No hay mas que una España en el mundo", denkt sich der stolze Spanier heute noch, obwohl die Zeiten seines Carl V. und Philipp II. längst vorüber sind; er weiß nicht, daß er mit diesem Ausrufe: „es giebt nur ein Spanien in der Welt," ironisch verstanden, den Nagel just auf den Kopf trifft.

„C'est du haut de son trône un Roi précipité
Qui garde sur son front un trait de majesté."

Die östliche Façade des Schlosses stößt an die schöne Plaza de Oriente, auf deren Südseite sich die Biblioteca nacional befindet, während das großartige Teatro de Oriente die Ostseite, dem Schloß gegenüber, einnimmt. Eine ovale Promenade, in deren Peripherie die Bildsäulen der 44 Könige und Königinnen von Spanien stehen, umgiebt die in der

Mitte des Platzes auf einem kolossalen Würfel emporragende bronzene Reiterstatue Philipp's IV. von der Meisterhand des Florentinischen Bildhauers Pietro Tacca. —

Wir stiegen hinauf zu der inneren Gallerie, welche von der Schloßkapelle nach dem Saal der Hellebardire führt; hier war es, wo vor Kurzem erst (am 2. Februar 1852) das Attentat des Priesters Martin Merino gegen die Königin verübt worden, und wo man zum ewigen Gedächtniß an die Stelle, die das königliche Blut benetzte, einen rothen Stein in den Fußboden einzusenken im Begriff stand. In dieser Gallerie marschirten steif und gravitätisch ein halbes Dutzend Hellebardirer umher, die im Innern des Pallastes die Wache haben, und mit ihren hohen schwarzen Gamaschen, weißen Hosen und Unterkleidern, blauen Fräcken nebst rothen Aufschlägen und silbernen Fangschnüren, sowie mit ihren silberbetresften Dreimastern lebhaft an die Grenadire des Preußischen Friedrich Wilhelm I. erinnerten, obwohl sie sich durch Körperlänge, ihrer spanischen Geburt entsprechend, nicht eben auszeichneten; denn dürr, mager und klein ist der Castilianer fast durchgehends, nur in Andalusien sah ich später einen etwas stattlicheren Menschenschlag, in dem augenscheinlich das maurische Element noch vorherrscht. Jetzt traten wir in die reich, doch plump decorirte königliche Kapelle ein, deren dicke Weihrauchsatmosphäre uns das bekannte spanische Sprichwort entgegen zu duften schien: „Mas vale creer que buscar,“ — besser ist glauben als forschen. — Das hielt uns indessen nicht ab, im Pallaste noch weiter umher zu forschen, wobei wir — aus Versehen — sogar bis in das Vorgemach zum

Schlafzimmer der heiligen Isabel vordrangen. So schlecht bewacht ist diese unglückliche Königin trotz der spanischen Etikette, die ihr Dasein umstrickt! Was Wunder also, daß die Serrano's und andere Glücksritter so leicht den Weg zu ihrem Sanctuaire zu finden wußten, und sie in fortwährenden Skandalien lebt?! — Die Indolenz des Spaniers verlangt selbst in dem gravitätischen Hofceremoniell ihr Recht. —

Jetzt zerrte uns der Lohnlackei nach den königlichen Ställen, die rechts vom Pallaste liegen. Nur der Stall der Reitpferde ist gut gehalten; der der Wagenpferde gewann heute blos ausnahmsweise dadurch ein besonderes Interesse, daß sich dort Alles gerade zu einer großen Festlichkeit schmückte. Es sollte nämlich gegen Mittag das feierliche Leichenbegängniß des vor wenigen Tagen gestorbenen ersten Granden von Spanien, des alten Generalcapitains Castañias, Duque de Baylen stattfinden, und der Hof hatte beschlossen, sich hierbei auf das großartigste zu betheiligen, und alle seine Prachtequipagen dem Sarge des Verblichenen folgen zu lassen. In Folge dessen herrschte denn auch in den Ställen große Rührigkeit, obschon der ganze Pferde- und Menschenputz mehr einer abgerissenen Theatergarderobe, als einem königlichen Hofstaate anzugehören schien. Die Geschirre waren mit Straußfedern und Bänderwerk überladen; die Kutscher und Vorreiter erschienen in Dreimastern, gepuderten Perrücken, blauen Röcken, deren Tuch in abgeschabten goldenen Treffen fast völlig unterging, sowie in Schuh und Strümpfen. Unter den königlichen Pferden zeichneten sich die Isabellen, Schecken, Grauschimmel und Füchse besonders aus; diese Modefarben waren

sehr zahlreich vertreten. Die andalusische Race, berühmt durch ihre Ausdauer und ihr arabisches Exterieur, prävalirte entschieden.

Während nun meine Reisebegleiter noch die Armeria reale besahen, machte ich Herrn von Minutoli im preußischen Gesandtschaftshôtel meine Aufwartung. Er selbst öffnete mir die Thür, und ließ mich eine Zeitlang in Ungewißheit, ob ich ihn selbst, oder nur einen Untergebenen vor mir habe, da ich seine Bekanntschaft in Berlin noch nicht gemacht hatte. Ich kam bald mit ihm in ein recht interessantes Gespräch, im Laufe dessen er mir Manches bestätigte, was uns der Burgoser Diligençe-Conducteur über die Zustände des Landes bereits mitgetheilt hatte. Den spanischen Nationalcharakter lobte er sehr; auch konnte er insbesondere nicht Worte genug finden, um seine Begeisterung für die seltenen Reize des südlichen Spaniens auszusprechen. Als wir aber auf Mad. Muñoz zu reden kamen, da legte sich sein Enthusiasmus, und ohne Bedenken bezeichnete er sie als den wahren bösen Dämon für dieses einst so herrliche Land. Sie sei mit ihren Millionen Franken Einkünfte bei allen Geldquellen des Staats betheiligt, und wisse aus Habsucht und niedrigem Interesse jeden Fortschritt in der Verwaltung zu hindern. „Erst durch eigne Schuld" — sagte Minutoli — „dann durch ein verhängnißvolles Schicksal ist dieses paradiesische Land in den Zustand der Verdammniß gekommen, worin Sie es gegenwärtig erblicken. An schnelle Besserung glaube ich nicht, obschon sich jetzt manche Kräfte regen, um die alten Mißbräuche thunlichst zu beseitigen." Wie viel hat sich seit jener Zeit in

Spanien nicht geregt, wie viel ist umgestürzt, geflickt, berathen und verfügt worden; Christine sogar, die bête noire, ist aus dem Lande gejagt — und um was erscheint das Land gebessert?! Noch in demselben Jahre erschien Minutoli's erstes Werk über Spanien: „Spanien und seine fortschreitende Entwickelung, Berlin bei Duncker, 1852." Der Verfasser erntete hierfür den Orden Karl's III. ein, indem er darin, auf statistische Unterlagen gestützt, der Fortschrittsmöglichkeit des alten Hesperiens mit Wärme das Wort geredet — — und doch — wo sind diese Fortschritte? — Diesem Volke und Lande, in dem sich die Contraste so seltsam berühren und vermischen, läßt sich schlechterdings ein sicheres Prognostikon nicht stellen. Ist es ein schlafender Löwe, oder ein im Marasmus verfaulender Greis? Inquisition und Pfaffenthum regieren freilich zur Zeit das Land nicht mehr so, wie in den früheren dunkeln Zeiten, aber um so schlimmer haben sich Factionsgeist und anarchische Zuckungen geltend gemacht, denen die nun mutterlose, unglückliche Isabel ein Ziel zu setzen nicht vermag. Wenn es gar manche Fürsten gegeben hat und noch giebt, auf welche sich Tacitus Worte über Kaiser Galba anwenden lassen; „omnium consensu capax imperii, nisi imperasset," so kann man dagegen von dieser armen Königin nur sagen: „omnium consensu incapax imperii, quamquam imperat." Daß überhaupt das fremde Fürstengeschlecht, welches Spaniens Thron seit mehr als 100 Jahren inne hat, dem Lande keinen Segen gebracht, ist kaum in Abrede zu stellen, und ich bin nicht abgeneigt, Alban Stolz beizupflichten, daß wenigstens ein

großer Theil des dortigen Unglücks daher komme, weil das Volk schon so lange keinen Regenten aus spanischem Blute mehr besessen habe. Allein — fällt den Regierenden wirklich Alles zur Last, was mich, während ich bei der Nation zu Gaste war, für ihre Zukunft manchmal doch mit einiger Besorgniß erfüllt hat? Was darf z. B. ein in Culturländern großgezogener Europäer für ein Volk hoffen, welches, von civilisirten Staaten umgeben, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter der Dampfkraft und der Passion für Nützlichkeitsbauten, es noch nicht einmal dahin gebracht hat, seine Hauptstadt mit der des stammverwandten Nachbarstaats Portugal wenigstens durch eine Chaussee zu verbinden? Bis auf den heutigen Tag kann man von Madrid nach Lissabon nur zu Maulesel reiten, während der gewöhnliche Weg über Sevilla und Cadiz führt!

Ich gehöre zwar nicht zu denjenigen Menschenkindern, denen der Götze des Jahrhunderts, die Industrie, über Alles geht; aber ich glaube nicht, daß ein Volk in dem nun einmal durch und durch industriellen Europa seinen Platz noch lange wird behaupten können, das sich von dem herrschenden Princip völlig absperrt. Das Princip, sei es auch noch so schlecht, hat eiserne Arme, um sich überall durchzusetzen, und nicht vergebens bauen die Engländer jetzt Eisenbahnen in Spanien, noch bevor es Chausseen hat! Gott behüte das Land und wache über den Schicksalen dieses stolzen Bettelvolks, das auf das Grab des Columbus im Karthäuserkloster von Nuestra Señora de las Cuevas bei Sevilla schrieb:

„A Castilla y á Leon
Nuevo mundo dió Colon.“

(d. h. für Castilien und Leon — also nicht einmal für das ganze Spanien — entdeckte Columbus die neue Welt.)

Gegen 2 Uhr Mittags setzte sich vom königlichen Schlosse aus der große Leichenzug in Bewegung. Acht bis zehn sechsspännige Hofequipagen, die damals neu errichtete Escadron Nobelgarde, die in ihren silbernen Helmen mit weißen Federbüschen sehr gut aussah, eine Menge Mousquetaires à cheval, Stallmeister und Infanterieabtheilungen im russischen Helm mit weißem fallenden Haarbusch oder mit französischen Käpis bewegten sich langsam zum Schloßthor hinaus. Die Königin, eine Dame von wirklich abschreckender Häßlichkeit mit einem breitgedunsenen, von allerlei Blüthen und Flechten verunstalteten Antlitz, aus dem jedoch große Gutmüthigkeit sprach, stand mit einem kleinen weißen Sonnenschirm, von einer einzigen Ehrendame begleitet, auf dem Balkon neben dem eisernen Käfig, in dem Narvaez sie bei der Revolution von 1848 eingesperrt hatte, um sie vor der Wuth der Parteien sicher zu stellen. Sie grüßte das untenstehende Volk, das vielfach ehrerbietig den Hut zog, sehr freundlich mit der Hand, und sah dem Abfahren des Leichencortège höchst bürgerlich-naiv zu. Wir standen ihr so nahe, daß uns kein Zug ihres Gesichts, keine Schleife ihres weißen Atlaskleides entging. Ihr Gemahl, ein hübscher, feingeschnittener Bourbonenkopf, mit schwarzem Schnurrbart und Hauptthaar, saß ganz allein in einem reichbefiederten Sechsspänner; wir belauschten eine Conversation, die er in hohem Falset mit dem neben seiner Kutsche reitenden Adjutanten führte; der Tonklang seiner Stimme erschien allerdings wie eine Art

Rechtfertigung für Isabella's außereheliche Leidenschaften. Im Uebrigen ist jedoch das Aeußere des Königs Franz d'Assisi Maria Ferdinand durchaus elegant und einnehmend. Auch seinen dicken Herrn Papa, den Infanten Don Francisco de Paula, sahen wir gravitätisch in seiner altmodigen Equipage sitzen und gähnen, was wir ihm keineswegs übel nehmen konnten, da das ganze Arrangement der Feierlichkeit auf eine wahrhaft unerhörte Geduldsprobe hinauslief. Alle Augenblicke stockte der Wagenzug auf fünf bis zehn Minuten, Gott weiß aus welcher Ursache — vielleicht aus Gründen der Etiquette — so daß es allein eine gute halbe Stunde dauerte, bevor das königliche Cortège aus dem vielleicht 500 Schritt langen Schloßhof herausgefahren war. Wir hatten also vollkommen Muße, uns alle die Sommitäten in den Trauerkutschen auf das allergenaueste anzuschauen. Auch dem Premierminister Don Juan Bravo Murillo schenkten wir gebührende Aufmerksamkeit.

Sehr auffallend war uns, an preußisches oder russisches Gensdarmen- und Militairreglement gewöhnten Nordländern die ungemeine Zwanglosigkeit, womit das ziemlich zahlreich zusammengeströmte Publicum sich über den ganzen Schloßhof ausbreitete, ohne von der Polizei oder der Soldateska irgendwie molestirt zu werden. Einmal gerieth sogar ein recht schäbig aussehender, von einem Maulthier gezogener Mistkarren mitten in die Reihe der Hofequipagen hinein, und blieb, da kein Raum zum Abbiegen war, eine ganze Strecke lang ein Ingredienz des feierlichen Trauerzugs. Kein Mensch achtete darauf, und der caballero, der das unansehnliche Fuhrwerk

lenkte, sah selbst so wenig verlegen drein, als gebühre ihm dieser Platz von Gottes- und Rechtswegen. Wie viel Millionen Kreuzdonnerwetter und „Zarucks“ würde es auf einen Berliner Milchkarren geregnet haben, der sich etwa bei einer Lindenparade ein Gleiches unterstanden hätte! — Nach diesen Erfahrungen kann es doch mit der sprichwörtlich gewordenen Penibilität des spanischen Hofceremoniells heut zu Tage nicht allzu arg mehr sein. Eins aber muß ich allerdings zur Erklärung solch seltsamer Dinge und zum Ruhme der spanischen Nation hier bemerken: sie beträgt sich bis zum letzten Bettler herab mit einem Anstande, einer Höflichkeit und Würde, die das höchste Vertrauen und die vollste Achtung verdienen. Die alte Etiquettensteifheit ist gänzlich verschwunden, und an ihre Stelle sind die angenehmsten, taktvollsten, leichtesten und darum doch mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit in allen Classen beobachteten Umgangsformen getreten; sie machen das Verkehren mit dem Volke, vorzüglich wenn man seine Sprache spricht, in jeder Weise angenehm, und setzen jeden Fremden, der nicht ein ganz grober Tölpel ist, im höchsten Grade à son aise. Standesvorurtheile und aristokratischer Hochmuth finden sich wenig mehr, Arroganz und die frühere Titelsucht sind gleichfalls beseitigt: einer aber achtet den andern, und der Edelmann so gut wie der Maulthiertreiber werden mit Ew. Gnaden (vuestra merced, oder zusammengezogen Usted) angeredet, ja der überlästigste Bettler sogar nie anders, als mit der höflichen Phrase abgewiesen: „Perdona Usted, por Dios, hermano!“ (Verzeihen Ew. Gnaden um Gottes willen, Bruder!) Jedem gebührt der Titel Señor, wie

in Frankreich der Monsieur, und wenn man den Vornamen kennt, wird dieser mit dem vorgesetzten Don (also z. B. Don Ramon, Don José ꝛc.) bei allen in gleich vertraulicher Weise als Anrede gebraucht. Ich möchte den Fremden sehen, an den in Spanien irgendeine indiscrete Frage, worin unser guter deutscher Spießbürger sich so sehr auszeichnet, gerichtet worden wäre! Erst nach längerer Bekanntschaft und Vertraulichkeit wagt man es, sich nach Stand und Herkommen des nouveau-venu zu erkundigen. Ich muß in der That sagen, daß feiner Takt und wahrhafte Lebensart in diesem oft verketzerten, als barbarisch und roh verschrieenen Lande noch weit allgemeiner zu Hause sind, als selbst in dem hochgebildeten England, wo solche Tugenden doch meist nur mit der Wohlhabenheit Hand in Hand zu gehen pflegen.

Wir begleiteten den Leichenzug, als er den Schloßhof verlassen, die ganze breite San Jeronimostraße und den Prado entlang bis nach dem Museo de pinturas. Alles stand hier Kopf an Kopf gedrängt, und doch ward uns nirgendwo ein Rippenstoß oder ein Tritt auf's Hühnerauge zu Theil. Gravitätisch und gelassen gewährte jeder dem andern so viel Raum, als er zur langsamen Fortbewegung seines werthen Ichs bedurfte. Kein Fluch, kein Stoßen und Drängen, keine Handgreiflichkeit gegen das weibliche Geschlecht, die chez nous zu den Unvermeidlichkeiten solcher außerordentlichen Gelegenheiten gehört, keine Betrunkenheit, ja nicht einmal ein lauteres Sprechen machte sich bemerkbar. Die Spalier bildende Infanterie war auch ihrerseits gegen die stillwogenden und ihre Reihen unabläßig durchbrechenden Menschenströme überaus

nachsichtig: nie ward Jemand zurückgewiesen oder angeschnauzt; man glaubte in der That unter einem dans toute la force du terme freien Volke zu wandeln. Am Museum hielt die sehr gut montirte, mit Maulthieren bespannte Artillerie, die viel Aehnlichkeit mit der französischen hat, sowie ein gleichfalls sehr französisch aussehendes Dragonerregiment und eine Schwadron rother Carabiniers mit langen weißen Roßschweifen, die von den glänzenden Stahlhelmen höchst malerisch nach hinten herabwallten. Die Truppen sahen im Ganzen wirklich recht gut und kriegerisch aus; am einzelnen Mann aber bemerkte das preußische Soldatenauge manche kleine Malpropretät, manches schlechtsitzende Lederzeug, manche romantische Liederlichkeit, wie sie auch bei französischen und italienischen Truppen häufig vorkommt. Die meisten Offiziere waren mit einer Unzahl von Orden decorirt; doch gewahrte ich keinen rothen Vogel darunter. Mit immer gleicher Langsamkeit ging der Zug nach der Kirche San Isidoro; wir überließen ihn jedoch seinem Schicksale, noch ehe er dort angelangt war, und bogen links in die heiligen Hallen der Gemäldegallerie ein. Das Gebäude hat von Außen die Form eines Oblongums mit zwei Flankenausbauten. Die Hauptfaçade ist durch eine hübsche jonische Säulenhalle geschmückt, welche an der zweiten Etage hinläuft. An den Seitenfaçaden, wo die Eingänge sich befinden, treten corinthische Säulen hervor. Ein kleiner Vorbau an der Hauptfaçade endlich wird durch Säulen der dorischen Ordnung getragen. Fundamente und Säulen sind von dem graugelben Granit, der auch dem Escorial zum Material dient, alles Uebrige

besteht aus rothem Backstein. Die innere Einrichtung der Säle ist ausnehmend einfach; weiß gestrichen sind die Wände, der Fußboden mit gelben Bastdecken belegt. Um so schärfer treten auf so schmucklosem Untergrunde die Gemälde selbst hervor. Das Auge des Zuschauers wird durch nichts Unwesentliches, Nebensächliches abgezogen: es concentrirt sich ausschließlich auf das, was ihm die Gallerie allein bieten soll und will — die Gemälde. Und welche Schätze werden ihm geboten? — Das Madrider Museum läßt sich denen von Florenz und Rom dreist an die Seite setzen, und übertrifft sie vielleicht durch seinen Reichthum an Meisterwerken ersten Ranges. Der von dem tüchtigen Portraitmaler und Museumsdirector Madrazo sehr fleißig und verständig gearbeitete „Catalogo de los cuadros del Real Museo de Pintura y Escultura de S. M., redactado con arreglo á los indicaciones de Director actual de este Real Establecimiento, por D. Pedro de Madrazo,“ (Tercera edicion. Madrid. 1850. Imprenta de Don José María Alonso, Salon del Prado, núm. 8.“) enthält 1833 Nummern*), darunter 1 Michel Angelo, 10 Rafael's, 3 Leonardo da Vinci's, 43 Tizian's, 4 Correggio's, 7 Andrea del Sarto's, 16 Guido Reni's, 7 Guercino's, 27 Tintoretto's, 24 Paolo Veronese's, 46 Murillo's, 62 Gemälde von Velazquez, 53 von Ribera, 62 von Rubens, 22 von van Dyck, 2 von Lucas Kranach, 9 von Albrecht Dürer, 2 von Holbein, 10 von Claude-

*) Hackländers Angaben (s. ein Winter in Spanien Bd. II. S. 33) sind nicht völlig genau, stimmen wenigstens mit meinem Katalog von Madrazo nicht überein.

Lorrain, 21 von Nicolas Poussin, 12 von Rafael Mengs, der unzähligen Niederländer gar nicht zu gedenken. Den Vorwurf, den Murray in seinem „Handbook for travellers in Spain, London 1847“ S. 418 der Direction des Museums macht, daß die Gemälde schlecht gehalten seien, habe ich nicht gerechtfertigt finden können; jedenfalls ist die Leitung dieses erhabenen Kunstinstituts in guten Händen: das beweist schon die treffliche Anordnung des Ganzen und der, wie gesagt, unübertrefflich gründliche Katalog.

Am Eingange des Museums befindet sich, ähnlich derjenigen im alten Museum zu Berlin, eine schöne Rotunde, die das Licht von oben empfängt, indessen, außer einigen Copien Rafael'scher Gemälde, nur untergeordnetere Bilder enthält. Um so herrlicher ausgestattet sind aber die anstoßenden Säle der escuelas españolas antiguas und der escuelas italianas; von letztern habe ich indessen leider! nur das Wenigste gesehen, da der große mittlere Saal der Italiener gerade einer Restauration unterlag, und in Folge dessen abgesperrt war. Demungeachtet zeigte man uns gegen ein Trinkgeld die einstweilen in ein Seitengemach gebrachte berühmte Perla des Rafael (Nr. 726). Diese heilige Familie ist ein überaus wohlerhaltenes Bild von prachtvollem, glänzendem Colorit, 5 Fuß 2 Zoll hoch und 4 Fuß 1 Zoll breit. Es gehört der Uebergangsperiode aus Rafael's zweiter Malepoche zur dritten an, war ursprünglich in Mantua, kam dann nach England, von wo es, nach dem Tode Carl's I., König Philipp IV. von Spanien acquirirte. Als er das Gemälde zuerst erblickte, soll er ausgerufen haben: „He aquí

la perla de mis cuadros!" — daher der Name. Maria sitzt in der Mitte, das zu ihr auflächelnde Christuskind auf ihrem Schooße; den linken Arm hat sie um die sinnend daneben sitzende heilige Anna geschlungen, und ihr Blick richtet sich auf den, dem Jesusknaben Früchte anbietenden kleinen Johannes. Ein Körbchen mit Bettwäsche steht zu ihren Füßen. Das Gewand der Madonna, blau und blaßroth, verdient, der künstlerischen Ausführung halber, ganz besondere Bewunderung. Der Hintergrund ist sehr reich — eine Landschaft mit Ruinen, in der der heilige Joseph, nach der Gruppe des Vordergrundes schauend, erscheint. Unaussprechlich reizend und tief ist der Ausdruck aller Gesichter. Das Meisterwerk wurde gerade von einem Russen auf Befehl des Kaisers in scheußlicher Weise copirt. Diese Schmierer sind ein wahres Unglück für alle Gallerieen besuchende Fremde. Unwillkürlich läßt man sein Auge auf die alberne Copie fallen, und die Begeisterung für das Original hat eine Ohrfeige bekommen, von der man sich nicht so leicht wieder erholt. — In der galeria reservada werden einige hochberühmte Nuditäten von Tizian unter Verschluß gehalten, so: die Danaë mit dem Goldregen; ein nacktes, auf einem Bette ruhendes Weib, nach der sich ein die Orgel spielender Jüngling umsieht, und eine mit einem Hunde spielende, gleichfalls ganz entkleidete Frau mit einem ebenso lüsternen Orgelspieler in ein Gemach eingesperrt. Alle solche Bilder deuten nach den schönen Originalien in der Tribune des Florentinischen Uffizienpallastes zurück: es ist immer derselbe unerreichte Fleischmaler, der bis über die äußerste Grenze des Schicklichen

in der Kunst vorzugehen wagen darf, weil auch das an sich Lascive unter seinem Pinsel noch die Idealität bewahrt, die unter jeglicher Form ein rein geistiges Genießen des gebildeten, sittlichen Beschauers zuläßt. — Auch die Säle der spanischen Schule betraten wir heute, und begrüßten einzelne Murillo's, wie sie gleich herrlich und erhaben kein zweites Museum, auch der Louvre nicht, besitzt. Für heute aber will ich keine weitere Bilderbeschreibung versuchen, da ich später Gelegenheit finden werde, die Schätze der escuela española, italiana, flamenca, holandesa, francesa und alemana noch näher und im Zusammenhang zu besprechen. Nur die eine Bemerkung sei mir hier gestattet: gäbe es in Madrid weiter nichts zu sehen, als die Bildergallerie, es verlohnte die Reise hierher. An die Galeerenfahrt von Burgos nach der Residenz dachte von uns Niemand mehr, nachdem wir das Museum genossen! —

Auf dem Rückwege sandten wir noch einige Blicke nach den mit schönen Damen reich garnirten Balkons der Carrera de Geronimo, durch welche die Leichenprocession noch immer wandelte. Es scheint, als hätten die spanischen Architekten nur deshalb so viel Balkons an den Häusern angebracht, um deren ganzen reizenden Inhalt dem fremden Straßenflaneur auf's bequemste zu produciren. Wir ließen die spanischen Baukünstler hoch leben, denn eine so zarte Aufmerksamkeit verdient wohl den gerührtesten Dank.

Nach Tische fuhren die beiden Wolff's mit dem Courier nach Sevilla ab, und wir schrieben uns gleichfalls für den 5. und 6. October ein, — denn da der Courier nur zwei Passagierplätze hat, so sahen wir uns genöthigt, uns in zwei

Parteien zu theilen. Der Preis pro Platz betrug 570 Reales = circa 150 Franken; es ist die spanische Mallepost sonach wohl die theuerste Fahrgelegenheit dieser Art, die sich in Europa treffen läßt. Ob die Comforts dem Preise entsprechen, werden wir später sehen. Nachdem unsere schönen Goldunzen von der Größe eines preußischen Thalers, das Stück 85 Franken an Werth, vom Postexpedienten gehörig gewogen und für richtig befunden worden waren, (— denn in Spanien, welches mit Goldmünzen überschwemmt ist, wird, vermuthlich der öfters unterlaufenden Bleiknöpfe wegen, nach dem bekannten Sprichwort: „monnaie endure balance", jede Zahlung in Gold stets sorgfältig gewogen, ehe der Empfänger darüber quittirt —) glaubten wir im Schmerz über diesen großartigen Riß in unsern Beutel, der Madame Fortuna eine Chance zur Reparatur unseres Verlustes öffnen zu müssen, und kauften daher ein Loos zu der mit Enthusiasmus gespielten Staatslotterie, welche am 3 October gezogen werden sollte. 30,000 Scudi hätten wir damit gewinnen können, aber — die gemüthliche Schülerhoffnung schlug fehl. —

Am 1. October.

Früh um 7 Uhr fuhren wir auf der unbequemen Banquette einer stark stoßenden Diligence mit acht Maulthieren nach dem 8 Leguas von Madrid entfernten Escorial. Keine Landhäuser, keine schattenspendenden Alleen, keine bebauten Felder beleben die Straße, die diesen Königspallast mit der Residenz verbindet: sobald man aus der Stadt herausgefahren, hört alle menschliche Cultur auf; man hat

Europa verlassen, und befindet sich wieder in Spanien auf trostloser, durchlöcherter Chaussee. $5^1/_2$ Stunde lang ging es, nordwestwärts ansteigend, durch hügeliges, monotones Terrain, auf sterilem Gypsboden, welchem nur die aromatisch duftende Lavendelstaude entkeimt, der über 8000 Fuß hohen, zackigen Sierra de Gadarrama zu, an deren Fuß das alte riesenhafte Granitquadrat mit seiner ungeheuren Kuppel und seinem Wald von spitzen Schieferthürmen liegt. Rechts neben demselben befindet sich ein kleiner Ort mit steilen, sehr schlecht gepflasterten Straßen, Namens San Lorenzo, während das Schloß mit seinem vollständigen Namen palacio monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria heißt. Zwei bis drei Fonda's sorgen hier für die Unterkunft der den Escorial besuchenden Fremden. Da an demselben Tage keine Diligence mehr nach Madrid zurückfuhr, so sahen wir uns genöthigt, uns in der nicht so übeln, ja sogar mit einer gewissen Eleganz eingerichteten Fonda la Vizcaina auf die Nacht zu installiren. Es unterlag dies keinen großen Schwierigkeiten, denn wir bildeten im Wirthshause die einzigen Gäste, und es waren in der That vier leidliche Betten darin vorräthig. Ein alter, blinder Führer meldete sich sofort, um uns in das Zimmerlabyrinth des Schlosses zu begleiten. Als wir, etwas betroffen, nach seinem Ariadnefaden frugen, antwortete er gelassen: „die Gewohnheit, Señores, macht, daß ich mich in jedem Winkel des Gebäudes zurechtfinde, ohne sehen zu können; denn seit 40 Jahren schon bekleide ich hier das Amt eines Fremdenführers zu voller Zufriedenheit der caballeros extrangeros.“ Diese Empfehlung flößte Vertrauen ein, und

wir folgten dem Alten, der sich denn in der That auch mit wunderbarer Geschicklichkeit überall durchtastete, und nie einen Fehltritt machte in König Philipp's II. Haus. Es war 2 Uhr Nachmittags, als sich die Pforten des unheimlichen Schlosses vor uns aufthaten, das mit seinen 22 Höfen, 890 Thüren, 1000 Säulen, 5000 Fenstern, in Form eines Rostes gebaut ist, dessen Handgriff die vor der hinteren Front sich ausdehnenden Gärten bilden. Diese Form soll, wie von vielen Berichterstattern angenommen wird, symbolisch sein. Da Philipp zum Gedächtniß des mit Hülfe seiner eifrig katholischen Gemahlin Maria von England am 10. August 1557 bei St. Quentin über die Franzosen erfochtenen Sieges den Riesenbau als Königspallast und Hieronymitenkloster mit einem Aufwande von 8 Millionen Ducaten in der Zeit von 1563 bis 1584 durch Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera errichten ließ, mag seiner bigotten Seele dabei allerdings der Umstand vorgeschwebt haben, daß der heilige Lorenz, dem er das Haus widmete, unter Kaiser Valerian's Regierung (253—259) auf einem Roste den Märtyrertod erlitten. Jedenfalls liegt, so wenig ansprechend der Gedanke auch ist, einer der grauenhaftesten Todesarten auf diese Weise ein architektonisches Denkmal zu setzen, an sich nichts Unwahrscheinliches in solcher Deutung, wenn man sich den frömmelnd-tyrannischen Charakter des königlichen Gründers vergegenwärtigt, der auf der Plaza mayor zu Madrid so zahlreiche Autodafé's zu seiner Seelenerbauung veranstalten ließ. Thatsache aber ist es, daß die durch die langjährigen Kriegszüge des Königs bereits sehr erschöpften Staatskassen

in Folge dieses unsinnigen Bau's vollends geleert wurden, und daß Spanien die Ehre, das achte Wunder der Welt zu besitzen, zu theuer bezahlt hat. Und wozu dient es nun, dieses bläuliche Granitungeheuer mit seinen endlosen, monotonen Façaden, dieser Pallast, für welchen kein Hoflager der Welt groß und raumbedürftig genug ist? Der mürrischfinstere, freudenlose Geist seines Erbauers scheint auch heute noch auf demselben zu ruhen. Gab doch der Escorial im Sommer von 1855 noch den Kerker ab, worin die arme Isabel von ihren Ministern eingesperrt wurde, um sie und die verhaßte Camarilla politisch völlig unschädlich zu machen; endlich wird er ihr auch, wie den übrigen Königen Spanien's, zur ewigen Ruhestätte dienen, wenn anders das Schicksal ihr bestimmt ist, auf spanischer Erde als Königin zu sterben. Nicht Sang und Klang und Saitenspiel, nicht Tanz und glänzende Lebenslust erfüllen diese Räume; sie sind dem Trübsinn und dem ernsten, lautlosen Ceremonientode gewidmet. Nie wäre ein Ludwig XIV. in solchen starren Steinkasten hineingezogen; nur düster-brütenden, gallsüchtig-argwöhnischen Despoten ist das Logis zu empfehlen. — Zunächst betraten wir in dem Madrid zuliegenden Schloßflügel eine weitläufige Enfilade von Stuben der ersten Etage, worin Philipp II. sein Wesen getrieben. Die Gemächer sind sämmtlich sehr klein, niedrig und nur nothdürftigst meublirt. Als ich durch die Thüren ging, stieß mein Hut oben an, und ich messe doch nur 5 Fuß 9 Zoll preußisches Maß, freilich immerhin mehr, als vielleicht 99 Procent der gesammten spanischen Nation! Gobelins von geringem Kunstwerthe bedecken meist die Wände; doch finden

sich hier und da auch einige gute Copieen von Rafael'schen Bildern und einige Originalgemälde von Velazquez, Salvator Rosa und Anderen. Das interessanteste Gemach ist neben der Schloßkirche, die heute nicht geöffnet wurde, die dunkle Loge, in welcher Philipp die letzten drei Jahre seines Lebens zugebracht hat, und verschieden ist. Der Stuhl, auf dem er gesessen, und der Schemel, auf dem er sein gichtisches Bein ausgestreckt, wurden uns gezeigt, und Herr v. Sivers, zu mehrerer Veranschaulichung der historischen Tragödie, vom Custoden in die Position gebracht, in der der Schreckenskönig sein Leben ausgehaucht. Das Auge stier nach dem Hochaltar gerichtet, so verendete diese freudenlose Mönchsseele. El relicario ist der Name des Gemaches. —

Eine Menge escaliers dérobés durchfurchen den Gesammtbau. Auf einer solchen stiegen wir zur zweiten Etage in die Appartements Ferdinand's VII. empor, die sehr anständig meublirt und namentlich mit einer Unzahl von kostbaren Uhren geschmückt sind. Die Zimmerreihe beginnt mit der langen sala de las batallas, deren Wände ein Schlachtengemälde al fresco von kolossalem Maßstabe, aber mit lächerlich genauer Detailausführung bedeckt. Dicht dabei ist das Zimmer, wo Ferdinand VII. geboren ward. Den Rest des Schlosses verschoben wir auf den folgenden Tag, und sahen heute nur noch ein kleines, nett und reich eingerichtetes Gartenschlößchen, la casa del Principe, welches am Ende des Parkes liegt, und worin uns wieder die Menge von Uhren ungemein auffiel. Die Leidenschaft für diesen Zimmerschmuck muß wohl von Carl V. herstammen, dessen Vorliebe für die damals noch

seltenen Instrumente so weit ging, daß er ein solches sogar in seinem Siegelringe trug. Unser alter Custode nahm mit einem sehr mäßigen Trinkgeld vorlieb, und versprach, morgen seine Wanderung mit uns von Neuem zu beginnen. So war der Abend herangekommen; wir verplauderten ihn gemüthlich in unserer Fonda, denn das Wetter hatte sich stürmisch und unfreundlich gestaltet. Graues Gewölk lagerte auf der finstern Philippsburg, deren unheimlicher Eindruck durch die unmittelbar hinter ihr sich erhebende, steile und vegetationslose Felswand noch wesentlich erhöht wird. Wenn man vor dem Gebäude steht, so scheint sie wie ein Bleiklumpen auf demselben zu lasten. Wachen und Livréebedienten, wie sie unsere Schlösser als nothwendige Inventarienstücke beleben, finden sich im Escorial nirgends; ohne einer menschlichen Seele zu begegnen, waren wir mit unserm blinden Führer durch circa 200 Zimmer gezogen, und ein junger Unbekannter, wenn ich nicht irre, ein Italiener, der sich uns schweigend angeschlossen, und den inmitten dieser verlassenen Unendlichkeiten ein nothwendiges Bedürfniß angewandelt, hatte sich sogar sans gêne eines königlichen Nachtgeschirrs bedient, ohne daß die stummen Wände ihn wegen dieses crimen laesae majestatis nach Gebühr zermalmten. Was mich in der That Wunder nimmt, ist, daß sich nicht öfters, Angesichts dieses Mangels an aller Aufsicht bei der Fremdenführung, ungebetene Uhrenliebhaber hier einfinden, und ich will hoffen, daß diese Zeilen unsern heimischen Industrierittern nicht in die Hände fallen; sonst macht sich am Ende bald einmal eine speculative Gesellschaft zur Plünderung des Escorials auf, und bringt

durch ihre kühnen Griffe meinen alten, guten, treuherzigen Blinden um Brot und Amt. Die Cigarrette ging uns selbst im Sterbekerker des Despoten, vor dem die Welt gezittert, nicht aus. Was sagt Ihr, vaterländische Hofmarschälle, zu solcher spanischer Hofetiquette?! — Ihr werdet uns Straßenjungen schelten, die sich sehr schlecht aufgeführt, und ihrem Vaterlande wenig Ehre gemacht haben, — und doch thaten wir nichts, als daß wir die alte weise Touristenregel befolgten, in fremden Gegenden sein Thun und Treiben stets nach der Landessitte zu richten, und nicht an heimischen Gebräuchen zu kleben, wo diese als exotische Gewächse nur künstlich und deshalb mit Opfern aufrecht erhalten werden können. —

Am 2. October.

Bei vollem Regen standen wir auf, und ließen uns von unserm Blinden abermals dem Escorial zuführen. Wir begannen heute mit der Kirche, einem hohen, riesigen, dreischiffigen Bau, dessen hohe Granitkuppel mit ziemlich unbedeutenden Fresken von Luca Giordano, dem Schüler des Ribera, geziert ist. Unmittelbar unterhalb derselben erhebt sich ein grandioser Hochaltar von Marmor und Jaspis, zu dem eine vielstufige Marmortreppe führt. Die 450 Pfund schwere, aus massivem Silber gearbeitete Statue des heiligen Laurentius schmückte ihn. Da, wo das Kuppelgewölbe beginnt, sind zwei riesige Engel von Marmor in schwebender Stellung angebracht. Links vom Hochaltare kniet auf einer Tribüne Carl V. mit seiner Familie, rechts Philipp II. nebst seinen drei Frauen und seinem Sohne Carlos. Diese Marmor-

statuen sollen von großer Aehnlichkeit und nicht ohne künstlerischen Werth sein, doch kann man sie nicht recht betrachten, da es nicht gestattet ist, die Treppe zum Hochaltar, mit dem sie auf gleichem Niveau stehen, hinanzusteigen. Unmittelbar daneben befindet sich eine sehr geräumige Sakristei mit guten maurischen Fresken; unter derselben das sogenannte Panteon, eine dunkle Marmorrotunde, in deren Nischen die Särge der Könige, Königinnen und Infanten von Spanien von Carl V. an übereinander gethürmt sind. Eine lange Marmortreppe leitet in dieses Allerheiligste hinab, welches der Fremde damals nicht selbst betreten durfte; er mußte sich mit einem Blick durch das goldene Gitter am Eingange begnügen. In der Kirche war ein Katafalk aufgestellt, auf dem eine Krone ruhte: wir conjecturirten richtig, daß dieser Pomp dazu diene, um die nach dem Testamente Philipp's II. noch bis auf den heutigen Tag für ihn gelesenen Seelenmessen würdig zu secundiren. Auf der, dem Hochaltar vis-à-vis befindlichen Tribüne für das Capitel ward uns in einer Ecke der Stuhl gezeigt, wo Philipp als Mönch gesessen, und dem Gottesdienst beizuwohnen pflegte. Hinter dieser Tribüne steht ein sehr geschmackloser, obwohl berühmter Christus am Kreuz in Marmor von Benvenuto Cellini. Von hier aus bestiegen wir in Gesellschaft einiger hübscher Señoras aus der Nachbarschaft die Kuppel, von wo man eine recht interessante Aussicht auf die in den Höfen des Escorial und vor dem Schlosse in altfranzösischem Geschmack mit vielen Buxbaumschnörkeleien angelegten Gärten hat. Nur die Schattenlosigkeit derselben fällt unangenehm auf. Die weitere Umgegend aber

bietet dem Auge auch nicht das mindeste Erfreuliche dar: weit und breit außer dem Felsennest San Lorenzo keine Ortschaft, kein Fluß, kein bebautes Ackerfeld, kein grünender Wald; die jähe, kahle Sierra de Guadarrama steigt wie ein Gespenst aus der Oede empor, und schließt gegen Norden das traurige Panorama ab.

Nun besuchten wir das gleichfalls im Schlosse befindliche Hieronymitenkloster, welches, einst die Wohnung von 200 Mönchen, jetzt nur noch wenigen Geistlichen und Custoden zum Aufenthalt dient. Die Kreuzgänge haben ungeheure Dimensionen, und sind mit einigen guten Oelbildern, sowie mit Fresken reichlich verziert. Sämmtliche Gewölbe und Mauern bestehen aus graugelbem Granit, und machen daher den Eindruck höchster Solidität und Unverwüstlichkeit. Unwillkürlich denkt man dabei an das Urkatholische: „Tu es Petrus“. Auch in eine der Zellen sahen wir hinein; sie hatte vollkommen die Gestalt eines kleinen Salons, und erschien recht comfortabel eingerichtet. Feingeflochtene Reisstrohteppiche bedeckten, wie in allen bessern spanischen Zimmern, so auch hier, den Fußboden. Zum Kloster gehört eine 60,000 Bände starke Bibliothek, die zugleich einige recht gute Portraits von Carl V., Philipp II., III. und IV. von Juan Pantoja de la Cruz (geb. 1551, gest. 1610) enthält. Im Uebrigen aber sind die meisten werthvollen Gemälde, die der Escorialpallast vormals barg, nach und nach ins Madrider Museum gewandert. Ein freundlicher Geistlicher schlug uns einige der merkwürdigsten, mit schönen Miniaturen gezierten Folianten auf; besonders interessant war mir eine alte

arabische Handschrift mit wunderbar fein und accurat gemalten Charakteren. — Die Haupttreppe, die zur ersten Etage des Pallastes hinanführt, ist von plumper Bauart, verfehlt aber demungeachtet nicht, durch die Kolossalität ihrer Verhältnisse einen majestätischen Eindruck zu machen. Fresken von Giordano, der sich 15 Jahre in Spanien aufhielt, und von Carl II. sogar zur Ritterwürde erhoben ward († 1705 zu Neapel), bedecken das Treppengewölbe. Die Haupteigenthümlichkeit des Künstlers, durch den Contrast von großen Licht- und Schattenmassen auf das Auge des Beschauers zu wirken, und der Mangel an tieferem Ausdruck und eigentlich genialer Conception machen sich auch hier geltend.

Im Ganzen brachten wir, gestern und heute zusammengerechnet, über 5 Stunden im Escorial zu, ohne auch nur den dritten Theil des Gebäudes gesehen zu haben. Diese Notiz schon mag als Maßstab für seine Enormität gelten. Außer von der Kuppel aus, die das ganze Schloß mit all seinen zahllosen Flügeln, Thürmen, Höfen, Gärten und Vorhallen überragt, ist es unmöglich, zu einem Gesammtüberblick zu gelangen. Die Hauptfaçade zählt 637 Fuß in der Länge, während die Höhe bis zur Corniche 51 Fuß beträgt. Die Kuppel der Kirche dagegen ist 320 Fuß hoch, mithin nur 93 Fuß niedriger, als die des St. Peters in Rom.

Um 2 Uhr Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Madrid zurück. Das Wetter hatte sich glücklicherweise wieder aufgehellt, so daß wir es nicht zu bereuen Anlaß hatten, die vier obersten, offenen Banquetteplätze für uns acquirirt zu haben. Wenn der Himmel es nur einigermaßen

gut meint, ist es auf spanischen Diligencen stets gerathen, diese Plätze zu wählen, da die Sitze im Innern verzweifelt unbequem, eng und luftlos zu sein pflegen. —

Am 3. October.

Bei sehr heiterem, selbst warmem Wetter wiederholten wir heute früh unsern Besuch des göttlichen Museums. Unterwegs begegnete uns die Musikbande des 1. Garderegiments mit russisch-preußischen Helmen, und bewies, daß sich die Spanier auf die Militairmusik recht wohl verstehen. Weniger vortrefflich waren die Leistungen der Tambours: sie schlugen nur einen sehr schwächlichen Wirbel. Auch ist die Marschcadence der spanischen Infanterie eine so langsame, daß preußische Beine danach kaum Tritt zu halten vermögen. Die Mannschaften waren mit Ausnahme der dem Regiment gravitätisch voranschreitenden Sappeurs nur von mittlerer Statur. Außer dem Leibgurt, an dem die Tornisterriemen, wie bei uns, befestigt sind, tragen sie noch das alte Kreuzlederzeug für Säbel und Patrontasche. Die rothwollenen Epaulets haben sie von den Franzosen. Waffenröcke sind noch unbekannt.

Im Museum ging ich heute, den Katalog in der Hand, sehr gewissenhaft zu Werk. Ich sah nur die beiden länglichviereckigen Säle zur Rechten und Linken der Eingangsrotunde, welche die vorzüglichsten Gemälde aus den beiden hervorragendsten alten spanischen Schulen, der ganz originellen von Sevilla, und der mehr dem italienischen Geschmack huldigenden von Valencia, die Juanes gegründet, enthalten, sowie die drei zu

ebener Ebene, rechts von der Rotunde befindlichen Gemächer, worin Bilder aus verschiedenen Schulen, von spanischen, italienischen, deutschen, holländischen und flamändischen Künstlern hängen. Fast vier Stunden verstrichen im Anschauen aller dieser Herrlichkeiten nur zu rasch. In den Sälen der Spanier sind es, wie billig, vorzugsweise Murillo, Velazquez, Ribera und Juanes, die alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. — Bartolomé Esteban Murillo, geboren 1618 zu Sevilla, kann nur in Spanien völlig verstanden und gewürdigt werden. Die tiefste Harmonie zwischen Form und Gedanken, das zarteste Colorit, die feinste Zeichnung, die lebendigste Gruppirung und die genialste, sublimste Auffassung des Gegenstandes vom Betteljungen bis zur Madonna, vom weltlichsten, fast burlesken Genrebilde bis zur Darstellung der heiligsten Scenen, in denen das tiefste religiöse Gefühl neben der erschütterndsten Naturwahrheit seinen Ausdruck findet, — alle diese eminenten Vorzüge verdienen ihm vollauf den Ehrentitel des spanischen Rafael, obgleich seine Tendenz, diesem reinen Idealisten gegenüber, eine durchaus realistische, überdies ganz auf spanischem Boden wurzelnde, genannt werden muß. Wenn die Gräfin Hahn-Hahn in ihren Reisebriefen (Th. II., S. 123) das pikante Urtheil fällt: „Rafael schuf die Antike zur Heiligen um, Murillo den Menschen“ — so hat sie jene Tendenz zwar richtig durchgefühlt, den Nagel aber doch nicht auf den Kopf getroffen; denn die Idee des Christlichheiligen stand bei beiden Meistern doch weit erhaben über dem Begriff der Antike und des Reinmenschlichen. Der Unterschied beider liegt vielmehr darin, daß Rafael völlig

ideale Wesen schuf, die keinem specifischen Vaterlande angehören, während Murillo sich in der Form streng an die ihn umgebende spanisch-reale Welt hielt, und die Idee des Göttlichen blos im geistigen Ausdruck seiner Gestalten zur Anschauung brachte. Einer sixtinischen Madonna sind wir gewiß auf Erden nie begegnet, wohl aber manchen schönen Frauen, die im Aeußern der virgen del Rosario oder der Maria aus der purísima concepcion auf's Haar glichen, wenn auch keine von ihnen deren ganze Seelenschöne im Antlitz offenbarte. Selbst aus Murillo's Heiligenbildern spricht, trotz aller bis zur Schwärmerei gesteigerten Andacht der Empfindung, doch immer die allerhöchste Natürlichkeit, so daß man sogar in seinen Himmelsköniginnen — wie gesagt — stets noch das reizende spanische Weib mit den schwarzen Locken und Gluthaugen, den wimperlangen Augenlidern, dem zarten, marmornen Gesichtsoval wiedererkennt, das uns auch im profanen Leben durch die Idealität seiner anmuthsvollen Züge begeistert. — Don Diego Velazquez de Silva, geboren 1599 gleichfalls zu Sevilla, der Gründer der guten Madrider Malerschule und der größte Darsteller des historischen Genres unter den Spaniern, erscheint mir wie ein seltsames Gemisch von niederländischer Derbheit und italienischer Prachtliebe. Trotz seines überall kräftigen Ausdrucks, seiner correcten Zeichnung und seinem oft an die venetianische Schule erinnernden, glänzenden Colorit ist doch fast allen seinen Gemälden eine gewisse Schroffheit und selbst Nachlässigkeit in der Ausführung eigen, so daß er auch im Technischen mit Murillo in keiner Weise zu vergleichen steht. Oft herrscht in seinen Figuren eine solche

massive Nonchalance des Pinsels, daß man Fresken, nicht Oelbilder, vor sich zu sehen glaubt. Ihm fehlt der ideale Duft, der jedes Werk des Murillo umschwebt. Doch aber steht sein Ruhm als Geschichts- und Portraitmaler für ewige Zeiten fest. — Dem 1588 vermuthlich zu Játiva bei Valencia geborenen und von dem Naturalisten Caravaggio gebildeten José Ribera, der in Italien allgemein unter dem Namen Lo Spagnoletto bekannt ist, und 1656 zu Neapel starb, wirft man zwar häufig Mangel an edler Auffassung vor, da er besonders grausenerregenden Gegenständen seinen Pinsel gewidmet, und in grellen Licht- und Schattencontrasten malerische Effecte zu erzielen gesucht hat. Was ich indessen vorzugsweise an ihm schätzen gelernt habe, ist seine charakteristische und doch weich, sauber und fleißig ausgeführte Zeichnung, die plastische Wahrheit seiner Portraits, die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Zusammenstellung seiner Gruppen. Oft kam es mir vor, als sehe ich in seinen Bildern Rembrandt und Andrea del Sarto zusammenwirken, obschon freilich jeder Einzelne unter diesen in seiner Weise ein größeres Meisterstück geliefert haben würde, als Ribera. — Der schwächste, aber freilich auch der älteste von diesem vierblättrigen Kleeblatt ist Vicente de Juanes, der 1523 in Fuente de la Higuera geboren, seine Studien gleichfalls in Italien gemacht hat. Ihm hängt viel von der Penibilität der alten deutschen Malerschule mit ihren harten Contouren und steifen Gruppen an, wenn gleich die weichen Farbentöne in der Detailausführung zuweilen an Perugino erinnern. — Viel Aehnlichkeit mit ihm hat sein Zeitgenosse Alonso Sanchez Coëllo, geboren zu

Benyfayró bei Valencia, Hofmaler Philipp's II. († 1590); nur läßt er noch kälter als Juanes, weil ihm weniger Phantasie eigen ist. Der Vorfechter dieser alten strengen spanischen Malerschule ist Louis de Morales, geboren am Anfang des 16. Jahrhunderts zu Badajoz, und gestorben 1586 ebendaselbst. Er führt den Beinamen „El Divino“, weil er blos heilige Gegenstände malte. Große Sorgfalt in der Ausführung und ein tiefes religiöses Gemüth zeichnen ihn vorzugsweise aus. Die Madrider Gallerie besitzt sechs Gemälde von ihm. Auch er war Maler Philipp's II. — Ein recht guter Schlachtenmaler ist Juan de Toledo, geboren 1611 zu Lorca; er führt den artistischen Beinamen de las Batallas. — Als tüchtige, gewissenhafte Portraitmaler müssen Juan Satoja de la Cruz, geboren 1551 zu Madrid, ein Schüler des Sanchez Coëllo, und der 1614 zu Avilés in Asturien geborene Don Juan Carreño de Miranda († 1685 zu Madrid) genannt werden. — Endlich habe ich noch als gute Darsteller heiliger Gegenstände zu erwähnen: Vicente Carducci, der, obwohl 1585 zu Florenz geboren, doch zur spanischen Schule gezählt werden muß, da er in diesem Lande gelernt, und 1638 zu Madrid gestorben ist; Antonis Pereda, geboren 1599 zu Valladolid, und gestorben zu Madrid 1669; Francisco Zurbaran, geboren in Fuente de Cantos, und gestorben gleichfalls zu Madrid 1662, der hauptsächlich auch im mythologischen Fache excellirte, ein Nachahmer des Caravaggio; Don Juan Fernandez Navarrete, genannt El Mudo (der Stumme), geboren 1526 in Logroño, ein Schüler des Tizian († 1579 in Toledo); Alonso Cano, geboren in

Granada 1601, wo er auch 1667 gestorben ist; Francisco Collantes, geboren zu Madrid 1599, gestorben ebendaselbst 1656; Francisco Sacheco, der Lehrer des Velazquez, geboren zu Sevilla 1571 und 1654 dort gestorben; Juan de Ribalta, geboren 1597 bei Valencia, gebildet in Italien, und gestorben 1628 in Valencia; Juan de Pareja, geboren 1606 zu Sevilla, Schüler des Velazquez, gestorben 1670 in Madrid, und den schon der neuern Zeit angehörigen Don Francisco Bayen, welcher 1734 zu Zaragoza geboren, Generaldirector der Academia de S. Fernando und erster Hofmaler zu Madrid ward, und hier 1795 starb, sowie der 1716 in Neapel geborene, aber in Madrid 1780 gestorbene Don Louis de Menendez. Als der größte, so viel ich weiß, noch lebende historische Maler gilt Don Vicente Lopez, geboren in Valencia 1772, und als primer pintor de Cámara in Madrid angestellt.

Ich lasse hier noch ein Verzeichniß derjenigen Bilder aus den verschiedenen spanischen Malerschulen folgen, die mir besondere Bewunderung abgenöthigt haben. Ich beginne mit Murillo, und erwähne zunächst Nr. 41 des Katalogs: die Verkündigung, la Anunciacion de Nuestra Señora, ein 6′ 7″ hohes und 8′ 1″ breites Bild, worin hauptsächlich die Figur der durch den Besuch des Erzengels Gabriel zur Unterbrechung ihres Gebets veranlaßten Jungfrau unnachahmlich schön ist; — Nr. 43. eine heilige Familie (5′ 2″ hoch, 6′ 9″ breit), so bürgerlich-gemüthlich, daß man das Bild ebensogut schlechtweg für ein Symbol des häuslichen Glückes — aber freilich des höchst vollendetsten —

ansehen könnte; die reizende spanische Madonna sitzt am Spinnrocken, Joseph daneben, das Christuskind vor den Eltern, einen Vogel in der Hand haltend und mit einem Hunde spielend, der mit gespitzten Ohren schweifwedelnd auf das Vögelchen blickt, ob er's wohl haschen könne; Maria unterbricht ihre Arbeit, um der Entwickelung des kleinen Drama's zuzuschauen; ihr Antlitz spiegelt die verklärte Mutterliebe, während aus Joseph's Blick die gläubigste, begeistertste Vaterfreude spricht, und dem Kinde ein unwiderstehlich reizvolles Lächeln um die blühenden Lippen spielt. Ferner bemerke ich Nr. 46: der Christusknabe mit dem Lamme (el Niño divino pastor), 4′ 5″ hoch, 3′ 7″ 6‴ breit, mit einem schönen landschaftlichen Hintergrunde von tiefsinnig-symbolischer Bedeutung: die Ruinen eines heidnischen Tempels stehen nicht zufällig hinter dem Kinde, das die alte Welt und all' ihre Herrlichkeit gewaltlos überwunden; — Nr. 50: der Knabe Johannes mit dem Lamme (San Juan Bautista niño), Pendant zum vorigen; die Stellung des Knaben, der die Augen zum Himmel erhebt, erschien mir etwas zu exaltirt, der Natur eines Kindes nicht völlig entsprechend, was bei Murillo's sonstiger strenger Naturwahrheit Wunder nimmt, zumal der kleine Schäfer Christus trotz seiner höheren idealen Persönlichkeit weit einfacher, kindlicher gedacht ist, als dieser Johannesknabe; — Nr. 52: die Bekehrung Pauli (la Conversion de San Pablo) 4′ 6″ hoch, 6′ 1″ breit: Paulus ist vom Pferde gesunken, und schaut erschreckt zur himmlischen Erscheinung auf, — dies die Motive des herrlichen Gemäldes; — Nr. 64: Christus am Kreuz

(nuestro Señor crucificado), 6′ 7″ hoch, 3′ 10″ breit, hat zwar sehr nachgedunkelt, ist jedoch immer noch wunderbar ergreifend durch die tiefe Innigkeit der Empfindung; — Nr. 82: die büßende Magdalene (la Magdalena penitente), 2′ 6″ hoch, 4′ 5″ 6‴ breit: das ist keine üppig schöne Sünderin, wie die Italiener, Tizian oder gar der lüsterne Correggio, sie aufgefaßt haben; das ist eine bleiche, hagere, abgehärmte Gestalt, die nicht mehr verführt, weil Gram und Reue sie verzehrt, die aber vor dem Auge des religiös Empfindenden als ein unerreichtes Ideal der wahrsten Bußfertigkeit und Seelenzerknirschung dasteht, und nicht ohne tiefste Andacht betrachtet werden kann; sie hat den Frieden noch nicht gefunden, aber Gott wird ihr vergeben, sie die Seligkeit der Vergebung jenseits des Grabes empfinden! — Ich gehe weiter zu Nr. 130: la Vírgen de los Dolores (1′ 10″ 6‴ hoch, 1′ 5″ 6‴ breit), von unendlicher Weichheit und mit einem rothgeweinten Augenpaar, das zu tiefstem Mitgefühl einladet; — Nr. 173: San Francisco de Paula, halbe Figur, auch „Charitas“ genannt (3′ 9″ hoch, 3′ 7″ breit), ein herrlicher, zum Himmel gerichteter Greisenkopf. Sehr schön und treffend sagt Alban Stolz (Spanisches, S. 229): „Aus seinem Angesicht leuchtet Liebe und Seligkeit zu Gott; sein ganzes Gesicht ist geworden wie ein Auge, aus dem die reine vollendete Seele durchstrahlt. Ich habe noch nie ein Bild gesehen, in welchem die irdische Hülle so wenig stört und noch dazu hilft, wie ein edler Schatten, den Glanz überirdischer Seligkeit, die Gottseligkeit der himmlischen darzustellen.“ — Ferner Nr. 179: der Jesusknabe

auf dem Kreuz eingeschlafen, „el Niño Dios dormido sobre la cruz, con la mano derecha apoyada sobre una calavera (Todtenkopf)“ (2′ 3″ hoch, 3′ 2″ breit); die Carnation des völlig nackten Knaben schien mir indessen etwas zu sehr in's Violette, Leichenhafte zu spielen; — Nr. 182. das Martyrium des heiligen Andreas, „Martirio de San Andrés Apóstol, en Patrás (Achaya)“, 4′ 5″ 6‴ hoch; 5′ 9″ 6‴ breit, ein durch die Anordnung der Gruppen vorzugsweise ansprechendes Bild; — Nr. 189. Santiago Apóstol, halbe Figur (4′ 9″ 6‴ hoch; 3′ 10″ breit); — Nr. 202. der Knabe Jesus dem Knaben Johannes aus einer Muschel zu trinken gebend, „el Niño Jesus y San Juan“ (3′ 8″ 3‴ hoch, 4′ 5″ 3‴ breit), unendlich kindlich und wahr; — Nr. 208. Rebecca und Eliezer (3′ 10″ hoch, 5′ 5″ breit) mit einer prachtvollen Mädchengruppe zur Linken; — Nr. 220. der heilige Augustin in Extase vor einer himmlischen Erscheinung, „San Augustin obispo de Hippona“, (9′ 11″ hoch; 8′ breit); — Nr. 229. die Empfängniß, „la purísima Concepcion“ (7′ 4″ 6‴ hoch; 5′ 2″ breit), wohl eins der herrlichsten Bilder, die überhaupt je gemalt worden: Maria, auf dem von Engelchen gehaltenen Halbmond stehend, blickt uns mit einem wahrhaften Himmelsantlitz an; es ist der reizendste Mädchenkopf, den das schönheitsgesegnete Spanien zu erzeugen vermochte! — Die in gutem Kupferstich bekannte Concepcion aus dem Louvre hat viel Aehnlichkeit mit dieser, obschon der Ausdruck der Madonna in keinem andern Bilde des Murillo von so hinreißender Wirkung ist, wie hier. Daß doch bald

ein tüchtiger Stecher an die schöne Aufgabe, dieses Bild allgemeiner zugänglich zu machen, herangehen möchte. — Wenig tiefer steht eine zweite Empfängniß, Nr. 275. La concepcion rodeada de querubines, halbe Figur, (3′ 3″ 3‴ hoch; 2′ 6″ breit). — Nr. 310. Die heilige Anna, Mutter der Maria, dem lieblichen Töchterchen Lesestunde ertheilend; Engel bringen dem Kinde die Krone: „Santa Ana y la Vírgen“ (7′ 10″ hoch, 5′ 11″ breit); — Nr. 326. die Erscheinung der Jungfrau vor dem heiligen Ildefonso, „Aparicion de Nuestra Señora á San Ildefonso,“ (11′ 1″ hoch, 9′ breit) mit schönen Engelgruppen, welche die auf dem Throne sitzende Maria umschweben; — Nr. 423. La Vírgen del Rosario (5′ 10″ 8‴ hoch, 5′ 11″ 6‴ breit), eine vollendet schöne Madonna; der Christusknabe ist jedoch in der Zeichnung etwas grell, sein Körper nicht kindlich genug gehalten; — endlich Nr. 550. der heilige Hieronymus, ganze Figur, in der Wüste tiefen Gedanken nachhängend (6′ 8″ 6‴ hoch, 4′ 9″ breit). Nicht völlig zugesagt haben mir unter den Bildern des Murillo: Nr. 56. die Verkündigung, wo der Kopf der Jungfrau mir widernatürlich zu klein vorkam, und Nr. 271. Maria mit dem Kinde, worauf namentlich die Köpfe verhudelt sind, und des höheren Ausdruckes entbehren. Weltliche Gemälde von Murillo besitzt die Gallerie gar nicht; seine berühmten Betteljungen scheinen sämmtlich in's Ausland gewandert zu sein.

Unter den Bildern des Velazquez nenne ich folgende als sehr anziehend und bedeutend: Nr. 51. Nuestro Señor

crucificado (8′ 11″ hoch, 6′ 1″ breit), der gestorbene Heiland, einsam in dunkler Nacht am Kreuze hängend, — ein tief ergreifendes Gedicht auf die Vollbringung des Erlöserwerkes, vielleicht die erhabenste Darstellung des Gegenstandes und gewiß das edelste Product des, heiligen Süjets sonst weniger zugewandten Künstlers. Ferner: Nr. 117. das Portrait eines, an einem Stocke gehenden unbekannten Mannes (7′ 6″ 6‴ hoch, 4′ 5″ breit). Man vermuthet in ihm einen berühmten Artillerieoffizier aus der Regierungszeit Philipp's IV. Nr. 138. Reunion de bebedores (genannt los borrachos — die Betrunkenen), eine Gruppe lustiger Zecher, sieben ganz vortreffliche Köpfe enthaltend, von denen jeder einen eigenthümlich-charakteristischen Ausdruck hat, 5′ 11″ hoch, 8′ 1″ breit). Nr. 155. el cuadro llamado las Meninas (die Edelfräulein der Königin), ein sehr berühmtes, kolossales Bild (11′ 5″ hoch und 9′ 11″ breit), worauf sich der Maler selbst in dem Moment dargestellt hat, wo er den König Philipp IV. und seine Gemahlin in einem Zimmer des Buen retiro portraitirt; die königlichen Gestalten sieht man in einem, vis-à-vis hängenden Spiegel widergespiegelt. In der Mitte des Gemachs spielt die Infantin Margarita Maria de Austria mit zwei Hoffräulein, und rechts im Vordergrunde necken die beiden damals berühmten Hofzwerge Mari Barbola und Nicolasico Pertusato einen schönen großen Favorithund des Königs, der sich ihr Gebahren mit stolzem Phlegma gefallen läßt. Nr. 198. das Portrait der Infantin Doña Maria de Austria, der Tochter Philipp's IV., schon des

originell-bauschigen Costüms wegen sehr anziehend (7′ 7″ hoch, 5′ 3″ breit); Nr. 230. das Portrait Philipp's III. zu Pferd (16′ 9″ hoch, 11′ 3″ breit); Nr. 254. Retrato de cuerpo entero de un viejo descamisado, gewöhnlich Aesop genannt (6′ 5″ hoch, 3′ 4″ 6‴ breit); das höchst charakteristische, schmunzelnde Antlitz des lustigen, obschon „bettelarmen" Alten stimmt zur heitersten Laune. N. 284. das angebliche Portrait des Knaben des Vallecas (3′ 10″ hoch, 2′ 11″ 6‴ breit); Nr. 291. das Portrait des Bobo de Coria (3′ 9″ 6‴ hoch, 2′ 11″ 6‴ breit); Nr. 319. die Uebergabe der Festung Breda an den Marques de Espinola, ein großes kriegerisches Gemälde, 11′ hoch, 13′ 2″ breit. Sehr mißfallen haben mir von Velazquez Nr. 167. die Anbetung der Könige von crasser Steifheit; namentlich gleicht das Christuskind darauf durchaus einer Puppe; ferner Nr. 295. Mercur und Mars, die wie zwei Bauerknechte aussehen, denen alle Idealität fehlt. Ebenso schlimm ist ein anderes mythologisches Bild Nr. 63. Gott Mars, den ich eher für einen nackten Russischen Grenadier mit gut gewichstem Schnurrbart halten würde. Für die Antike hatten die spanischen Maler entschieden keinen Sinn; es mangelte ihnen hier die Anschauung und das gründliche Studium, das nur auf wälsch-classischem Boden gedeiht.

Unter den Ribera'schen Kunstwerken mache ich auf folgende aufmerksam: Nr. 42: das Martyrium des heiligen Bartholomäus (8′ 5″ hoch, 8′ 5″ breit); — Nr. 72. St. Paulus der erste Eremit (5′ 1″ 6‴ hoch,

5′ 1″ 6‴ breit); — Nr. 116. die Jakobsleiter mit sehr poetischer Auffassung des Traumbildes, was sonst oft so ungemein plump dargestellt erscheint (6′ 5″ hoch, 3′ 4″ 6‴ breit); — Nr. 125. St. Sebastian (4′ 6″ 6‴ hoch, 5′ 7″ breit); — Nr. 178. der Apostel Thomas, mit vielem Ausdruck gemalt, (2′ 9″ hoch, 2′ 5″ 8‴ breit); Nr. 249, 250, 251, 252, 253, 256, 260, 261, 263, 264, 265, 266 und 269. Christus und die zwölf Apostel, lauter sehr charakteristische Köpfe. Die Größe dieser 13 Brustbilder ist ganz gleich; sie sind mit geringen Abweichungen sämmtlich 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 3 Zoll breit. Ferner fesselten mich: Nr. 415. der heilige Hieronymus, die Bibel in der Hand (3′ 1″ hoch, 4′ 10″ breit); — Nr. 480. Joseph mit dem Christusknaben (4′ 6″ 3‴ hoch, 3′ 7″ breit), und Nr. 485. die Segnung des Isaak (4′ 7″ 3‴ hoch, 10′ 4″ 6‴ breit), wo namentlich der Ausdruck der Gesichter wieder meisterhaft ist; der alte Isaak, der ehrliche Esau, die verschlagene Rebecca sind die anziehendsten Gestalten im Bilde, Jacob erscheint etwas schwächer.

Von Juanes will ich nur, um dieses an sich nüchterne Register nicht noch weiter auszudehnen, auf Nr. 158., ein fein gemaltes „Ecce homo“, (3′ hoch, 2′ 3″ breit) hinweisen, das ich den besten Darstellungen dieses Gegenstandes an die Seite stellen würde, wären die Contoure nicht etwas gar zu scharf und dintenmäßig gezeichnet, wie man dies bei den ältern Malern häufig findet. Unter Pantoja's meisterhaften Portraits zeichne ich Nr. 277., König Philipp II.

darstellend, besonders aus. Er ist in halber Figur dargestellt, das Bild 3′ 4″ 8‴ hoch und 2′ 4″ 6‴ breit.

Von den Gemälden aus der italienischen Schule betrachtete ich heute mit besonderer Andacht: Nr. 411, einen kräftigen Petruskopf von Guido Reni; Nr. 435. Jesus nach der Geißelung dem Volke vorgestellt von Tizian, 3′ 3″ 6‴ hoch und 2′ 3″ 6‴ breit; Nr. 462. ein Brustbild des Heilandes und Nr. 465. die weinende Madonna, gleichfalls von Tizian. Die Niederländer und Deutschen sind in den drei gemischten Sälen nur schwach vertreten; eine Magdalena von van Dyck (Nr. 442) erschien mir zu kolossal, zu bäurisch. — Auch die Empfängniß (Nr. 422) von Rubens machte unmittelbar neben einem Tizian'schen und unweit eines Pordenone'schen Bildes einen allzu flämischen, plumpbürgerlichen Eindruck.

Hiermit schloß ich für heute meinen Galleriebesuch. Das weise „Ne quid nimis“ ist bei solchen Visiten ganz vorzugsweise gerathen, sonst verwandelt sich der Genuß, wie so leicht im Leben, in eine Tortur, wo dann mit den physischen Kräften auch das geistige Auge stumpf wird und unfähig, das empfangene Bild des Schönen zurückzustrahlen. — Ich bog nun links nach der Sternwarte ein, einem schloßähnlichen, sehr hochliegenden Gebäude, von wo sich Madrid und die räudig-sterile Umgegend recht handgreiflich-klar präsentirt. Die Stadt dehnt sich auf einer Art von flachem Sattel hin, aus dem verschiedene Erhöhungen oder Wülste aufsteigen, so daß man auch hier die heilige Siebenhügelzahl herauszurechnen allenfalls Veranlassung haben dürfte. Fast

sämmtliche Straßen von nur einiger Bedeutung und Länge ziehen sich wellenförmig in der Richtung von Westen nach Osten, d. h. vom königlichen Schlosse nach dem Prado hin, während keine einzige Straße die Stadt von Süd nach Nord ganz durchschneidet, sondern nur kurze, schmale Gäßchen diese Richtung verfolgen. Demungeachtet ist die Ausdehnung von Süd nach Nord fast die doppelte von der andern. Da Prado und Schloß die tiefliegendsten Punkte von Madrid sind, und die Mitte der Stadt am höchsten liegt, so fallen sämmtliche, nach der einen oder der andern Richtung führende Straßen ziemlich steil nach den Endpunkten abwärts, so daß schon tüchtige Pferde dazu gehören, um überall Trab zu fahren, wenn der Cours stadteinwärts geht. — Die Baumlosigkeit, ich muß es immer von Neuem wiederholen, ist der schlimmste Streich, den die Natur der Umgegend von Madrid gespielt hat. Selbst die Pradoalleeen geben nur wenig Schatten; sie bestehen fast blos aus Akazien und Ulmen. An südliche Vegetation, wie in Italien, ist nirgends, oder doch höchstens nur — tout comme chez nous — vereinzelt in einem Garten, der seine Glashäuser hat, zu denken. Madrid liegt zwar zwischen dem 40. und 41. Breitengrade, südlicher selbst als Constantinopel und Neapel, aber — wohl gemerkt! — es liegt 2412 Fuß über dem Meere, ja selbst 325 Fuß über dem miserabeln Manzanares. Keine Residenz der Welt hat eine höhere Lage. Der Winter ist deshalb hier ebenso eisig kalt wie der Sommer heiß, so lange die Sonne scheint! Namentlich gefährlich wirkt das Klima auf die Lungen, und die Mortalität ist daher keine geringe. Von dem Winde, der

von den Höhen der Somosierra, d. h. von Norden, so häufig naßkalt und schneidend herabfegt, sagen die Madrider daher sehr bezeichnend: „er lösche zwar kein Wachslicht, aber er blase ein Lebenslicht aus.“

Vom Observatorium aus besuchte ich die weitläufigen Gärten des von Napoleon in eine Festung verwandelten, und 1812 von den Engländern zerstörten Lustschlosses Buen retiro. Sie ziehen sich längs des Prado vom Thor von Alcalá bis zu dem von Atocha in einer Ausdehnung von mehr als $^1/_4$ Stunde hin, und sind im französischen, verschnittenen Styl angelegt, wie Alles was ich an Horticultur in Spanien gesehen. Das jetzt unschön wiederhergestellte Schloß, einst die Residenz der spanischen Könige und die Wohnstätte des Luxus und Wohllebens, von Philipp IV. erbaut, dient heute als Artilleriekaserne, Artilleriemuseum und topographisches Büreau. Nach einem flüchtigen Blick in eine äußerst stark parfümirte Kirche dicht vor Buen retiro, aus der überdies ein wahrer Orgeldonner nebst ohrenzerreißendem Gesang hervorquoll, so daß ich glaubte, drin würde das jüngste Gericht aufgeführt, wanderte ich durch die breite Straße S. Geronimo nach der Puerta del Sol hinauf, und freute mich über das schöne neue Cortesgebäude rechter Hand, das mit seiner edeln korinthischen Säulenfaçade von Granit nach Westminster in London vielleicht das stolzeste Parlamentsgebäude der Welt ist. Das davor befindliche Standbild des Cervantes von Antonio Sola, (in Bronze gegossen von dem Preußen Hofgarten) trägt die Inschrift: „A Miguel de Cervantes Saavedra, principe de los

ingenios españioles. Anno de MDCCCXXXV." Nun ging's zum Diner und dann zur Corrida de toros, zum Stierkampf in dem 1754 links am Eingange des Prado vor der Puerta de Alcala, unweit Buen retiro erbauten, mächtigen Amphitheater, welches 1100 Fuß im Umfang mißt und 12,000 Menschen faßt. Vom April bis November werden hier alle Montage Vorstellungen gegeben, deren Durchschnittseinnahme 27,960 Realen (circa 1864 pr. Thl.) beträgt. Halb Madrid wogte zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags mit uns zur Plaza de Toros: so sehr hängt das Volk noch heute an diesem grausam-schönen Schauspiel! Wir hatten in unserm Hotel sehr gute Plätze zu 18 Reales = $4^{1}/_{2}$ Franken das Stück erhalten. Die rosafarbenen Billets waren bedruckt mit der Inschrift: „Sociedad Tauromaca. Billete personal de caballero. Accion Nr. 42." Jeder Caballero erhält zugleich mit seinem Billet noch zwei „de señora" mit in den Kauf, so daß man stets zwei Damen frei mit zum Schauspiel führen kann, von welcher Liberalität wir indessen aus Mangel an Bekanntschaft leider keinen Gebrauch zu machen vermochten. Die oben offene, mit Sand bestreute Arena bildet einen eirunden Kreis, der von einer doppelten, 6 Fuß hohen Barriere (las tablas) umschlossen ist; in den etwa 5 Fuß breiten Raum zwischen diesen Barrieren (el callejón) flüchten sich die von dem Stiere verfolgten toreadores. Zwei Pforten öffnen sich nach dem Kampfraum zu: die, wodurch der Stier aus seinem dunkeln Cachot (chiquero) eingelassen wird, und die, aus welcher die Kämpfer eintreten. Etwa 15 Reihen Bänke thürmen sich hinter der zweiten Bar-

riere als Sitze für das Publicum auf. In der Mitte befindet sich die mit Wappen und Sammetvorhängen geschmückte königliche Loge, daneben die gleichfalls reich tapezirten palcos der Granden, der obersten Behörden und der Haute Finance. Unmittelbar unter der königlichen Loge, dem Stalle gegenüber, aus dem der Stier hervorkommt, sitzt auf einer mit rothem Tuch ausgeschlagenen und bis an die erste Barriere vorspringenden Tribüne der gobernador civil, der Ayuntamiento, d. i. die Municipalität von Madrid, und die Kampfrichter. Von hier aus werden die Signale ertheilt, welche des Kampfspiels Anfang und Fortgang nach regelmäßigen Gesetzen und Bräuchen bestimmen. Je tiefer unten die Sitze sich befinden, desto billiger ist ihr Preis; überdies kostet die ganze Sonnenseite des Circus weniger, als die Schattenseite, auf der man von der doch immer nicht ganz unkräftigen spanischen Sonne zum wenigsten nicht geblendet wird. Es war heute ein warmer, durchaus klarer Tag, und ich bewunderte die Ausdauer der Heliotropen, die vier Stunden lang in die Sonne guckten und schmorten, ohne über Augenschmerzen zu klagen. Logen oder palcos werden nur im Ganzen vermiethet, und kosten 8—16 preußische Thlr. In jeder befinden sich 8—12 Sitze. Für den schlechtesten Sonnenplatz muß man noch 12 Sgr. zahlen; der Eintrittspreis stellt sich darnach ziemlich hoch; trotzdem aber versagen sich auch die untersten Schichten der Bevölkerung dieses Vergnügen nicht, dessen durch und durch nationalen Typus man nie verkennen wird. Unsere Umgebung auf der vorletzten Bank von oben, und zwar auf der Schattenseite, bestand meist

nur aus Fremden; denn die Wirthshäuser Madrids halten hier ein für alle Mal die für ihre Gäste reservirten Plätze. Nach spanischer Etikette erscheinen die Damen zur Tauromachie sämmtlich im schwarz-seidenen Nationalcostüm mit Fächer und Mantilla. Schon das Publicum, diese feurig elektrisirte Masse zum großen Theil schöner Gestalten beiderlei Geschlechts zu betrachten, gewährt einen eigenthümlichen Reiz, — einen weit höheren wenigstens als der Blick auf die blasirten weißen Cravatten und diamantengeschmückten Modejournalspuppen, wie sie die Logen der Pariser und Londoner Theater zur Schau stellen. Auch der König war heute anwesend, umgeben von einer zahlreichen Suite von Offizieren und Hofleuten. Nicht weit von uns hatte sich auf einer besonderen Tribüne die Janitschaarenmusik des ersten Garderegiments placirt. Um $^1/_2$4 Uhr trat der gobernador in seine Loge, und eine Trompetenfanfare gab auf seinen Wink das Zeichen zur Eröffnung des Kampfspiels. Sofort begann die Musik einen feurigen Triumphmarsch aufzuspielen, bei dem das Paukenfell ebensowenig geschont wurde als das türkische Blech. Da öffnete sich auf der entgegengesetzten Seite des Circus ein Doppelthor, und herein stolzirte in langsamem Schritt der feierliche Zug der Cuadrilla oder der Stierkämpfergesellschaft. Voran ritten auf schönen, edeln Rossen etwa 24 prächtigaussehende guardias civiles oder Gensd'armen, denen zwei gleichfalls trefflich berittene alguacils im altspanischen, enganliegenden Costüm von schwarzer Seide mit steifer weißer Halskrause und einem schwarzen Federbarett, ein nacktes Schwert in der Rechten, folgten. Nun kamen die

Kämpfer, vom Beifallsrufe des Volkes begrüßt: vornweg sechs picadores oder Lanzenreiter, welche den Stier zum Beginn des Kampfspiels mit einem kurzen, an der Spitze einer langen Holzstange angebrachten Stachel leicht zu verwunden, und so dessen weiteren Angriff auf Roß und Mann abzuwehren die Aufgabe haben; ihnen folgte der matador oder (nach jetzt fast allgemein üblichem Ausdruck) der espada, die Hauptperson der Cuadrilla, der den Stier zu erlegen hat, begleitet von zwei andern seines Ranges, welche in der Führung des Todesstoßes mit ihm abwechseln; dann 8—10 banderilleros, welche den Stier mit ihren langen, buntfarbig-seidenen Shawls (capas) zu necken und später mit Pfeilen zu bespicken haben; demnächst 12 – 15 chulos oder chulillos, (eigentlich Spaßmacher), denen, wie den banderilleros, das Neckspiel mit dem Shawl obliegt, die jedoch außerdem, als untergeordnetere lidiadores oder Kämpfer, die Hauptacteurs während des Kampfes zu bedienen, ihnen Lanzen, Pfeile u. s. f. zuzutragen haben; und endlich zwei abenteuerlich ausgeputzte und betroddelte Mauleseldreigespanne mit reichen Scharlachsammetdecken und den flatternden Nationalfahnen auf dem Rücken, welche dazu dienen, die Kampfesopfer nach beendigtem Drama in der Carriere hinauszuschleifen. Zahlreiche Knechte mit langen Peitschen im gewöhnlichen südspanischen Nationalcostüm umschwärmten die Leichenschleifer, und hinter ihnen her heulte zum Schluß des ganzen Zugs eine von mozos (Knechten) an Stricken geführte Meute von kleinen, dickköpfigen Bulldogs, welche, im Fall der Stier gegen das Ende des Kampfes ermatten sollte, und deshalb

nicht für würdig befunden würde, von der Hand des espada zu sterben, paarweise auf ihn losgelassen werden, um ihn vollends zu Tode zu beißen. Heute hatte indessen die Meute keine weitere Bestimmung, als den Skandal des Eingangsfestzugs zu vermehren, denn erst im Jahre 1853 war sie, nachdem sie 1851 von den Stieren auf das furchtbarste zerfleischt worden, — nur ein Hund kam lebendig davon — wieder soweit reorganisirt und angelernt, daß sie zum Kampfe gebraucht werden konnte. —

Sehen wir uns nun, bevor wir die Beschreibung des eigentlichen Kampfes beginnen, die Costüms der Cuadrilla etwas genauer an. Der espada trägt eine hellfarbig seidene, mit Goldstickerei übersäete rundgeschnittene Jacke und darunter eine mit vielen Goldknöpfen besetzte enganschließende Weste. Um den Leib windet sich die breite spanische Binde von rother oder blauer Seide. Von demselben Stoff und gleichfalls reich mit Gold gestickt sind die engen, bis an die Kniee reichenden Beinkleider, an welche sich die weißen seidenen Strümpfe anschließen. Der Fuß ruht in einem eleganten, mit Bandschleifen und Gold- oder Silberschnallen geschmückten Schuh. Das Haar ist dem Kämpfer aus der Stirn gekämmt, und auf dem Hinterkopf in einem dicken wulstartigen Knoten zusammengeflochten, so daß man eine Frauenzimmerfrisur vor sich zu sehen glaubt. Seit Simsons und Delila's Zeiten galt ja das lange Hauptthaar stets als ein Sinnbild der Kraft: deshalb haben die spanischen Stierkämpfer diese Mode beibehalten; sie sahen sich jedoch, um durch das Flattern der losen Locken beim Kampfe nicht gehindert zu werden, genö-

thigt, es hinten aufzubinden. Auf dem Haupte trägt der espada das bekannte spanische Sammetbarett, mit Schleifen verziert, jedoch nur in einer Miniaturausgabe, da der Haarwulst am Hinterkopfe blos ein kleines Hütchen zuläßt. Die banderilleros und chulillos haben dieselbe Tracht, doch sind sie minder reich und in grellere Farben gekleidet. Ueberdies hängen ihnen die großen grün-hellblau-rosa- oder gelb-seidenen Shawls, womit sie den Stier zu necken haben, hinten über die rechte Schulter und vorn über den linken Arm herab. Die picadores stecken in einer Art von deutschem Studentenpaukwichs, d. h. in wohlgefütterten ledernen Beinkleidern und einem gelben Koller von gleichem Stoffe. Darüber tragen sie eine ganz kurze, rothe oder blaue Sammetjacke mit reicher Silber- oder Goldstickerei, vielen Metallknöpfen und Schnurwülsten auf den Schultern. Der Hemdenkragen ist weit übergeschlagen, ein rothseidenes Halstuch flattert darunter hervor. Die seidene Leibbinde fehlt auch ihrem Anzuge nicht. Ein weißer Filzhut mit sehr breiter Krämpe ruht, quastenverziert, auf dem von einem Netz à la bandito umspannten Hauptthaar, in welches lange, nach hinten herabhängende schwarze Roßhaarzöpfe geflochten sind. Die einzige Waffe der picadores bildet, nächst einem 6 Zoll langen furchtbaren Sporenpaar, das aber nur für den Gaul, und nicht gegen den Stier bestimmt ist, die schon oben beschriebene, zerbrechliche Holzstange mit dem kurzen Eisenstachel an der Spitze. Da die von ihnen gerittenen Pferde fast ohne Ausnahme ein Opfer der Stierwuth werden, und gerade hierin das Hauptamüsement für das Publicum liegt, so wählt man blos

höchst erbärmliche Klepper — à fünf bis sechs duros das Stück — zu der Schlächterscene, in der die picadores die Eingangsrolle spielen. Als — so erzählt Minutoli in seinem 1854 zu Berlin erschienenen Werke: „Altes und Neues aus Spanien,“ Th. II. S. 107 — in den glänzenden Stiergefechten, welche bei der Thronbesteigung der Königin Isabella II. dem Volk von Madrid gegeben wurden, die picadores auf schönen, muthigen, aus dem königlichen Marstalle gelieferten Rossen auf dem Kampfplatz erschienen, und alle ästhetischer Gebildeten diesem wahrhaft ritterlichen Kampfe ihre gerechte Anerkennung zollten, zeigte sich doch die große Masse des Publicums durchaus nicht zufrieden gestellt; denn die Gewandtheit und das edle Feuer der Pferde war die Ursache, daß von allen nur ein einziges todt auf dem Platze blieb, und ein so kleines Opfer will dem Spanier, der nun einmal für ein blutig-grausames Schauspiel seine Realen bezahlt hat, schlechterdings nicht genügen. Es mußten also die alten Schindermähren, auf denen die stolzen picadores doch immer dem Ritter von der Mancha ähnlicher sehen, als man wünschen möchte, wieder heran, — dürre, altersschwache Gäule, denen man das Auge zu verbinden genöthigt ist, sobald der Stier eintritt; sonst würden sie den Schwanz zwischen die Beine nehmen, und feige auskneifen. Wie sich aber Menschen dazu finden, welche auf solch miserablen Rosinanten einem so fürchterlich gefahrvollen Kampfe Woche für Woche sich Preis geben, ist mir durchaus unbegreiflich, obschon die picadores recht ansehnliche Bezahlung erhalten, nämlich 1000 Realen, circa 66 Thaler, für die Vor-

stellung *). Erst kurz vorher war Einer der beliebtesten Lanzenreiter, Puerto, im Amphitheater zu Cadiz von einem Stier getödtet worden, und ohne Quetschungen sowie andere leichtere Verwundungen kommen die durch ihren steifen Lederanzug doppelt unbehülflich gemachten armen Kerle fast nie davon. Weder das klapperdürre Rößlein, noch die dünne Lanze geben ihnen einen hinreichenden Stützpunkt gegen den oft so kräftigen Angriff des wüthenden und herkulisch-starken Thieres, das überdies im ersten Acte des Drama's noch seine vollen Kräfte beisammen hat; wären die Unglücklichen nicht stets von einer Menge dienstfertiger und unendlich behender, toll-dreister chulillos umschwärmt, so würde ihr Leben sowie das ihrer Pferde fast allemal geliefert sein. Sie sind die Sündenböcke der ganzen Komödie; ohne viel ausrichten, Muth, Gewandtheit und Kraft in irgend glänzender Weise documentiren zu können, tragen sie ihre Haut nur um deswillen zu Markte, damit das blutdürstige Volk das Vergnügen habe, möglichst viel Pferde vom Stier zerfleischt zu sehen, und können Gott und der heiligen Jungfrau danken, wenn sie nicht sofort aus der Arena in die Krankenstube oder enfermeria spaziren, wo der Chirurg mit ausgepackten Instrumenten und Pflastern der Verwundeten harrt, — und zwar unmittelbar neben der Capelle, in der die toreadores vor dem Beginn des Kampfes einem stets gegenwärtigen Priester ihr vielleicht letztes Gebet vormurmeln, und auf Verlangen mit den Sterbesacramenten versehen werden.

---

*) Der espada bekommt dagegen 80 duros = circa $117\frac{1}{3}$ pr. Thaler für jeden getödteten Stier.

Das Mitleid für die picadores hat mich von meinem eigentlichen Gegenstande abgebracht, und ich habe noch Einiges nachzutragen, was zur Beschreibung ihres Costüms gehört. Um ihnen einen festen Sitz zu geben, reiten sie auf einem Sattel, der hinten und vorn mindestens 6 Zoll hohe Holzbauschen oder Lehnen hat, und möglichst weich gepolstert ist. Diese Lehnen können jedoch dem Reiter beim Sturz mit dem Pferde höchst gefährlich werden, denn, wenn sich, was so oft geschieht, das Roß mit ihnen überschlägt und auf sie zurückfällt, so schweben sie in nicht geringer Gefahr, von diesen so weit hervorragenden Sattelbauschen erst recht zermalmt zu werden. Statt in Steigbügeln, ruht ihr Fuß in enorm großen, eisenbeschlagenen Holzschuhen, aus denen nur die Stachelräder der Sporen hervorstarren, vorausgesetzt, daß dieselben nicht, was am häufigsten der Fall ist, im Bauche des Gauls unheimlich arbeiten, der überdies durch eine entsetzliche Kandare im Maule unabläßig gerissen und gepeinigt wird, damit er nur ja so lange als irgend möglich aushalte. —

Dreimal bewegte sich dieser bunte Kampfzug an der Loge des gobernador vorbei; endlich hielt er dicht vor ihm still, und Einer der beiden ritterlichen alguacils ritt vor, entblößte das Haupt, und erbat die Ordre für den Beginn des Kampfspiels. Der gobernador nickte, und Einer seiner Trabanten warf dem schwarzen Ritter den Schlüssel zum Stierzwinger hinab. In gewaltigen Galoppsprüngen ritt der Empfänger, sich verbeugend, der Bovedapforte zu, übergab den Schlüssel dem dort aufgestellten Stallknechte, und jagte zur Arena hinaus. Ihm nach die guardias civiles, der

zweite alguacil und die Mauleseldreigespanne nebst der Meute; auch die espadas und banderilleros, die erst später sich beim Kampf betheiligen, zogen sich zurück, während die picadores — drei an der Zahl (der Rest retirirte gleichfalls) — sich an der Barriere, das Pferd nach einwärts gewandt, in weiter Distance von einander aufstellten, um den Stier mit eingelegter Lanze zu erwarten. Die chulillos vertheilten sich im Circus; zumeist saßen sie anfänglich, wie die Spatzen, auf der Barriere herum, um — sobald ihre Thätigkeit nöthig wurde, herabzuspringen und die picadores zu unterstützen. —

Jetzt erschallt ein Trompetenstoß — der Thürsteher öffnet die Boveda, und heraus stürzt der 24 Stunden lang ohne Licht und Wasser im engen Kerker gehaltene Stier. Sobald er erscheint, wird ihm von einem oberhalb der Stallthür sitzenden chulillo ein eiserner, mit Widerhaken versehener Stachel in den Widerrist gestoßen, woran die bunte Banddevise befestigt ist, die anzeigt, aus welcher gañaderia oder Stierzuchtanstalt das Thier stammt. Es giebt deren in Spanien unzählige, und die meisten befinden sich im Besitz von vornehmen Familien. Die besten und kampfesmuthigsten Stiere ziehen der Marques de Casacavira zu Gijon in Asturien mit rother Devise, der Herzog von Osuña zu Veragua im Generalcapitanat Guatamala mit roth und weißer Devise, und die Gräfin Salvatierra gleichfalls zu Gijon mit roth und grüner Devise. Die Farbe der Thiere ist meist dunkelbraun, ihre Gestalt kurz und gedrungen, die Hörner stehen eng an einander und ohne große Biegung gradaus, wie zwei Dolche, in die Höhe. Stiere mit weit auseinander

starrenden und langgeschweiften Hörnern gelten für weniger gefährlich, und daher auch für nicht so interessant. Der Preis für einen Stier von der besten Raçe geht bis zu 1500 Realen (= circa 100 Thaler), zuweilen wohl auch noch höher.

Ungeheuerer Jubel und rauschende Musikfanfaren empfangen das lichtgeblendete, schon verwundete, überdies durch einen derben Peitschenhieb von Oben in Galopp gebrachte Unthier. Gewöhnlich setzt es in einigen furchtbaren Sprüngen bis in die Mitte der Arena, stutzt dann plötzlich, starrt schnaubend die Menge an, und wühlt mit den kurzen Vorderbeinen oder mit den Hörnern, unwillig brüllend, den Sand auf. Endlich gewahrt es Einen von den an der Barriere seiner harrenden picadores. Der erste Act des Schauspiels beginnt. Will der Stier nicht aus freien Stücken auf Roß und Mann sich losstürzen, so umschwärmt ihn sofort die Bande der dreisten chulillos von allen Seiten, und sucht ihn auf die picadores zu hetzen. Häufig aber ist solche Anreizung gar nicht nöthig, sondern das wüthende Thier rennt sofort auf seine Beute los. Da die Kampfart, die seine Natur ihm eingiebt, darin besteht, daß es dem Roß unter den Bauch zu kommen sucht, um es mit sammt dem Reiter auf die Hörner zu nehmen, und gleich einem Federballe in die Luft zu schleudern, so hält es jedes Mal, auch wenn sein Anlauf gegen den picador noch so rapid war, kurz vor dem letztern an, und rüstet sich, Ort und Gelegenheit abpassend, zum letzten Sprung und Schleuderexperiment. Diese kurze Pause muß der picador benutzen, um es mit seiner

langen Lanze zu treffen, und — was die Hauptkunst ist — durch einen Stich in den Hals abzupariren. Ist dieser Stoß gut geführt worden, so gelingt es dem Reiter öfters, sich am Stiere, der den Kopf tief gesenkt hält, weil er seinem Feinde noch immer von unten den Bauch aufzuschlitzen, und ihn in die Höhe zu schleudern denkt, unverletzt vorbeizuschieben, und sich so in Sicherheit zu bringen. Man nennt diesen Stoß in der Kunstsprache: suerte de detener. Lieber aber sieht es das Publicum, wenn der picador dies Kunststück nicht zu Wege bringt, und der durch den erhaltenen Stich doppelt gereizte Stier glücklich unter den Pferdebauch kommt, ihn aufreißt, daß die Kaldaunen daraus hervorquellen, und schließlich Roß und Reiter in die Luft schnellt. Man glaubt bei solcher Scene, die sich heute unzählige Male wiederholte, nun habe die letzte Stunde des armen picador geschlagen, der zuweilen unter seiner zerfetzten Rosinante begraben, oder gar dem wüthenden Feinde zwischen den Hörnern liegt. Aber siehe! — da sind auch schon die flinken chulillos von allen Seiten bei der Hand, um den Kampfbruder aus dieser schrecklichen Situation zu befreien: der Eine reißt den aus seinem Wannensattel geschleuderten, schwerfälligen, überall paralysirten picador unter dem Pferde hervor; zwei, drei Andere helfen ihm, wo irgend möglich wieder auf's Roß, oder sie heben ihn, wenn dieses durchaus jeden fernern Dienst versagt, über die Barriere hinüber, und bringen ihn so, bis ein neuer Klepper herbeigeschafft worden, in Sicherheit; ein vierter, fünfter und sechster sorgen indessen für die Beschäftigung des Stiers, der sich in ihren Mänteln verwickelt, und

so von seinem früheren Feinde abgelenkt wird; Einer überbietet den Andern an tollen Neckereien, Sprüngen, Mantelschwingungen; endlich rafft sich das betäubte, verdutzte Thier zusammen, nimmt sich Einen aus der Bande auf's Korn, und schießt dem schnell Zurückweichenden, unbeirrt um den übrigen Schwarm, in gewaltigen Sätzen nach. Schon glaubt es seine Beute sicher erreicht zu haben, schon ruckt es mit dem Kopf nach unten, um den Hornstoß nach oben kräftig und tödtlich führen zu können: doch der leichte chulillo ist soeben über die Barriere voltigirt, und verhöhnt den wuthschnaubenden Gegner, indem er ihn von Oben mit dem seidenen Mantel in die Augen schlägt. Unwillig trabt die Bestie von dannen, und sucht sich für die eben erlittene Kränkung am zunächst haltenden picador zu rächen. Hier nun beginnt die erste Scene von Neuem, verläuft jedoch — wie natürlich — niemals ganz genau, wie vorher geschildert, so daß man in beständiger Spannung vor immer neuen Situationen und Gefahren bleibt. Kommt einer der picadores in große Noth, und will der Stier sich vom Schwarm der chulillos gar nicht fortnecken lassen, so springt wohl hie und da auch einmal ein banderillero hinzu, der unter dem enthusiastischen Gejauchze der Masse durch seine sublime Keckheit und Gewandtheit das erreicht, was den anderen, weniger famosen lidiadores schlechterdings nicht gelingen wollte. Namentlich im achten und letzten der heute gesehenen Stierkämpfe zeichnete sich ein banderillero bei solchem Stierablenkungsmanöver ganz außerordentlich aus; dafür lohnte ihm denn aber auch das Publicum durch nicht endenwollenden

Applaus und durch den Ehrenruf: „Bravo, bravo, Señor presidente de la corrida,“ zum Beweise, daß er seine Sache am besten gemacht habe. Sogar Hüte flogen aus dem elektrisirten Zuschauerraume zu ihm hinab, was in Spanien als das höchste Zeichen des Beifalls gilt. Das Hauptgaudium dieses ersten Actes bleibt aber immer die Pferdeschinderei, die ich, um völlig anschaulich zu machen, wie grausam-teufelisch dieses Schauspiel ist, noch etwas weiter ausmalen muß. Im Ganzen wurden neun Pferde heute auf das Grauenvollste zu Tode gemartert, und als fürchterlich zerfleischte Cadaver von der Wahlstatt geschleift. Oft hatten sich die unglücklichen Thiere halbe Stunden lang noch mit heraushängenden Eingeweiden und blutgetränkten, zerrissenen Gliedmaßen nach der Attaque des Stiers, nicht sterben und nicht leben könnend, in der Arena herumgeschleppt, waren unzählige Male schon zusammengebrochen, hatten gestöhnt und geheult, als ob sie den Gnadenstoß als Erlösung aus ihrer furchtbaren Qual von einer mitleidigen Seele unter den Tausenden von Unmenschen, die sich an ihren Schmerzen weideten, erflehen wollten; aber die grausame Kampfesregel blieb unerbittlich: keinem Verwundeten darf im Stiergefecht die ihm vom Schicksal bestimmte Dosis von Todesqual durch einen uncommentmäßigen Stoß oder Stich abgekürzt werden; und so verendet denn ein so schrecklich zerfetzter, unglücklicher Gaul meist erst dann, wenn er von dem Mauleseldreigespann als Siegestrophäe nebst dem Stiere in der Carriere herumgeschleift wird, und der Strick, der ihm zu dem Ende um den Hals gelegt ist, ihm die Kehle zuschnürt. Einem vom Stier um-

gerannten Pferde hingen die Eingeweide dermaßen aus dem Leibe heraus, daß es mit seinen eigenen Füßen auf einem Theil derselben herumtrabte, und darüber stolperte, während ein anderer Theil dem Stier am Horne hing. Ein zweites armes Roß war, vom Stier auf die Hörner genommen und furchtbar zerrissen, als todt zusammengesunken, und sogar bereits mit Sand zugescharrt worden; zehn Minuten hatte es so regungslos dagelegen, einen Strom von Blut um sich ergießend: — da kommt der Stier abermals gegen den Cadaver angesetzt, schleudert ihn in die Höhe, — und siehe! er steht, stöhnt und — trabt, halbzerfleischt, noch zehn bis zwanzig Schritte von dannen, bis ein letzter Hornstoß des Stiers ihn zum zweiten Male, und nun erst als wirklichen Leichnam niederstreckt. Je toller die Qualen dieser unglücklichen Mähren, um so enthusiasmirter geberdet sich das Publicum. Den Trieb der Grausamkeit zu sättigen sind sie gekommen, und er will seine Opfer haben. Selbst Frauen verrathen es oft nur zu deutlich, daß Agrippinische Lüste ihnen nicht fremd sind, und bliebe selbst ein Mensch todt auf dem Platze, es fiele sicher keine darum in Ohnmacht. Kostet es ja einmal ein Menschenleben, so besteht, wie Minutoli erzählt, das einzige Zeichen der Theilnahme von Seiten des Publicums darin, daß dasselbe sich so lange schweigend verhält, bis der Unglückliche aus dem Circus herausgeschafft ist. Der Chirurg mag zusehen, ob ihm noch zu helfen sei, die Zuschauer aber verlangen für ihr Geld die möglichst rasche Fortsetzung des entsetzlichen Spieles, das allein im Jahre 1852 vier Menschen zu Leichen machte.

Es versteht sich, daß vom Standpunkte der Moral und Humanität diese schrecklichen Dramen ebenso wie die Thiergefechte des Alterthums auf das Aeußerste verdammt und verwünscht werden müssen, und jeder Fremde, der sie zuerst sieht, schaudert mit Entsetzen vor solcher krassen Unmenschlichkeit zurück. Doch aber muß ich gestehen, daß das kühne, so unendlich mannigfaltige Schauspiel, sobald man sich von dem ersten Abscheu erholt, und nur halbwegs mit guten Nerven ausgerüstet ist, nicht nur nicht mehr widerlich, sondern sogar im höchsten Grade anziehend, ja enthusiasmirend wirkt, daß man mit einem Worte — selbst als kühler, sittlich gestimmter Deutscher — sich unversehends zum Spanier metamorphosirt fühlt, und die Begeisterung der Masse aus vollem Herzen theilt. Das ist zwar recht beschämend, aber es ist buchstäblich wahr, und allen meinen ausländischen Umgebungen, Franzosen, Russen und Engländern, ist es ebenso ergangen. Bis zum zweiten, dritten Stierkampfe empörte sich unser sittliches Gefühl gegen die Schlächterei, die man vor uns trieb; beim vierten und fünften überflog uns nur noch eine flüchtige Gänsehaut, wenn wir die picadores in so gräßlicher Gefahr sahen, und vom sechsten bis zum achten Kampfe standen wir bereits völlig auf der Höhe spanischer Empfindung, und bedauerten es lebhaft, als auch der letzte Stier zur Leiche geworden, und mit der sinkenden Sonne der Schluß des Schauspieles gekommen. „Es war doch großartig und ergreifend, es spannte doch, wie keine tragische Scene in unsern Theatern, es war doch furchtbar schön! —“ so sagte ein jeder zu sich, und wäre gewiß wieder

gekommen, hätte sich ihm nur die Gelegenheit zum zweiten Male geboten. Uns kam sie nicht wieder. Das Alles beweist, daß Fürst Pückler Recht hat zu behaupten: „es ist eine sehr traurige Wahrheit, aber sie ist nicht zu leugnen: der Mensch ist dem Tiger weit näher verwandt, als dem Lamme. Eine Lust am Zerstören liegt in seiner innersten Natur; hat er Blut einmal gekostet, so verlangt er noch mehr. —" *)

Doch zurück zu unserm Drama selbst. Nachdem der Stier seine vorschriftsmäßige Anzahl von Pferden verwundet oder getödtet hat, empfehlen sich die picadores meist zu Fuß, und ein Trompetensignal bezeichnet den Anfang des zweiten Acts, in welchem die banderilleros als Hauptacteurs auftreten. Ihre Kunst ward von dem berühmten Matador Pedro Romero erfunden, der 1750 zu Ronda in Andalusien geboren, zu Sevilla eine eigene Schule der Tauromachie errichtete, und den grausen Wahlspruch führte: „matar ó morir," tödten oder sterben. Die Kunst der banderilleros besteht nämlich darin, dem Stiere mit aufgehobenen Armen entgegenzulaufen — nur von vorn ist der Angriff erlaubt —, und ihm, ehe er noch Zeit gewinnt, seinerseits mit den Hörnern zu agiren, zwei lange, mit buntem Papier und seidenen Flittern umflochtene Pfeile oder Lanzen mit eisernen Haken, welche banderillas oder rehiletes heißen, zu beiden Seiten in den Hals und Rücken zu stoßen. Man nennt diese sehr elegant aussehende, und oft mit staunenswerther Ge-

*) Vgl. Tutti Frutti. Stuttgart 1834. Bd. I. S. 204.

wandtheit ausgeführte Operation, wobei Alles auf die Rapidität der Bewegung ankommt, „clavar“ oder „colgar rehiletes“. Einige besonders geschickte banderilleros verstanden es, dem Stier diese Lanzen einzubohren, indem sie über ihn weg voltigirten, was stets von großem Beifallsjubel begleitet ward. Am malerischesten aber präsentirt sich das Fliehen der banderilleros, wozu die Noth sie gar häufig zwingt, indem der Stier denjenigen, der ihm zwei so empfindliche Wunden beigebracht hat, meist sofort auf's Korn nimmt, und ihn nach der Barriere zu in gestrecktem Galopp verfolgt. Da gilt es denn abermals gut zu voltigiren, wie wir dies schon im ersten Acte von den chulillos gesehen haben. Der Stier geberdet sich jetzt meist noch wüthender als am Anfang; die Wunden, die er Schlag auf Schlag von allen Seiten empfängt, reizen ihn zu verzweifelten Sprüngen und, für seinen gedrungenen Körperbau, zu fast übernatürlich-raschen Bewegungen. Oefters überspringt er dabei sogar die sechs Fuß hohe Barriere, um seine Peiniger coûte que coûte zu erreichen, oder ihnen — schlimmstenfalls — zu entfliehen. Bei solchem Anlaß entsteht dann in dem engen Gange zwischen den beiden Barrieren keine kleine Verwirrung, bis die chulillos den Stier durch schnelle Oeffnung einer der in der vordern Barriere angebrachten Thüren wieder in die Arena zurücktreiben. Während der heutigen Vorstellung fiel diese Scene indessen blos ein einziges Mal, und zwar beim sechsten Stierkampf vor, wo man, um den Stier zu besonderer Wuth zu reizen, das Feuerwerk gegen ihn angewendet hatte. Hat sich nämlich der toro, der in der Kunstsprache auch la res

heißt, bisher immer nur feige und unlustig zum Kampf erwiesen, so verlangt das Publicum mit Ungestüm nach Pfeilen oder Lanzen, an denen Feuerwerkskörper angebracht sind, und diese, am Leibe der Bestie platzend, schmerzen sie dann auf das Empfindlichste, und versetzen sie durch die umhersprühenden Funken und das Geknalle um ihre Ohren herum in eine wahrhafte Verzweiflungswuth. Der gobernador muß, bevor dieses grausame Stimulationsmittel angewendet werden darf, stets seine besondere Zustimmung gegeben haben, scheint indessen, da er ja auch ein Spanier und Liebhaber des Stierkampfes ist, in diesem Punkte nicht sonderlich difficil zu sein.

Nachdem zum wenigsten drei Paar rehiletes dem Stier glücklich im Fleische sitzen, bezeichnet ein drittes Trompetensignal den Anfang des Schlußacts, worin der espada als Garausmacher auftritt. Er empfängt von der Tribüne des gobernador herab die muleta, d. i. eine Fahne von Scharlachtuch an einem kurzen Stiele befestigt, nicht länger als die Flagge selbst, und den estoque, d. i. ein langer, gerader Degen mit goldenem Gefäß, womit er seinem Gegner die pases del pecho (den Todesstoß) zu ertheilen hat. Stolz durchschreitet er den Circus, bleibt vor der Loge des gobernador stehen, lüftet das Barett, verneigt sich, und fragt mit feierlicher Stimme: ob es des Señor Wille sei, daß die Schlußscene beginne. Der gobernador giebt ein bejahendes Zeichen mit der Hand, der espada verneigt sich abermals, und ruft, das Barett hoch emporhaltend: „Ich kämpfe für die Königin, die Prinzessin von Asturien und das Volk von Madrid.“ Hierauf macht er Kehrt, wirft das Barett von

sich, und tritt dem toro, den Degen in der Rechten, die rothe Fahne in der Linken, festen Schrittes allein entgegen. Die banderilleros folgen ihm in einiger Entfernung, um im Fall einer Verlegenheit schnell bei der Hand zu sein, und ihn zu degagiren. Daß ihre Hülfe trotzdem oft zu spät kommt, beweist der Umstand, daß bis jetzt fast alle berühmten espadas, Jose Delgado, Guillen, Montes und Ximenes, in ihrem Berufe starben. Der Arten, den Stier zu erlegen, giebt es hauptsächlich drei. Entweder der espada erwartet ihn, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und versetzt ihm in dem Moment, wo das Thier mit den Hörnern — oder richtiger mit dem Horne, denn der Stier stößt stets nur mit dem linken Horne — zufahren will, den Todesstoß. Dies war besonders die Art des berühmten Romero und Montes Force, die überhaupt eine solche Ueberlegenheit im Stiergefecht zeigten, daß das Volk allgemein glaubte, sie verstünden mit ihrem bloßen Auge die toros zu bannen. Dieser Art, den Stier zu tödten, geht meist ein sehr interessantes Spiel mit der muleta vorher, indem der espada die Bestie nach allen Seiten durch geschickte Manövers mit dem Tuche herumzaust, und den Hornstoß erst wie ein Fechter verschiedene Male parirt, bis er ihr den Stich in's Genick versetzt. Der technische Ausdruck für diesen Modus ist: „la suerte de recibir“. Auf eine andere Weise fällt der Stier durch die „suerte de volapies“. Hier springt der espada auf das Thier zu, und erlegt es, indem er es, auf einem Fuße balancirend und den andern in die Höhe streckend, von der Seite attakirt. Diese Weise, die Joaquin Rodriguez Costillares, geboren 1751 zu Sevilla,

erfand, ist indessen jetzt weniger beliebt, da das Volk es für rühmlicher hält, wenn der espada seinen Gegner gelassen erwartet, und ihn nur vertheidigungsweise, also gleichsam aus Nothwehr, tödtet. Auch kommt bei der suerte de volapies das Publicum meist um das mit Recht so hoch bewunderte Spiel mit der muleta, das, geschickt ausgeführt, stets zum größten Applause hinreißt, und in der That die Erwartung auf's Aeußerste spannt. Eine dritte Art endlich ist die „suerte de descabellar", wobei der espada den Stier so nahe an sich herankommen läßt, daß er sich beim Todesstreich just zwischen den Hörnern befindet. Francisco Herrera Guillen, der Liebling des Madrider Publicums, leistete hierin Außerordentliches, büßte jedoch für solche Tollkühnheit 1820 im Amphitheater zu Ronda sein Leben auf eine grauenvolle Weise ein. Der gegenwärtig berühmteste espada heißt Cuccero aus Andalusien, was überhaupt die meisten Stierkämpfer liefert. Auch Redondo aus Chiclana hat großen Ruf. Alle die drei eben beschriebenen Stiererlegungsarten wurden heute producirt, aber die erste fand stets am meisten Beifall. Die letzte kam überdies auch nur dann zur Anwendung, wenn der Stier sich als ein völlig ungefährlicher Gegner erwies. Zuweilen ist sogar das arme Thier im Schlußact durch die vorher empfangenen Wunden bereits so erschöpft und abgemattet, daß es sich vor seinem Henker trotz aller Neckereien ganz pomadig in den Staub legt, und schlechterdings zu keinem Angriff mehr zu bewegen ist. Es in diesem trostlosen Zustande abzuschlachten, wäre schimpflich für eine so hohe Person, wie den espada; in solchem Falle, bei dem es sich sogar ereignete,

daß dieser letztere sein Schwert auf den Rücken nahm, und mit einem Fuße auf den Kopf des elenden Feindes trat, schrie das Volk nach dem grausamsten aller Executionsmittel, nach der media luna, wonach, abermals mit Consens des gobernador, einige aus der cuadrilla dem toro mit einer Art von sichelförmigen Rasiermessern, die an einer ziemlich langen Stange dirigirt werden, von hinten die Beine an den Kniekehlen abschnitten. Das arme Thier suchte sich dann, unter dem Hohngelächter der brutalen Menge, noch einige Schritte auf den Beinstümpfen fortzubewegen, bis es unter fürchterlichem Schmerzensgebrülle, von allen Seiten das Blut in Strömen von sich gebend, umsank, und von dem sogenannten cachetero mit einem kurzen Dolche den Gnadenstoß in's Genick empfing. Letzteres findet auch dann statt, wenn der Stier nach dem Streiche des espada, ohne ganz todt zu sein, zusammenstürzt, und zu abgemattet ist, um sich wieder aufrichten zu können. Oefters kam es vor, daß der espada drei, auch viermal zustieß, ohne seinen Gegner zum Umsinken zu bringen: dann strafte ihn stets ein ungeheures Zischen und Pfeifen der Zuschauer für seine Ungeschicklichkeit, und Niemand kam, ihm beim Mordhandwerke beizustehen, bis das Thier endlich von seiner Hand glücklich erlegt war. Sein Meisterstück dagegen macht der espada, wenn es ihm gelingt, den Degen an einer bestimmten Stelle des Genicks, die Wurzel des Nackens, cruz genannt, dem toro blitzschnell etwa sechs Zoll tief in den Leib zu stoßen, und die blutige Waffe sofort wieder herauszuziehen, wonach das Thier dann auf der Stelle raide-mort zu Boden stürzt. Dieser Meister-

stoß reüssirte indessen während der acht heutigen Stierkämpfe nur ein einziges Mal, und ward durch einen unendlichen Beifallssturm von allen Seiten begrüßt. Bei einem der Kämpfe passirte es dagegen, daß der espada dem toro den estoque bis an's Heft an der falschen Stelle in den Leib stieß, und die Bestie nun sich mit solcher Wuth und Verzweiflung auf ihn stürzte, daß er nicht einmal mehr Zeit gewann, ihr die Waffe aus der Wunde herauszureißen. Ohne seinen Degen wieder zu haben, sah er sich zur Flucht genöthigt; Spott und Verachtung ward sein Lohn, und er durfte sich während der ganzen Vorstellung nicht wieder blicken lassen, denn nichts verzeiht der stolze Spanier dem espada weniger, als Ungeschicklichkeit und Feigheit, wäre die Letztere auch zur Erhaltung des Lebens auf das Dringendste geboten. Natürlich trieb aber auch der Stier nach so furchtbarer Verwundung seine Verfolgung nicht mehr weit; bald sank er zusammen, und der cachetero machte ihm den Garaus.

Sobald der Stier todt ist, erscheinen unter dem Schall der Musik die zwei Dreigespanne der Maulesel; das eine schleift die gefallenen Pferde, das andere den toro in der Carriere rings um die Arena und zum Doppelthore hinaus. Die Musik spielt ihren Entreacte, die Blutpfützen werden mit Sand überstreut, die picadores reiten wieder herein, und — auf ein neues Signal öffnet sich der Thierzwinger zum zweiten Male, das Kampfspiel zu erneuen. So geht es fort, ohne jegliche längere Pause, bis die auf dem Anschlagezettel angegebene Anzahl von Stieren erlegt ist.

Es war fast 7 Uhr geworden, als das Schauspiel zu

Ende ging. Die Sonne hatte sich bereits gesenkt, da wir mit den Schaaren der Zuschauer und mehreren picadores, um die sich Freunde aus dem Volke drängten, nach der Stadt zurückkehrten. Alle Café's an der Puerta del Sol und in der breiten Alcalastraße füllten sich mit unzähligen Gästen, die sich nach so langer fieberhafter Aufregung mit sorbeto, limonada, naranjada (Pomeranzenconfect), cebada (Gerstensaft) oder einer sonstigen Erfrischung gütlich thaten. Die Gespräche aber drehten sich fort und fort nur um den einen Gegenstand, die Losung des Festtages, das Entzücken der Spanier — die göttlichen, von den Vorfahren ererbten, durch keine anderweitige Lustbarkeit zu ersetzenden Stierkämpfe. Versuche es Einer, sie abzuschaffen!! —

Am 4. October.

Um 11 Uhr früh fuhren wir auf der Eisenbahn nach Aranjuez. Es gab damals in Spanien erst zwei caminos de hierro, oder — wie sie gewöhnlicher heißen: ferrocarriles, nämlich die Bahn zwischen Madrid und Aranjuez, die weiter nach Valencia projectirt ist, auch jetzt an einigen andern Stellen schon befahren wird, und die zwischen Barcelona und Mataro. Der äußeren Einrichtung nach ähneln sie sehr den italienischen; nur geht die Expedition im gravitätischen Spanien weit langsamer vor sich, als im grazieusen Wälschlande. Fast anderthalb Stunden wurden auf der kurzen, nur sieben Leguas betragenden Strecke vertrödelt. Es existirt nämlich nur ein Fahrgleis, und der Stationen sind unzählige. Terrainschwierigkeiten muß die Anlage fast gar

nicht geboten haben, da die Gegend, welche die Bahn durchläuft, eine völlig sterile, zum Uebelwerden monotone Plaine bildet. Wir zahlten auf der zweiten Classe, deren Comforts etwas größer, als auf den französischen Bahnen, doch weit geringer, als auf den unsrigen sind, pro Kopf 14 Realen = 3½ Franken für die Hinfahrt allein; mithin ist der Preis bedeutend beträchtlicher, als bei uns.

Aranjuez selbst liegt keineswegs, wie die Reisehandbücher behaupten, in einer reizenden Gegend, vielmehr in einem sterilen Gypshügellande, welches den Steppencharakter soweit an sich trägt, daß sich sogar unweit des Ortes ein Teich — mar de Ontigola — befindet, dessen Wasser von entschieden salziger Beschaffenheit ist. Obwohl vom Tajo bespült, der hier indessen — wenigstens in der Jahreszeit, da wir ihn sahen — nur noch ein sehr unbedeutendes, schmutziges Wasser ist, und obwohl mit baum- und schattenreichen Gärten und einer schönen auf das Schloß zuführenden Ahorn- und Robinienallee versehen, fängt doch die todte Misère der Madrider Wüstenei schon gleich hinter den durch die Kunst gezogenen Promenaden wieder an, und ein ganz kahler, niedriger Bergrücken schließt die überaus langweilige, à la Hollandaise von röthlichem Backstein erbaute kleine Stadt im Osten ein. Das Schloß, von Juan de Herrera für Philipp II. errichtet, besteht gleichfalls aus rothem Backstein: ein Hauptgebäude mit zwei Flügeln ohne alle architektonische Reize, dehnt es sich in melancholischer Oede hin. Eine lange Reihe von Ställen und Remisen von gleichem Material schließen sich rechts an dasselbe an. Vor der Hauptfaçade be-

findet sich ein schlecht soignirter runder Platz mit sehr beschmutzten steinernen Bänken zwischen schattigen Platanen, deren Werth wir in dieser baumlosen Fläche gebührend schätzten. Links vom Schlosse und hinter demselben liegt der weitläufige, vom Tajo begrenzte Park, der gleichfalls nicht sonderlich im Stande ist; denn dicht neben wirklich schönen Baumpartieen, Cypressen, Linden, Ulmen, Ahornbäumen, Cedern, Silberpappeln und Eichen, neben Marmorbassins und Wasserkünsten aller Art, die indessen nur an Festtagen spielen, findet man Gemüsefelder und Obstplantagen ohne allen ästhetischen Reiz. Auch war fast keine der angenehmen Schatten spendenden Alleen ordentlich mit Kies bestreut; in vielen wucherte das Unkraut, und eine eigentlich feinere Gartencultur traf man nirgends. Doch ist so tief im Süden der schöne Graswuchs bemerkenswerth, wenn er auch den englischen bowling-greens nicht gleich kommt. Einige Marmorstatuen und Lusthäuschen nimmt des Wanderers Auge dankbar auf, wenn gleich nirgends die wahre Kunst hier Triumphe feiert. Der Hof residirt nur im Frühjahr zuweilen in Aranjuez, und da man in Spanien, wie wir schon bei Besichtigung des Escorial erfahren, mit Custoden und Portiers nicht eben großen Luxus treibt, so begegneten wir jetzt kaum einer menschlichen Seele im weiten Schloßrayon, nicht einmal einem Pater Domingo, der uns etwa verrathen hätte, daß die schönen Tage von Aranjuez nun vorüber seien. Wir hatten die Absicht, das Innere des Schlosses kennen zu lernen, aber trotz wiederholten Pochens an den verschiedenen Eingangspforten öffnete Niemand. Es scheint, als pflege die

Reina, wenn sie diesen Landsitz verläßt, den Hausschlüssel, wie etwa ein ehrsamer Bürgersmann bei uns, einfach zu sich in die Tasche zu stecken, und Schloß und Garten den Vögeln des Himmels zur Bewachung zu überlassen. Das ist so ächt-spanische Naivetät, gegen die selbst das doch gleichfalls schon recht weit gehende italienische laisser-aller nicht im mindesten aufkommt.

Das Städtchen, dessen breite Straßen mit Alleen geziert sind, bot uns nur einige Weintrauben zur Erfrischung dar; es giebt darin kaum eine anständige posada. Die Plaza de San Antonio, wohin man von Süden aus durch eine Art Triumphbogen von Marmor mit einem im Halbkreise sich ausdehnenden Porticus gelangt, und in deren Mitte eine schöne weiße Marmorfontaine steht, ist geräumig und macht einen ganz heitern Eindruck, obschon die sie umgebenden Häuser, sämmtlich von holländischer Bauart, durchaus kein südliches Gepräge an sich tragen. Links von diesem Platze liegt hinter einem eisernen Gitterzaun das Schloß mit seinem Park, rechts der weitläufige öffentliche Garten, jardin del Principe, in dem die berühmte casa del Labrador (Bauernhaus), die mit orientalischer Pracht eingerichtete Villa des melancholischen Karl IV., sich erhebt. Um 4 Uhr fuhren wir nach Madrid zurück. Ein bildschöner, etwa vierjähriger Murillo'scher Knabe saß uns gegenüber, und staunte uns seltsame Fremdlinge mit beispielloser Gravität von Kopf bis zu Füßen an. Auch seine neben ihm sitzende Mutter trug die Spuren einstmaliger großer Schönheit an sich. Wie lebhaft bedauerten wir, keinen Zeichner unter uns zu haben,

um dies hübsche Bild zu fixiren. Sollte ich mich je wieder nach Spanien verirren, so würde ich Alles daran setzen, um mich mit einem fertigen Bleistift zu associiren. Nur so ist wahre Ausbeute des Schönen aus diesem seltsamen Lande heimzubringen.

Nach der Hauptstadt zurückgekehrt, ließen wir noch die eben zu Ende gehenden Corsovergnügungen des Prado an unserm Blick vorüberziehen. Das Hauptleben bewegt sich im sogenannten Salon, dem obersten Theile der Pradopromenade zwischen der Calle de Alcala und San Geronimo. Langsam fuhren, wie in den italienischen Städten, die zum Theil recht luxuriösen Equipagen auf und ab, und die beau-monde promenirte zur Seite, um zu sehen und gesehen zu werden. Conversation wurde wenig gemacht. Damenhüte erblickte ich selbst in den vornehmsten Carossen nur selten, obschon Minutoli behauptet, daß die französischen Moden in Madrid immer mehr überhand nähmen. Sowohl die Frau des Granden wie die des Tagelöhners stolzirte heute vor mir mit Fächer und Mantilla. Ein Piquet von etwa 20 Carabiniers zu Pferde in rothen Röcken und blitzenden Helmen mit Roßschweifen begleitete die Wagenreihe, und putzte in dieser schönen Uniform das Schauspiel nicht wenig.

Um 6 Uhr, nachdem der Prado leer geworden, lieferte uns der erste Traiteur der Residenz, Señor Lhardi in der Calle de Geronimo für 24 Realen (etwa 1 Thlr. 20 Sgr.) ein ziemlich mäßiges Diner, bei dem ich namentlich Ursache hatte, der an der Tafel eines fremden Ambassadeurs gegen ein schlecht zubereitetes Huhn ausgestoßenen Philippika des

famosen Gourmands Brillat Savarin zu gedenken: „ce n'est qu'un cuisinier de Paris qui sache rôtir un poulet!“ Das junge Huhn, das uns Señor Lhardi vorsetzte, schmeckte eher nach einer alten Schuhsohle, als nach dem Pariser Ideale. Heil euch, edle Naturmenschen, die ihr zu euerer irdischen Glückseligkeit des culinarischen Hokus-Pokus noch nicht bedürft, die ihr ohne Gastrosophie in's Himmelreich kommt!

Am 5. October.

Der letzte für Madrid übrig bleibende Tag wurde ausschließlich dem Museum gewidmet, wo außer uns Vieren heute nur noch zwei Engländer, zwei Deutsche, sechs Spanier und einige copirende Künstler verschiedener Nationalität anwesend waren, da die Säle blos Sonntags und Montags für das Publicum officiell geöffnet sind. Einige freundliche Worte an den Custoden, und nicht, wie in Italien, Trinkgeldopfer, genügen indessen, um jederzeit Zutritt zu erlangen. Es beschäftigten mich heute vorzüglich die Italiener und Niederländer, die im untern Stock hängen. Die Schulen sind streng gesondert, und die einzelnen Säle führen sämmtlich ihre genaue Ueberschrift: „escuela italiana, flamenca, holandesa etc.“ in großen goldenen Lettern über der Eingangsthür. Der damals grade in der Restauration begriffene große Mittelsaal für die Italiener bildet einen schönen gewölbten, viereckigen Raum, der sein Licht von Oben empfängt. Wie ewig Schade war es, daß die Bilder hier sämmtlich verhüllt mit dem Rücken gegen die Wand standen, und uns so der Genuß verschiedener capi d'opera

verloren ging! Aber auch so blieb genug des Schönen zu bewundern.

Zunächst traten wir unten in drei Säle ein, welche die Ueberschrift führten: Nuevas salas flamencas. Hier sind es hauptsächlich die Rubens'schen Fleischmassen, denen das Auge begegnet. Zu den vorzüglichsten Werken dieses Meisters rechne ich Nr. 1654: Perseus, die Andromeda befreiend, 9′ 6″ hoch und 5′ 9″ breit; Nr. 1662: Ceres und Pomona, 8′ hoch, 5′ 9″ 6‴ breit; Nr. 1666: Adam und Eva im Paradies, Copie von Tizian, 8′ 6″ hoch, 6′ 7″ breit; Nr. 1681: Diana's Nymphen in Abwesenheit der Göttin von Satyrn überrascht, ein Gemälde von bezaubernder Zeichnung; Nr. 1689: Orpheus und Eurydice; Nr. 1704: das Urtheil des Paris; Nr. 1716: Diana und Calisto; Nr. 1720: La Fortuna, und Nr. 1729: die Knaben Jesus und Johannes, in denen nur das beidlebig-plumpe niederländische Flachskopf-element allzu unidealisch hervortritt. Im höchsten Grade ungraziös sind dagegen die drei Grazien, Nr. 1710, 7′ 11″ hoch und 6′ 6″ breit. Sie gleichen eher einer Allegorie auf die Gesundheit, als dem Symbol weiblicher Anmuth. Von van Dyck dürften folgende Bilder besonders hervorzuheben sein: Nr. 1685: Diana und Endymion (5′ 2″ hoch, 5′ 10″ breit); Nr. 1721: der heilige Franciscus mit blutigen Händen, von hoher Schönheit im enthusiastischen Ausdruck des Kopfes (4′ 5″ hoch, 3′ 9″ 6‴ breit), und Nr. 1772: das Portrait der Doña Polixena Espinola, Marquesa de Leganés, ganze Figur in

schwarzer Kleidung, 7' 3" 6''' hoch, 4' 8" breit. — Sonst mache ich noch auf einige sehr schöne Both'sche Landschaften aufmerksam, unter denen mich vorzüglich die Tivoliansichten, Nr. 1679 und 1683, interessirten. Auch Swanevelt erscheint in einigen prächtigen, großen Landschaften (Nr. 1788, 1793 und 1799), Antonio Moro (1512—1568) in mehreren trefflichen Portraits: so Nr. 1792: Maria, die Gemahlin Kaiser Maximilians II., und Nr. 1803: Kaiser Maximilian II. selbst ꝛc. Im dritten dieser Säle stand damals die Rafaël'sche Perla, die mich abermals au längere Zeit fesselte.

Wir stiegen hiernächst eine Treppe höher zu einem Sale rechter Hand, der mit Escuela Flamenca y Holandesa bezeichnet ist. Dort hingen interimistisch noch zwei Rafaels von wunderbarer Schönheit: nämlich 1) Nr. 741: La virgen del pez (die Jungfrau von den Fischen) und 2) Nr. 834: die Heimsuchung. Auf ersterem Bilde erscheinen Maria, das Christuskind, der heilige Hieronymus, der Engel Rafael und der Knabe Tobias in meisterhafter Gruppe. Die schönsten Köpfe sind der alte, vor einem Buche sitzende Hieronymus und der Engel. Die Höhe des Bildes beträgt 7' 7", die Breite 5' 8". Die Heimsuchung hat ungefähr dasselbe Format; 7' 2" beträgt die Höhe, 5' 2" 6''' die Breite. Es ist der Moment dargestellt, in welchem Maria von Nazareth aus nach Juda zu wandert, um Elisabeth zu besuchen, und ihr diese am Ufer des Jordan — nach katholischer Tradition (nicht ganz übereinstimmend mit der Erzählung des Evangelisten Lucas I, 39—40), — mit dem Täufer Johannes

schwangergehend, begegnet. Der Ausdruck der beiden Frauen ist köstlich; auf den Lippen der Maria scheint das Geständniß ihrer Erwählung zur Mutter Gottes züchtiglich zu schweben. Im Hintergrunde ist anachronistisch die Taufe des Heilandes dargestellt, und im Himmel schwebt Gott, von einer Engelglorie umgeben. Eine kleinere heilige Familie von Rafael (Nr. 794) hing gleichfalls provisorisch mitten unter den Niederländern. Sie führt den Namen de la Rosa, und ist 3' 8'' hoch und 3' breit. Den berühmten Sturz Christi mit dem Kreuze auf dem Gang nach Golgatha von demselben Meister (Nr. 784), Pasmo de Sicilia, das Wunder Siciliens genannt (11' 4'' hoch, 8' 3'' breit), bekamen wir leider! nicht zu sehen. Ebensowenig Correggio's Kreuzesabnahme (Nr. 814); Leonardo da Vinci's sacra familia (Nr. 778) und die Geißelung Christi von Michel Angelo (Nr. 721). Dagegen entzückte mich ein schöner Tizian, Nr. 801: Venus und Adonis (6' 8'' hoch, 7' 5'' breit), der sich gleichfalls provisorisch unter Tenier's charakteristische Bauerntänze und Wouwerman's Schimmel verirrt hatte. Einige prächtige Portraits von van Dyck (Nr. 1392—1394 und Nr. 1407 und Nr. 1447), eine sehr zart gefühlte und ausgeführte Grablegung (Nr. 1546, 4' 1'' hoch, 3' 7'' breit), sowie die Ergreifung Christi durch die Häscher und der Judaskuß, (Nr. 1607, 12' 4'' hoch, 8' 11'' breit), von demselben Künstler, bilden neben einigen vortrefflichen Rubens'schen Werken mythologischen, biblischen und historischen Inhalts den Reichthum dieses Meistersaals. Namentlich zu preisen sind die würdigen Rubens'schen Apostel.

Wir ließen uns zum Schluß nochmals das reservirte Cabinet aufschließen, dessen Inhalt der züchtige Catalog verschweigt. Merkwürdig ist es, daß außer den Obscönitäten in diesem Sale auch noch eine Menge größerer oder kleinerer Portraits aus der spanischen Königsfamilie hängen, denen die royalistische Loyalität wohl füglich einen andern Platz hätte anweisen können, obschon — wie schon früher gesagt — jene schlüpfrigen Darstellungen in der That große Kunstwerke sind. Den Preis unter diesen letzteren verdient ohne Zweifel die Danaë des Tizian. Es ist eine rückwärts gelehnt sitzende nackte Figur mit etwas angezogenen Knieen, um in ihrem Schooße den herabträufelnden Goldregen aufzufangen. Eine ältere Person, die vor der Danaë steht, ist bemüht, den Regen in einen ihm entgegengebreiteten Mantel strömen zu lassen. — Sehr cynisch gedacht, doch trefflich in der Ausführung ist eine unweit davon hängende Leda des Correggio, welche den Beischlaf mit dem Schwan vollzieht, während verschiedene sie umringende Mädchengruppen ähnliche sexuelle Operationen vornehmen. — Das mit der Bildergallerie verbundene Skulpturenmuseum, sowie die beiden andern öffentlichen Gemäldesammlungen, die Madrid besitzt, el museo nacional de la Trinidad und die Galeria de la academia de San Fernando habe ich leider! nicht gesehen.

Drittes Capitel.

Von Madrid nach Sevilla.

Am 5. October.

Nachdem ich noch eine Abschiedskarte bei Herrn v. Minutoli abgeworfen, bestieg ich um 6 Uhr Abends mit Herrn v. Sivers die zweisitzige Courirpost nach Sevilla, während Lilienfeld und Dieckhoff noch bis zum nächsten Tag in Madrid verweilten. Der Wagen stieß, daß man die Rippen zu brechen fürchten mußte; zudem sprang bei jedem stärkeren Ruck, oft alle fünf Minuten einmal, der Schlag an meiner Seite auf, so daß auch diese theuerbezahlte Reise recht erschöpfend war. Ein überaus unfreundlicher Conducteur saß mit dem Mayoral zusammen im vordern Coupé; auf der ganzen Tour würdigte uns dieser Mensch weder eines Blickes noch Wortes. Um so lustiger geberdete sich der flinke Delantero, dessen ungemeine Ausdauer ich wieder nicht hoch genug bewundern konnte. Seine ganze Erholung auf der $2^1/_2$tägigen Reise bestand darin, daß er während des Umspannens sich öfters bei seinen Mauleseln niederwarf, und ein paar Minuten schnarchte. Mach' es ein preußisches Jüngelchen von 16 Jahren einem solchen spanischen Herkules einmal nach!

Bis Aranjuez benutzte der Courir die Eisenbahn in derselben Weise, wie die französischen Messagerieen dies thun: der ganze Wagen wurde auf einen bahnmäßig beräderten Karren aufgeschraubt. Von Aranjuez aus sausten wir in raschem Galopp auf miserabler, holperichter Landstraße (camino real), die Provinzen Toledo und La Mancha, die Arena des edeln, unvergeßlichen Don Quijote durchschneidend, über Ocaña, die sehr gesunkene, nur circa 6000 Einwohner zählende Hauptstadt der Mancha baja, La Guardia und Madridejos nach Manzanares zu. Die Nacht war so sternklar, daß wir die meisten naheliegenden Gegenstände ziemlich deutlich unterscheiden konnten; nur gab es leider! nicht viel Schönes zu sehen. Eine einförmigere Fläche läßt sich kaum denken! Dem traurigen Gyps- und Mergelboden ist auch nicht die mindeste Cultur abgewonnen, und überdies weiß man, daß die Gegend zwischen dem Tajo, der Ebene von Ocaña und dem Flusse Rianzares zu den entvölkertsten Districten Neucastiliens gehört.

Am 6. October.

Manzanares, ein kleiner, doch wohlgebauter Ort am rechten Ufer des sehr unbedeutenden Azuer, eines Nebenflusses des Guadiana, war um 10 Uhr Morgens erreicht. In einer elenden Fonda, die überdies noch von der Post ziemlich weit entfernt lag, und zu Fuß erreicht werden mußte, nahmen wir, für zwölf Realen = 3 Franken à Person, ein fast ungenießbares Fleischdejeuner ein. Selbst die Miniaturtasse voll ungemein starker Chocolade, die nebst biscoches oder Sem-

melschnittchen, mit Butter geröstet, sonst bei keinem spanischen desayuno zu fehlen pflegt, mangelte hier. Statt dessen servirte man untrinkbaren Wein, den nicht weit davon wachsenden Valdepeñas schlechtester Qualität, und eine erschreckliche Brodsuppe mit Oel und ausgeschlagenen Eiern, stark mit Saffran überstreut und von unverdaulichen Nudeln durchschwommen. Diesem Entrée folgten Pfefferwürste mit Kartoffeln und Speck, und zum Schluß ein völlig eingetrockneter Fisch. Der Spanier nennt ein solches Gabelfrühstück almuerzo; es entspricht, obschon gemeiniglich etwas zeitiger genossen, dem englischen luncheon. Milch zum ersten Dejeuner gehört zu den größten Luxusartikeln; man zahlt für ein Glas Kuh- oder Ziegenmilch vier Realen = 8½ Silbergroschen. Will man diese Ausgabe sparen, so bleibt nichts übrig, als die Chocolade mit Wasser zu verdünnen, denn so wie sie der Spanier trinkt, dürfte sie einem deutschen Gaumen schwerlich munden; sie schmeckt allzuscharf und essenzartig. — Eine Elster, ein blindes, ekelhaftes Weib, die in schlechtem Französisch um Almosen bat, und alberne Verse improvisirte, sowie eine ebensowenig appetitliche Aufwärterin bildeten die einzige Bevölkerung dieser elenden Herberge, in der überdies nicht ein einziger Stuhl regelrecht auf seinen vier Beinen stand. Die Häßlichkeit der Menschen fiel mir überhaupt in dem ganzen Orte auf. Auch Willkomm (zwei Jahre in Spanien und Portugal Th. II. S. 301—2) berichtet von jener improvisirenden blinden Hexe, zollt ihrem Talente indessen eine Bewunderung, die ich beim besten Willen nicht theilen kann. „Jeder der Reisenden" — so sagt er — „bekam von ihr

einen Vers, voll von überraschendem Witz, und ich bedaure mir dieselben nicht notirt zu haben." Ich dagegen kann versichern, daß der Aermsten, als ich Manzanares, freilich wohl neun Jahre später, besuchte, der gerühmte Witz totaliter ausgegangen, und nur eine bejammernswerthe Bettlerin übrig geblieben war.

Fast hungriger als wir gekommen, setzten wir uns nach einer halben Stunde wieder in unsern Rumpelkasten, und sprachen fleißig den postres und dulces zu, welche wir vorsorglicher Weise aus einem Madrider Café mitgenommen hatten, — kleine Nachtischleckereien, die indessen auch nicht sonderlich anschlugen. Dicht hinter Manzanares theilt sich die Straße; rechts führt ein Weg nach Ciudad Real, links nach La Solana, Albacete und weiter nach Valencia; der mittlere endlich, den wir einschlugen, wohl der traurigste, baumloseste von allen, wendet sich ganz südwärts der Sierra Morena zu, deren gleichfalls nur wenig bewachsene und nicht eben sehr hohe Thonschieferkette nach einigen Stationen schon unverhüllt vor uns lag. Der Boden, welcher aus sandigem, mit Eisenoxyd vermischtem Mergelthon besteht, hat auf dieser Strecke eben wegen dieser seiner Beschaffenheit fast durchgehends eine eigenthümlich braunrothe Farbe, die zwar in dem verrufensten Districte der Mancha, der Gegend zwischen Roda, San Clemente und Belmonte, welche wir weit links hinter uns ließen, noch greller hervortreten soll, indessen auch hier schon zur abscheulichen Monotonie der Landschaft nicht wenig beiträgt. Bei Valdepeñas, wo der spanische Burgunder wächst, wird das Terrain wellenförmig, und

zahlreiche Weinberge gewähren dem Auge doch wenigstens einige Erquickung, wenn auch das Gewächs von Valdepeñas der Zunge nicht mundet. Ich wenigstens habe ihm nirgends Geschmack abgewinnen können, und kann doch nicht annehmen, daß mir überall nur die schlechteste Sorte servirt worden sei. Santa Cruz de Mudela und Visillo sind elende Nester, die den kläglichsten Anblick darbieten. Die Hitze war drückend, und auf dem ganzen Wege trotz dem hier ringsumher betriebenen Weinbau nur mit größter Mühe eine Rebe zu erlangen, die wir uns stets auf weiten Umwegen und mit Gefahr, unsere theuer bezahlten Postsitze einzubüßen, auskundschaften mußten, weil die Indolenz der Spanier selbst die einfache und so bequeme Industrie des Obstverkaufs an der großen Heerstraße verschmäht. Freilich sind aber auch die stets eßbedürftigen nordischen Mägen hier nur noch seltene Passagiere. Bettelvolk drängte sich dagegen an allen Halteplätzen ziemlich zahlreich um den Wagen, belästigte jedoch bei weitem nicht so sehr als in Italien, da hier der abgerissenste Kerl, einmal ernst zurückgewiesen, mit dem Stolz eines ächten caballero seine zerfetzte Toga kühn um die Schulter wirft, und mit einem stummen Blick der Verachtung seiner Wege geht. —

Von Visillo ab beginnt man zu steigen. Im Zickzack überschreitet die Straße, kaum gebahnt und nie ausgebessert, die aus der Ferne schwarzblau aussehende baum- und wasserarme, nur mit immergrünen Cistusbüschen bewachsene Sierra Morena, die Montes Mariani der Römer, die — fast ganz aus Thonschiefer und Grauwacke bestehend — auf dem süd-

östlichen Theile des neucastilischen Tafellandes mit dem schroffen Bergwalle der Sierra de Alcaraz beginnen, und in Portugal an der südwestlichen Spitze Europa's, dem Cabo de San Vicente, enden. Auf einer Länge von fast 70 Meilen bewahrt dieses vielverästelte Gebirge wenigstens in seiner Hauptkette eine so merkwürdige Uniformität, daß Willkomm nicht mit Unrecht behauptet, es sehe von außen aus wie ein langgestreckter, fast ganz gleichmäßig hoher Wall ohne alle Gipfelpunkte, und gleiche in seinem Innern einem hochgehenden Meere. Zahllose abgerundete Kuppen von geringen Dimensionen und im Ganzen unbedeutenden Höhendifferenzen thürmen sich nah an einander. Wir wanderten, meist auf Fußpfaden die Straßenkrümmungen abschneidend, den größten Theil des Weges zu Fuß. Schade, daß uns derselbe nicht an einigen Silber-, Blei-, Kupfer-, Zinnober- und Quecksilberbergwerken vorüberführte, woran die Sierra so überreich ist. Diese liegen aber mehr im südwestlichen Theile des Gebirges, die großartigsten am Rio Tinto bei Huelva, sowie bei Almadén und Guadalcanal auf der Grenze zwischen Sevilla und Estremadura. Es ist mir nicht vergönnt gewesen, einen Blick in diese Schachtenwelt zu thun. Aussichten boten sich uns fast nirgends dar; um so mehr aber begegneten wir den nothwendigen Sicherheitsanstalten auf diesem berüchtigten Guerillas- und Bandoleros-Terrain. Wachposten und Patrouillen zeigten sich aller Orten. Am Gipfel der Sierra, im Thale des Rio Magaña, liegt eine elende Station, la Venta de Cardenas, bekannt durch die ergötzlichen Figuren Cardenio's und der Dorotea aus dem unsterblichen Don

Quijote. Von hier senkt sich die Straße im immer enger werdenden Bette des Magaña bergab, durchschneidet den romantischen Schieferfelsenpaß, Puerto de Despeñaperros, und steigt dann abermals im Zickzack bis zu einem Kamm, an dessen Südlehne die von König Carl III. gegründete Schwabencolonie Santa Elena liegt. Hier beginnt — Andalusien, „el pais de buenos caballos y buenas mozas“ — das Land der schönen Pferde und schönen Mädchen! —

Wir fühlten uns wie Erlöste, als wir bei einbrechendem Abend auf das mittlere Guadalquivirbecken, die campiña de Córdoba, herabschauten, eine von steilen Abhängen begrenzte, wellenförmige Thalfläche, wo Oel, Wein, Castanien und Johannisbrod in Ueberfluß gedeihen, wenn auch der Ackerbau noch immer mehr, als Recht ist, darnieder liegt. Am Südhorizonte erglänzten auch schon die schönen, vom Abendroth vergoldeten Gipfel der Granada nördlich umgürtenden Bergkette, die Montes de Granada, die wir schon ihres klingenden Namens wegen mit wahrhaftem Enthusiasmus begrüßten. Mannshohe Aloës und Kaktushecken begleiteten der Straße Schlangenwindung. Hier dehnten sich reiche Mais- und Gemüsefelder, mit Oelbäumen besäet; dort wechselten Mandelbaumplantagen mit Weingärten auf das Anmuthigste ab. Eine mildere, weichere, würzigere Luft fächelte durch die herabgelassenen Wagenfenster, und in beglücktester Stimmung rollten wir gegen ½7 Uhr Abends in das freundliche, breitstraßige deutsche Coloniestädtchen, la Carolina hinein, wo mancher im langen, ehrsamen Gehrock, am überflüssigen Spazirstab behäbig dahinschreitende blonde Philister mit

blauen gutmüthigen Augen uns die, seit jetzt fast hundert Jahren freilich sonst schon ziemlich verwischte landsmännische Abstammung noch deutlich genug verrieth. Pablo Olavidés, Intendant von Sevilla, hat diese und mehrere andere, am südlichen Abhange der Sierra Morena belegene Colonieen im Jahre 1761 gegründet. Nach dem Wunsch der Cortes sollen seine Bestrebungen jetzt in größerem Maßstab wieder aufgenommen werden, und vielleicht sehen unsere Söhne, wenn sie in 30 Jahren desselbigen Weges fahren, die ganze Sierra schon mit rührigen, fleißigen deutschen Anbauern besetzt, was der Cultur des Landes sowie dem Comfort der viageros sicher nicht zum Nachtheil gereichen wird. Wenn sich aber, selbst ohne deutsche Auswanderungsschaaren, die Gegend jetzt schon hoher Fruchtbarkeit erfreut, so heischt es eine menschliche Empfindung, hierbei auch der Todten nicht zu vergessen, die diese Erde vor Zeiten mit ihrem Blute gedüngt haben. Zwei große Entscheidungsschlachten wurden hier ausgefochten, die von las Navas de Tolosa, in der Sultan Mohamed Anasirleddin Allah von Cordoba am 16. Juli 1212 vom fanatischen Christenheere unter Alfons VIII. von Castilien, Peter II. von Aragonien und Sancho VII. von Navarra auf's Haupt geschlagen ward, und die von La Carolina am 19. Juli 1808, die erste, worin Napoleon's Waffenruhm erbleichte, und nach der sein General Dupont mit 14,000 Franzosen in Folge der Capitulation von Baylen die Waffen strecken mußte. Gewiß, man braucht nicht eben ein Elihu-Burrit zu sein, um an einem Schlachtfelde nicht ohne tiefere Bewegung des Herzens, ohne den Seufzer inniger Theilnahme vorübergehen zu

können. Ich frage nicht, wofür sind die Opfer gefallen, die hier ruhen, denn es fällt kein Haar von des Menschen Haupt ohne Gottes Willen; aber ich beklage, daß sie gefallen, indem sie thaten, was sicher nicht Gottes Wille ist. Hinter La Carolina wird die nun bald südwestwärts nach Cordoba sich zuwendende Straße wieder monotoner, nur Aloë, Kaktus und Oelbäume begleiten sie noch bis Baylen, einer enggebauten, kleinen Stadt von etwas über 3000 Einwohnern, wo sich die Wege nach Sevilla und Granada scheiden. Der Wagen wurde hier gewechselt, und ein wiederum 12 Realen kostendes Abendbrod, die eigentliche Hauptmahlzeit (cena) dieses Hungertags verzehrt. Garbanzos (d. i. Kichererbsen, ein in Spanien sehr beliebtes Gericht), Geflügel und tomates (Liebesäpfel), zum Schluß Kaninchenbraten mit Salat, Alles mit höchst übelschmeckendem Oel und ajo (Knoblauch) versetzt, waren die Delicatessen dieses Mahls. Nach aufgehobener Tafel, gegen 9 Uhr Abends, widerfuhr mir ein kleines, einigermaßen charakteristisches Abenteuer. Die Abfahrt der Post zögerte sich wegen des Umpackens noch eine halbe Stunde hinaus. Ich stand mittlerweile vor der Thür des Posthauses, und stierte gedankenlos ermüdet nach einer so eben vorüber klingelnden Procession, die vermuthlich einem Kranken das Sacrament brachte. Auf einmal hält der Zug dicht vor mir an; der Priester, das Crucifix in der Rechten, tritt auf mich los, und ruft mir wüthend zu, ich solle den Hut abnehmen, da er den Herrn (El Señor) in der Hand trage. Ich folge sogleich seiner brüsken Aufforderung; das umstehende Volk aber will sich mit diesem Zeugniß meiner

reuigen Devotion nicht begnügen, und verlangt unter großem Geschrei, der Ketzer solle niederknieen, und so den am Heiland begangenen Frevel sühnen. Da der Platz, auf dem ich stand, durch Mauleselschmutz stark verunreinigt, mir zu solcher Canossa'schen Poenitenz nicht eben völlig geeignet schien, und überdies meine weiß und schwarz karrirten Beinkleider mich unlängst erst in Genf 40 Franken gekostet hatten, so beschloß ich, dieser zweiten Sturmpetition nicht zu willfahren, und setzte daher den immer von Neuem auf mich eindringenden Fanatikern nur ein kühles: „No le entiendo à Usted" entgegen. Glücklicherweise war der Priester eine gemüthliche Seele, die das Stück zum Aeußersten zu treiben keinen Anlaß fand. Mit einem Blicke, in welchem sich tiefstes Bedauern über meine ketzerische Verstocktheit aussprach, und einer Bekreuzigung, in der das: „ich danke dir Herr, daß ich nicht bin wie jener!" sich in himmlischer Offenherzigkeit spiegelte, gab er das Zeichen weiter zu klingeln, und die Procession setzte sich, von mir ablassend, wieder in Marsch. Kaum war sie vorüber, so schlugen die den Wagen umringenden Postillons eine laute Lache auf, deren Pointe mir bis auf den heutigen Tag dunkel geblieben ist. Verhöhnten sie den Rigorismus ihres Priesters, oder mich, den durch die Volkswuth beschimpften Ketzer? So sehr sich meine Eitelkeit gegen die letztere Annahme sträubt, so glaube ich doch, sie liegt der Wahrheit näher, als die erstere, obschon auch diese Auslegung nicht eben für den aufrichtig-katholischen Sinn und religiösen Ernst spanischer Postillons zeugt. Sivers, der die tragikomische Scene aus einiger Entfernung mit angesehen, gestand

mir nachher, daß ihm meine Lage mitten unter dem aufgeregten Haufen keineswegs beneidenswerth vorgekommen, und daß er seinen derben Knüppel bereit gehalten, um erforderlichen Falls drein zu schlagen, und mir Luft zu machen. Ein Glück, daß es hierzu nicht gekommen, denn schwerlich wären wir dann ganzbeinig in Sevilla angelangt.

Am 7. October.

Bei Andujar, einer Stadt von 14,000 Einwohnern, wurde mitten in der Nacht der Guadalquivir auf einer siebzehnbogigen Brücke überschritten, und die Straße führte nun durch weitläufige Olivenplantagen am linken Flußufer über El Carpio nach Córdóba, welches um 8 Uhr Morgens erreicht war. Gerechter Himmel! was ist die Stadt, die zur Zeit Abderrhaman's III. († 961) schon eine Million Einwohner barg, und deren Häuserzahl unter dem kriegerischen Hadschib Almanssur († 998) von arabischen Schriftstellern auf fast 220,000 angegeben wird, die Stadt, die an Glanz und Reichthum mit Bagdad und Damaskus wetteiferte, was ist diese Stadt heute — trotz ihrer stolzen Wappendevise:

„Cordoba, casa de guerrera gente
Y de sabiduria clara fuente.“!?

(Cordoba, Wohnsitz eines kriegerischen Volkes und helle Quelle der Wissenschaft.) Kleine, überaus schmutzige und todte Straßen mit gräßlichem Pflaster, niedrige, zum großen Theil fensterlose Häuser, deren verfallene Marmorsäulchen, Loggien, Terrassen und Gitterthore das Andenken an die arabische Glanzepoche wach ruft, — Elend und Herabgekommenheit

an allen Ecken und Enden! 40,000 Seelen — darunter vermuthlich kein Seneca mehr, der, sowie der Dichter Lucanus, hier das Licht der Welt erblickt, aber desto mehr Lederhändler, welche jedoch auch kein Corduan von altmaurischer Qualität mehr fabriciren: — das ist der heutige geistige Bestand der Hauptstadt einer Provinz, die trotz ihres trefflichen Bodens und fruchtbaren Klima's nur 387,000 Bewohner auf $195^3/_4$ Quadratmeilen zählt. Der Guadalquivir, über den sich eine alte steinerne Brücke in 15 Bogen wölbt, ist zwar auf der Karte mit einem recht fetten schwarzen Strich bezeichnet, in der Wirklichkeit aber hier nur ein unbedeutendes gelbes Gewässer, das nicht einmal einen Kahn trägt. Spanische Indolenz hat selbst das schier unmöglich Scheinende fertig gebracht; indem das Volk die Wälder abschlug, und das Land düngerlos verdorren und verwildern ließ, hat es auch seine großen, schönen majestätischen Flüsse durch die empörendste vis inertiae ausgetrocknet, und sich so der eigentlichen Lebensadern der Cultur und des Wohlstandes beraubt. Es ist z. B. bekannt, daß früher der Manzanares bei Madrid schiffbar gewesen; jetzt sucht man ihn mit der Brille, und es fällt Einem dabei das allerdings hyperbolische Wort ein, welches jener Gascogner einem Römer zur Antwort gab, der ihm die Majestät des Tiberstroms anpries:

„Ce n'est qu'un ruisseau,
Le Tibre — — belle merveille!
S'il se montrait au pied de mon château,
Je le ferais mettre en bouteille!"

So ist es überall gegangen. Oft fanden wir neben der

Heerstraße noch Spuren der großartigsten Brückenanlagen aus der Römer- und Araberzeit, während wir jetzt durch das ehemalige Flußbett, welches solche Bauten veranlaßt, unbenetzt hindurchfuhren. Was sollte der Staat auch Brücken zu erhalten sich veranlaßt sehen, die jetzt — vielleicht schon seit mehr als 500 Jahren — mitten im trocknen Felde stehen!? Bäume, Bäume, und abermals Bäume — das ist's, was Spanien Noth thut! Neuerdings hat die Regierung zu Villaviciosa de Odon bei Madrid eine Forstakademie gegründet, die unter einem in Tharand gebildeten und für sehr tüchtig geltenden Director steht. Hoffen wir, daß sie Einfluß genug auf die Landesverwaltung gewinnen werde, um die so lange Zeit grausam vernachlässigte Waldwirthschaft in Spanien zum Segen seiner materiellen Existenz und Fortentwickelung endlich zweckmäßig zu regeln, und ebensosehr für die dringend Noth thuenden Neuanpflanzungen, als für die Erhaltung des Wenigen, was aus der Zeit des Glanzes von Bäumen noch übrig ist, zu sorgen. Ich fürchte aber, das Institut hat eine Herkulesarbeit vor sich, und wird mit den Beweisen seiner Wirksamkeit noch längere Zeit im Rückstand bleiben, denn bis jetzt will es mich stark bedünken, als nehme es blos einen Sitz in partibus infidelium ein.

Cordoba hat vier Hauptperioden in der Geschichte durchgemacht. Es ist durch die Hände der Römer, der Westgothen, der Mauren, und der christlichen Spanier gegangen: erst die letzteren haben es zum völligen Verfall gebracht. Ferdinand III. eroberte die Stadt nach dem Sturze der kräftigen und glänzenden Omeyadendynastie schon um das Jahr 1236.

Am lebendigsten redet für ihre culturhistorische Bedeutung heute noch die große Moschee, jetzt Kathedrale, wohin wir uns gleich nach unserer Ankunft von einem Lohndiener führen ließen. Sie liegt dicht an der 800 Fuß langen Guadalquivirbrücke, über welche die Straße nach Sevilla führt, und deren Ursprung sich in die Römerzeit verliert. Die Mezquita selbst wurde auf den Trümmern einer gothischen Kirche errichtet, welche sich ihrerseits wieder auf den Ruinen eines alten Janustempels erhob, von dem noch einige Säulen in dem vor der Kirche liegenden Hofe gezeigt werden. Der Khalif Abderrhaman I. begann 786*), zwei Jahre vor seinem Tode, den Riesenbau nach dem Plane der großen Moschee zu Damaskus und der Moschee El Aksa zu Jerusalem, der jedoch, von den späteren christlichen Einbauten und Umwandlungen abgesehen, schon in den Jahren 965 und 988 erhebliche Erweiterungen und schmückende Zuthaten erhielt. Aeußerlich gleicht die Moschee mit ihren hohen Einfassungsmauern und ihren viereckigen Eckthürmen eher einer Festung, als einem Gotteshause. Zuerst tritt man links neben einem hohen, unten maurischen und oben christlichen Glockenthurm, dessen Eingang eine große bronzene Doppelthüre mit gothischen Inschriften, la puerta del pardon genannt, erschließt, in den 430 Fuß langen und 210 Fuß breiten Hof, welcher — weil mit Orangenbäumen rings umpflanzt — patio de

*) Die Moschee gehört mithin der ersten Periode der mohamedanischen Baukunst an, aus der sonst in Spanien nur sehr wenig Reste noch übrig sind. Vgl. F. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 3. Auflage. S. 341 u. f. f.

los naranjos heißt. Ein Portikus von 72 Marmorsäulen umgiebt ihn auf zwei Seiten, und mehrere plätschernde Fontainen vollenden das ächt-orientalisch-still-träumerische Bild dieses Vorhofes der Andacht, aus dem früher 17 dicht neben einander liegende, jetzt bis auf zwei zugemauerte Thore ostwärts in das Innere der Moschee führten. Wir traten in dieselbe ein, und sahen uns wie mit einem Zauberschlage mitten in den Orient und den Cultus des Propheten versetzt, wenn gleich Bischof Alonzo Manrique im Jahr 1523 den reinen morgenländischen Styl durch Hineinbau eines florentinischen, dreischiffigen Chorgewölbes schmählich verunstaltet hat. An sich freilich ist dieser christliche Bau von großer Schönheit, und namentlich können die prächtigen Schnitzwerke aus Caobaholz, wie auch die majestätische Kuppel, die das Ganze krönt, nicht hoch genug bewundert werden. Trotzdem aber hatte Carl V. Recht, wenn er, 1536 Cordoba besuchend, den Herrn Bischof, der sich das besondere Wohlgefallen des Allerchristlichsten Monarchen verdient zu haben glaubte, für solche Barbarei gebührend zurechtwies. Hier in dieser, im strengsten und reinsten maurischen Baustyl errichteten Mahomedshalle kann man über die grenzenlose Geschmacklosigkeit der christlichen Invasionsidee nur jammern. Das ganze Prachtwerk hat dadurch alle Einheit, so zu sagen, allen Sinn verloren. Was es früher gewesen, beschreibt unter Anderm Conde in seiner historia de la dominacion de los Arabes en España (I. Cap. 24. S. 211 und Cap. 28. S. 226); versuchen wir zu schildern, was es heute noch ist. In den meisten Beschreibungen der Moschee

findet sich der Ausdruck, sie gleiche einem Säulenwald. Dies ist insofern richtig, als der altmaurische Moscheeenstyl allerdings eine in sich geschlossene Gesammtwirkung nicht erstrebt, das bauliche System der Arkaden vielmehr, so kräftig es sich auch gestaltete, und den an sich einfachen Hallencharakter zu einem höchst phantastischen Ganzen herausbildete, doch dem Walde gleich, auf den Eindruck des Unermeßlichen, Freien, Concentrationslosen hinzielt. Der innere Raum ist 600 Fuß lang und 250 Fuß breit; 860 schlanke, theils crenelirte, theils platte Säulen aus Marmor, Jaspis und Alabaster,*) auf welche Pfeiler aufgesetzt sind, um das Höhenverhältniß zu vergrößern, tragen die von Kapitäl zu Kapitäl freischwebenden, überaus grazieusen, hufeisenförmigen Bogen, die, von kleineren halbkreisförmigen und auf den Pfeilern ruhenden Bogen überbaut, das Mauerwerk stützen, auf welchem die flache, vormals durch ihre zarten Malereien und Schnitzwerke hochberühmte, jetzt durch rohe weiße Tünche arg verunstaltete Decke nur etwa 35 Fuß über dem Fußboden ruht. Das Ganze bildet ein längliches Viereck. 32 Schiffe oder Säulenalleeen laufen von Ost nach West, 16 von Nord nach Süd, und zwar die letzteren in weiteren Dimensionen, als die ersteren. Sogar Carthago hat seinen Tribut zu den Säulen der Moschee geliefert. Sie haben meist eine Art korinthischen Kapitäls, bei dem jedoch das Palmblatt den Akanthus ersetzt, sind sämmtlich rund, kaum 20 Fuß hoch und anderthalb Fuß dick, fast alle ohne Piedestal. Der fatale weiße Anstrich

*) Früher stieg ihre Zahl auf 1018.

auch der Seitenwände thut dem Gesammteindrucke unendlichen Schaden. Und wo sind nun gar die 4700 Lampen geblieben, die in der Maurenzeit zu den Nachtgebeten leuchteten, während 120 Pfund Aloe und Ambra jährlich im Hause des Propheten verräuchert wurden? Nur die Mirah oder capilla de Zancarron (Knochenkapelle), so genannt, weil eine Reliquie von Mahomed's Gebeinen neben einem kostbaren Exemplar des Koran darin aufbewahrt ward, ist von der ernüchternden modernen Tünche befreit geblieben. Diese Kapelle liegt dem patio de los naranjos gerade gegenüber an der Ostseite der Moschee, und besteht aus drei marmornen, von hohen Kuppeln überwölbten Hallen, zu denen man durch ebensoviel hufeisenförmige, mit den zierlichsten Arabesken ornamentirte Bogenpforten gelangt. Sechzehn Säulen mit vergoldeten Kapitälen stützen die mittlere und größte dieser Hallen. Hinter ihr befindet sich noch ein kleines achteckiges Gemach, das man wegen seiner völligen Dunkelheit mit Fackeln besichtigen muß, und dessen weiß-marmornes, aus einem einzigen Blocke gearbeitetes Kuppelgewölbe die Gestalt einer Muschel hat. Glücklicherweise wurde dieses, mit den reichsten Goldmosaiken und Stuccaturarbeiten phantastisch gezierte Allerheiligste erst 1815 entdeckt, indem die vor den christlichen Siegern fliehenden Söhne Mahomeds den Eingang — eine prächtige durch die Mosaikwand der mittleren Halle gebrochene maurische Pforte — in aller Eile noch vermauert hatten. Diesem Umstande allein verdankt der kleine Zauberwinkel seine völlige Erhaltung bis auf den heutigen Tag.

Links neben der Moschee steht auf einem freien Platze eine Säule mit dem Erzengel Rafael, und ihr zur Rechten erhebt sich ohne besondere architektonische Schönheit der Alcazar, d. i. das alte Chalifenschloß, welches später in die Hände der Inquisition überging, und jetzt als Invalidenkaserne dient. Kein Mensch sieht es diesem vielfach schon in Trümmer zerfallenen Steinkasten heute noch an, daß bis fast zur Mitte des 13. Jahrhunderts hier einer der üppigsten und glänzendsten Höfe der Welt gehaust hat. Von den früher terrassirten Gärten, Marmortreppen und Fontainen, die den Alcazar umgaben, ist jetzt fast keine Spur mehr übrig. —

Durch ein gleichfalls uraltes Thor, la puerta del ponte, gelangt man auf die Guadalquivirbrücke, von wo wir Cordoba den letzten Abschiedsgruß zuwinkten. Wir erwarteten hier, von der Sonne höchst unbarmherzig geschmort, unseren Courir, der uns auf der links vom Fluß abbiegenden, sehr schlechten Straße über das auch von deutschen Ansiedlern gegründete und fleißigen Feldbau treibende La Carlota durch einsame und wieder ziemlich sterile Gegenden rasch nach Ecija beförderte. Diese, durch ihre schönen Frauen berühmte Stadt, das römische Astigis, jetzt 35,000 Einwohner zählend, liegt am linken Ufer des von Granada herabströmenden Jenil, welcher die Campiña de Cordoba von der Ebene von Sevilla, dem untersten Theile des sogenannten bätischen Tieflandes, trennt. An den Namen dieses Flusses knüpfen sich von Granada her sehr poetische Reminiscenzen. Man darf aber nicht vergessen, daß der Jenil, sobald er aus der engen Thalschlucht herausgetreten, welche er sich

durch den Nordwestabhang der Montes de Granada gegraben, in einen unebenen, niedrigen Landstrich eintritt, dessen Boden — mehr als in irgend einer andern Steppenregion Spaniens — durch und durch mit Salz geschwängert, also fruchttragender Vegetation ganz unzugänglich ist, und der sich nordwärts in nicht unbeträchtlicher Breite bis in die Gegend von Ecija, westlich bis an das rechte Ufer des Rio Corbones hinzieht. Außer dem Jenil findet sich in diesem, des Anbaues und der Bevölkerung ganz entbehrenden Gebiete nicht ein Tropfen süßen Wassers, wohl aber eine Menge kleiner Salzseeen, wie denn sogar die dem Jenil zuströmenden Bäche sämmtlich salziges Wasser haben. Ist's nicht ein curioses Land, dies Spanien? Wie nahe liegen hier Romantik und Misère bei einander!

Trotz seiner sauern Umgebung lieferte uns aber Ecija endlich doch ein recht leidliches Mittagessen, dem weidlich zugesprochen ward. Es ist ein ächt maurisch gebauter, ansehnlicher Platz, der wegen seines vorzugsweise heißen Klimas „el sarten (die Bratpfanne) de Andalucia“ heißt.

Dicht hinter der Stadt erblickten wir auf einer kleinen Anhöhe am Wege die erste schöne Palmengruppe mit Blättern, die beim Herabfallen recht bequem einen Menschen hätten erschlagen können. Gern hätten wir, der absoluten Windstille vertrauend, unter diesen merkwürdigen Fächern ein Stündchen geruht, aber weiter schlich die Mauleselequipage durch tiefen, fast märkischen Sand in den lauen Abend hinein. Sechs Leguas vor Sevilla passirten wir, just vor Eintritt der Nacht, noch die interessante, freundliche, um einen steilen,

schloßgekrönten Berg gelagerte Stadt Carmona, deren zahlreiche Oelmühlen fast 20,000 Einwohner ernähren. Hier wurde auch der Weg wieder besser und fester, so daß es nun flink vorwärts ging; demungeachtet aber langten wir erst um ½3 Uhr Morgens in Sevilla an, wo uns, auf den den Tod ermüdet, das Hôtel de l'Europe — ach, wie modernmenschlich klingt das! – in einer drei Treppen hohen, ziemlich uncomfortabeln Dachspelunke aufnahm: so stark besetzt waren alle Räume dieses, nach spanischen Begriffen schon sehr beträchtlichen Gasthauses.

Am 8. October.

Schon bei unserer Ankunft im Posthofe hatte mir ein Postknecht die Visitenkarten der beiden Barone von Wolff als Aviso, daß sie sich glücklich und unserer harrend hier befänden, übergeben. Sie begrüßten uns am heutigen Morgen unter der offenen Säulenhalle im patio unseres Hotels, wo man unter Orangendüften die Chokolade zu schlürfen pflegt. In keinem ansehnlicheren südspanischen Hause fehlt dieser patio, d. i. ein offener, meist quadratförmiger Hof im Innern des Hauses, der mit mosaikartig-bunten Marmorquadern oder mit Ziegelsteinen gepflastert ist. Rings umher laufen Holz- oder Steinsäulen, auf welchen die Gallerie des oberen Stockwerks ruht. In der Mitte — ächt orientalisch — ist ein fließender Brunnen, eine Fontaine, manchmal wohl auch eine bloße Cisterne angebracht, — genug, ein Wasserreservoir, welches Topfgewächse in Holzkübeln, Orangen-, Citronen-, auch Myrtenbäumchen umgeben. Häufig bilden Reben, die sich

an den Säulen emporranken, und ihr Laub weit in den Hof hineinstrecken, ein dichtes grünes Dach über dem letztern; zuweilen findet man wohl auch ein Zelt (toldo) über diesem Raume ausgespannt, der während der warmen Jahreszeit der Familie fast zum beständigen Aufenthalt, als Arbeits-, Empfangs- und Frühstückszimmer dient. Von nordischem Luxus ist indessen bei dieser an sich so hübschen und zweckmäßigen Anlage keine Rede; ja oft fehlt selbst, wie z. B. auch in der hochbelobten Europa, die gewöhnliche Reinlichkeit, die sogar den einfachsten häuslichen Einrichtungen ein gewisses Lüstre und einen unbestreitbaren Comfort zu verleihen vermag. Regnet es, so bleibt das Wasser in Pfützen und ohne Abfluß auf den meist schon sehr ausgetretenen Marmorplatten stehen, bis die liebe Sonne es aufgesogen; der Kehricht aus dem Hause wird auf dem patio ausgeschüttet und dort vergessen; unter der ihn rings umgebenden Colonade reinigt und trocknet man Wäsche, und nimmt auch sonst allerlei häusliche, zum Theil übelriechende Verrichtungen vor. Ueberhaupt muß man, will man südliche Gegenden recht genießen, ohne Nase reisen; das Auge findet dagegen für manche, auch ihm nicht ersparte Beleidigungen doch immer noch so reichen Ersatz, daß es sich zu beschweren nicht Ursache hat. Daß ich diese generelle Bemerkung just hier einschalte, mag mir das übrigens durch Reinlichkeit ausgezeichnete Sevilla nicht übel deuten, zumal ich gern bereit bin einzugestehen, daß viele patios, in die ich durch das Gitterthor der Häuser von Außen hineinsah, einen sehr heimlichen und zum Eintritt einladenden Eindruck auf mich gemacht haben.

Beim Dejeuner stellten uns die Freunde zweien Preußen vor, die Spanien fast ganz bereist hatten, und eben im Begriff standen, über Cadiz und Gibraltar nach Italien zu gehen, einem Herrn v. Schweinitz, Premierlieutenant im ersten Garderegiment aus Potsdam, und einem jungen Majoratsherrn aus der Mark Brandenburg, Herrn v. Wartenberg. Ersterer, ein unterrichteter junger Mann von angenehmen Formen, sprach das Spanische mit Fertigkeit, und war uns schon deshalb für die nächsten Tage ein höchst erwünschter, nützlicher Gefährte. Beide Herren reisten übrigens mit einem gewissen Aufwand, und hatten einen Mohren als Bedienung mit sich. Bis Gibraltar blieben wir zusammen.

Die übergroße Hitze und die Nachwirkungen der Reisefatiguen hielten uns den Vormittag über zu Hause. Um 4 Uhr wurden wir an der Table d'hôte in einem kühlen Parterrezimmer (comedor genannt) mit einem Gemisch von französischer und nationaler Küche gespeist. Die Gesellschaft war ziemlich groß; namentlich hatten wir das ganze italienische Opernpersonal, das zur Zeit in Sevilla Gastvorstellungen gab, zu Tischnachbarn. Gegen Abend lustwandelten wir noch auf der, mit schönen Gewächsen und Marmorbänken besetzten Alameda Cristina am linken Ufer des Guadalquivir, der hier ungefähr die Breite des Mains bei Frankfurt hat, aber sehr tief sein soll. Sein Wasser ist schmutzig, wie das aller spanischen Flüsse, die ich gesehen. Ein Streifzug durch die Straßen der Stadt schloß sich an diesen Spazirgang an.

Die alte Almohadenresidenz Sevilla, welche jetzt etwa 100,000 Einwohner zählt, macht weder einen modernen,

noch einen alterthümlichen Eindruck, obschon einzelne Bauwerke, wie der Alcazar und die Giralda, an ihre höhere maurische Vergangenheit deutlich mahnen. Der Gesammteffect aber ist deshalb doch durchaus kein ernst-antiker, oder gar ruinenhaft-melancholischer: Sevilla erscheint vielmehr als die lustigste, heiterste Stadt in ganz Spanien, in der Alles — Menschen und Dinge — couleur de rose aussieht. Die auffallend reinlichen Straßen sind sämmtlich sehr eng, und an freien Plätzen ist ein großer Mangel. Die Häuser, von blendend weißem Anstrich, wie die zu Cadiz, sind nicht hoch und tragen zwar großentheils eine altrömische, doch keineswegs brillante Architektur zur Schau. Ihre Fenster dienen entweder sämmtlich zugleich als Balkonthüren, oder sie fehlen nach der Straße zu gänzlich, wo denn der patio das einzige Luft- und Lichtreservoir ausmacht. Dieser Raum, der so recht eigentlich als drawing-room der Familie im Sommer zu betrachten ist, und dem atrium der römischen Wohnungen entspricht, steht stets durch eine weite Gitterpforte, die in reichen Häusern oft höchst elegant gearbeitet ist, mit einer kleinen, viereckigen Hausflur — dem vestibulum der Alten — in Verbindung. Das den ganzen Tag über offengehaltene Thor derselben gestattet dem Straßenpublicum den ungestörten Einblick in die innersten Verhältnisse der Häuslichkeit. Diese Sitte ist, wie Willkomm („zwei Jahre in Spanien", Th. II. S. 210) ganz richtig hervorhebt, durchaus nicht maurisch, sondern römisch. Die Mohamedaner entziehen ihr häusliches Leben den Blicken der Außenwelt gänzlich, während der Römer unter seinem immer blauen italienischen Himmel

trotz Seneca's Ausspruch: „vix quemquam invenies, qui possit vivere aperto ostio“,*) den Geist der Oeffentlichkeit von allen Völkern des Südens am meisten in sich trug, und ein Privatleben, eine Zurückgezogenheit in unserem Sinne höchstens während seiner Villeggiatur kannte. Die Zimmerfußböden und Treppen habe ich in fast allen spanischen Häusern abscheulich gefunden; die ersteren bestehen meist aus schmutzig-rothen und höchst unregelmäßig zusammengefügten Backsteinen, auf denen das Stolpern kaum zu vermeiden, das Tanzen aber für uns ungeschickte Kinder des Nordens ein wahres Kunststück ist. Das platte Dach findet sich in Sevilla allgemein, und wird, wie im Orient, häufig zum Promeniren benutzt.

Gegen 8 Uhr gingen wir in das große, sehr einfach, doch geschmackvoll ornamentirte Theater San Fernando, in welchem der Donizetti'sche Belisario von den Italienern äußerst mäßig aufgeführt wurde. Eigenthümlich ist es, daß die vornehmen Damen in diesem Theater auf einer ganz offenen, nur von vergoldeten Gitterstäben nach vorn zu eingefaßten und über dem Parterre wenig erhabenen Gallerie sitzen, die, mit rothen Divans besetzt, rings um den untern Raum (den patio) herumläuft. Auf diese Weise sind sie dem Publicum in ganzer Figur sichtbar, und man kann sogar Fußstudien an ihnen treiben. Viele Schnurrbärtchen kräuseln sich auf der Oberlippe der Sevillanischen Schönen, die übrigens mit dem Palermitanischen Schlage viel Aehnlichkeit haben:

*) „Kaum Einen wirst du finden, der bei offner Thüre leben kann.“

feine schmale Gesichter, schöner, doch meist etwas dunkler Teint, blauschwarze Haare und kohlendunkle Gluthaugen sind ihre wesentlichsten Vorzüge. Da mich der Belisar nur sehr wenig fesselte, so hatte ich alle Muße, meine gynäkognostischen Beobachtungen auf's Gemächlichste zu verfolgen. Doch wurde ich durch einzelne Persönlichkeiten nicht gerade gefesselt: das schöne Geschlecht von Burgos hat sowohl generell als speciell einen weit tiefern Eindruck auf mich gemacht, wie diese Sevillanas mit dem Husarenstutzerchen. In allen Corridors des Theaters wurde tüchtig geschmaucht, und schlechte Limonade getrunken. Das Eis, dessen Grundstoff hier stets aus Amerika bezogen wird, war dazumal in ganz Sevilla zu unserm großen Leidwesen vollständig ausgegangen.

Am 9. October.

Daß es auch in Andalusien complette Regentage mit völlig grauem Himmel geben könne, mußten wir heute erfahren. Der schöne Marmorpatio unseres Hotels war schon um 9 Uhr Morgens in einen förmlichen See verwandelt. Um 2 Uhr Mittags erst ließ das Gießen so weit nach, daß wir uns mit einem englisch sprechenden Lohndiener auf den Weg machen konnten, um die Merkwürdigkeiten der alten Hispalis — dies ist der Römername Sevilla's — zu besichtigen. Durch 1000 unentwirrbar-enge Kreuz- und Quergassen ging es zunächst nach dem Museum, das dem Mönch Manuel Lopez Ceperon seinen Ursprung verdankt. Er hat im Jahre 1836 die besten Gemälde aus aufgehobenen Monasterien in und um Sevilla, vorzüglich aus einem

Sevillanischen Kapuzinerkloster gesammelt, und sie in einem anständigen Hause, das früher selbst ein Kloster gewesen, untergebracht. Im untern Stock der ehemaligen Kirche, hängen außer einer colossalen, prachtvollen Himmelfahrt Mariä von Murillo nur einige unbedeutendere Bilder von Zurbaran, Juan de Castillo, dem Lehrer des Murillo, und Herrera dem Aelteren (Francisco, genannt el Viejo), dem Lehrer des Velazquez, zum größten Theil in sehr verdorbenem Zustande. Einige Gypsabgüsse berühmter Antiken, der Apoll von Belvedere, der Laokoon ꝛc. befinden sich gleichfalls hier, während in dem Kreuzgang eine Anzahl wirklicher Antiken aus dem alten Italica, das unfern Sevilla gestanden, und wo noch jetzt die Trümmer eines Amphitheaters Interesse erregen, aufgestellt sind. Im obern Stock birgt ein besonderer Saal Alles, was sich von Murillo'schen Meisterwerken in und um Sevilla noch hat auftreiben lassen. Es sind im Ganzen 16 große Gemälde, meist recht wohl erhalten, und mit prächtigen Goldrahmen eingefaßt. Unter ihnen fesselten mich am meisten: die Stadtheiligen Justina und Rufina, die der Sage nach durch sie gerettete Giralda, den Thurm der Kathedrale, auf den verschlungenen Armen tragend. Die Geschichte dieser wunderbaren Rettung während eines furchtbaren Sturms im Jahre 1504, wo jene beiden Weiber, Töchter eines armen Portiers aus der Vorstadt Triana, den Thurm auf ihren Schultern stützten, wird in Sevilla als buchstäbliche Wahrheit geglaubt, und die Akademie der Wissenschaften hierselbst hat in einer sehr gelehrten Dissertation die Authenticität dieses Wunders allen Ernstes gegen den skeptischen

Unglauben vertheidigt. — Ferner zeichnen sich unter den Murillos aus: eine schöne Madonna mit dem Kinde (Bruststück), die gleich links neben dem Eingang hängt, und den Namen la Servilleta führt; dann: San Felipe de Cantalicio, dem die heilige Jungfrau im Walde erscheint, und ihm das Christuskind in die Arme legt; der heilige Tomas de Villa Nueva, ein Bischof in Dominikanertracht, der vor der Pforte seines Palais' Bettlern Almosen austheilt; die Jungfrau mit Engeln an der Leiche Christi, und die Conception, die dem Maler den Beinamen „el pintor de las concepciones" eintrug, welchen er übrigens wegen anderer Darstellungen desselben Gegenstandes mindestens mit gleichem Rechte verdient, wenn auch hier der Engel, der links aus lichtem Gewölk zur demuthsvoll anbetenden Madonna herabblickt, als ein unübertroffenes Muster gottseligster Kindlichkeit gelten muß. Endlich sind noch von wunderbarer Schönheit: der heilige Joseph, an dessen Brust das Christuskind, den Lilienzweig in der Hand, sein göttliches blondes Köpfchen zum Schlummer anschmiegt; der heilige Antonius, das auf der Bibel stehende Christuskind beschauend, und der heilige Franciscus, den gekreuzigten Heiland umarmend.

Mag man es von europäischem Gesichtspunkte aus auch bedauern, daß eine so reiche Sammlung von Werken dieses einzigen Künstlers in einem verhältnißmäßig so wenig besuchten Winkel versteckt liegt, so kann sich Sevilla als Vaterstadt doch höchlich gratuliren, daß es trotz aller Soult'schen Plünderungen noch so viel zur ruhm-

vollen Erinnerung an seinen edelsten Sohn für sich gerettet hat.

Neben dem Museum befindet sich die alameda vieja, die alte Promenade, ein mit Statuen gezierter und mit Bäumen bepflanzter freier Platz, woran das winkelige Sevilla, wie gesagt, grade keinen großen Ueberfluß hat. — Von hier aus besuchten wir die von dem großen Baumeister Philipp's II., Juan de Herrera, in edelem Style aufgeführte Lonja oder Börse, in der sich das überaus reiche amerikanisch-spanische Archiv befindet, ein schönes Gebäude mit herrlichem Marmorpatio, neben der Kathedrale gelegen. Dann ging's nach der Plaza del triunfo zur alten Maurenresidenz, dem Alcazar, den erst neuerdings der Herzog von Montpensier wieder einigermaßen zu restauriren begonnen hat. Es macht einen traurigen Eindruck, in diesem Prachtbau, zu dem schon Abdelazis, der Sohn Muza's, im achten Jahrhundert den Grundstein gelegt haben soll, die köstlichsten Ueberreste maurischer Kunst mitten zwischen schlechtgeweißten Kalkwänden, halbverfallenen Holz- und Backsteintreppen, zerbrochenen Fenstern und Thüren gleichsam nur oasenhaft auftauchen zu sehen. Auch ist der darin herrschende Baustyl durch die verschiedenen Herren, die hier gehaust haben, allmälig zu einem argen Wirrwarr verunstaltet worden. Gothische, maurische und neuspanische Architektur gehen bunt durcheinander. Von den 78 Gemächern, die der Pallast enthält, ist überdies fast kein einziges mehr ganz im Stande; das Ameublement fehlt überall. Der patio principal oder de las doncellas in der Mitte bildet einen schönen, von

zierlicher Säulenhalle umgebenen parallelogrammförmigen Marmorplatz. Das zu demselben führende Hauptportal ist von Pedro dem Grausamen in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach dem Muster der Alhambra errichtet worden. Schön boisirte Plafonds zieren die den patio umringenden Arkaden; ihr Grund ist dunkelbraun, und darauf erheben sich rothe und blaue Blumenarabesken. Rechts vom patio tritt man in den Saal der Gesandten mit hohem Kuppelgewölbe und wunderbar leichten, einer Straminstickerei vergleichbaren Stuckdecorationen an den Seitenwänden. Die Farben dieser prächtigen Arbeit erscheinen äußerst licht und durchsichtig gehalten. Die untern Gesimse sind mit buntfarbigen Kachelsteinen (azulejos) ausgelegt, worin ein lustiges Hellblau vorherrscht. Obschon die Pracht des Alcazar mit der der Alhambra nicht zu vergleichen ist, und diese denn doch zweifellos die Krone aller Maurenpalläste des Abendlands bleibt, so wurde ich doch schon hier inne, daß namentlich zur Ausschmückung kleinerer, dem Sinnengenuß und orientalischer Behaglichkeit gewidmeten Räume kein geschmackvollerer Baustyl zu denken ist, als dieser altmaurische. Das Gepräge majestätischer Großartigkeit trägt derselbe zwar durchaus nicht; aber der Reichthum und die Eleganz der Formen, die Zartheit der Ornamentik, die höchst effectvolle Vertheilung des Lichts, die zauberhafte Verbindung der Gartenreize mit dem Wohnungsbedürfnisse: — das Alles beweist den feinen Sinn der orientalischen Baukünstler für ein Luxusleben ohne Gleichen! — Wahrhafte Schmuck- und Putzkästchen sind diese Räume. Aber welche gräuelvolle Geschichte knüpft sich an

den Anblick derselben! Rings um den runden Prunksaal der Gesandten läuft oben eine Gallerie herum, von der aus der grausame Pedro der Ermordung seines Bruders Fadrique, Großmeisters von San Jago, im Jahr 1357 zusah. Das unglückliche Opfer brüderlicher Eifersucht schleppte sich darauf noch bis zum anstoßenden patio de las muñecas, (Puppenhof) fort, wo er auf einer jetzt durch eine Inschrift als Leichenstein bezeichneten Marmorplatte todt zusammensank. —

Einen Corridor des obern Stockwerks verfolgend, gelangten wir in den cuarto del Principe, worin, wenn ich nicht irre, Carl V. residirt hat. Jetzt befindet sich dieses Gemach in sehr desolaten Umständen, doch genießt man von dessen Balkon aus einen schönen Blick auf die dem Alcazar gerade gegenüberliegende prachtvolle Kathedrale und die Giralda. Nicht weit von diesem Zimmer blickten wir in eine Kapelle hinein, die früher den Abenteuern von Maria de Padilla, der schönen Maitresse Peter's des Grausamen von Castilien, zum Schauplatz gedient hat. Trotz seiner Ehe mit Blanca von Bourbon und dann mit Johanna de Castro kehrte dieser rasende Wollüstling hier immer wieder in die Arme seiner geliebten Doña Maria zurück. Ein escalier dérobé führte von jener Kapelle nach dem Schlafgemache Don Pedro's, dessen Fenster die Aussicht auf die noch gut erhaltenen, an das flache Ufer des Guadalquivir anstoßenden Ziergärten des Alcazar hat. Der ganze Gartenraum ist mit Buxbaum und Myrten, die in zierliche Abtheilungen getheilt sind, üppig bepflanzt. Das immense Gebäude der, 5000 Mädchen und 3000 Männer beschäftigenden königlichen Tabaksmanufactur

schließt den. Hintergrund der Veduta auf der rechten Seite, während sich links die fruchtbare Ebene von Sevilla in graue Wolken vor unserm Blick verlor. —

Das Wetter blieb den ganzen Tag über regnerisch und trübe, und es ward mir daher die Aufgabe zu Theil, unsere nun acht Köpfe starke deutsch-russische Gesellschaft, den Rest des Nachmittags und Abends hindurch, mit musikalisch-dramatischen Productionen aller Art zu unterhalten. Ein alter Klapperkasten wurde dazu aus einer Rumpelkammer auf die Gallerie des Hotels geschoben, und so, umringt von meinen Freunden, der italienischen Opernbande und mehreren andern Fremden, worunter auch zwei recht hübsche portugiesische Damen, ließ ich meine Lunge bei einem herzlich schlechten Punsch, den der Mohr bereitet, bis spät in die Nacht hinein als Tonblasebalg lustig wirthschaften. Das gab denn freilich weniger als ein ordentliches Concert, aber doch etwas mehr, als eine bloße spanische tertulia, von der ich später noch referiren werde. —

Am 10. October.

Das Wetter hatte sich aufgehellt, doch blieb es — was die behagliche Umschau in fremder Stadt und Gegend am meisten beeinträchtigt — windig, ja fast stürmisch. Demungeachtet war der heutige Morgen dem Besteigen der Giralda gewidmet, des schon 1196 vom arabischen Baumeister Al Géber erbauten, späterhin, im Jahre 1568 jedoch von Hernan Ruiz beträchtlich erhöhten, nach Franz Kugler jetzt 260 Fuß messenden Glockenthurmes der Kathedrale, der vier-

eckig und ohne Verjüngung emporsteigt. Die auf dessen oberster Spitze befindliche, 14 Fuß hohe Bronzestatue des Glaubens, welche das Labarum in der Hand hält, hat dem ganzen Thurme den Namen gegeben. Obschon sie nämlich 2800 Pfund wiegt, so dreht sie sich doch bei dem leisesten Windzug, so zugleich als Wetterfahne dienend, und dies ist die Bedeutung des Wortes Giralda: eine Wetterfahne in Gestalt einer Statue. Ueber dem Centrum der ungefähr 245 Fuß hohen Plattform erhebt sich eine Art Kuppel, in der man auf einer ziemlich engen Wendeltreppe hinanklettert bis zum Gewölbe, worin die hier zu Lande berühmte große Glocke des Mönchs Jose Cordero aus dem Jahre 1764 hängt, die indessen noch lange keine Erfurter Susanne ist. Den ganzen übrigen Theil des Thurms besteigt man dagegen auf die bequemste Weise von der Welt, indem nämlich eine breite Rampe spiralförmig in sanfter Steile bis zur Plattform hinaufführt. Die Aussicht von Oben auf die Stadt und die am linken Flußufer wenig bevölkerte Umgegend ist viel bewundert und besungen. Auch Hackländer, der neueste Beschreiber spanischer Herrlichkeiten, nennt sie bezaubernd. Trotzdem muß ich indessen nach dem, was wir mit unsern Augen gesehen, bekennen, daß wir uns sämmtlich stark enttäuscht fanden. Nur der Blick auf den großartigen gothischen Bau der unmittelbar zu den Füßen des Beschauers liegenden Kathedrale mit ihren zahllosen feinen, phantastischen Strebepfeilern macht einen unzweifelhaft imposanten Eindruck. Die Stadt dagegen mit ihren winkeligen Straßen und weißgestrichenen Häusern bietet, obschon keines dem andern gleicht,

von hier aus betrachtet, ein ebenso monotones Bild dar, als die zwar üppig fruchtbare, aber total flache Umgegend, deren Einförmigkeit nur im Nordost von dem mäßigen Höhenzuge der Sierra de Cordoba, und im Süden von den vielleicht noch unbedeutenderen, langgedehnten Montañas del Pinál unterbrochen wird, welche letzteren das Thal des Guadalete von der Tiefebene von Sevilla scheiden. Der Guadalquivir aber vermag bei seiner geringen Breite und seinen baumlosen Ufern zur Belebung der Landschaft nicht sonderlich viel beizutragen. Das Meer sieht man nicht. Soll sich also das bekannte Sprichwort:

„Quien no vió á Sevilla,
No vió maravilla!“,

auf die Reize des ebengeschilderten Panorama's beziehen, so begreife ich in der That nicht, wo die Leute ihre Augen haben, die diese enthusiastisch-hyperbolische Phrase papageienhaft nachsprechen. Daß ich die meinigen wenigstens nicht gerade in der Tasche getragen, kann ich versichern.

Vom Thurm aus drangen wir in das Innere der fünfschiffigen, und überdies noch mit vielen später angeklecksten Seitenkapellen versehenen Domkirche, Santa Maria de la Seda genannt, ein, an der vom Jahre 1401 bis 1520 gebaut ward. Es sind großartige Dimensionen, die einen majestätischen Eindruck zu machen nicht verfehlen können. 420 Fuß beträgt die Länge, 260 Fuß die Breite der Kirche, und das Mittelschiff hat eine Höhe von 126 Fuß. Im Style kommt dieser Raum vielleicht dem freilich viel bescheideneren Regens-

burger Dome am meisten gleich, obwohl ich diesen letztern seiner klaren, einfachen Formen wegen architektonisch noch vorziehe. Am meisten entstellt wird nämlich der Prachttempel zu Sevilla durch die vielen, zum Theil reichen und kunstvollen, aber unsymmetrischen und den Totalaspect beeinträchtigenden Einbauten, die insbesondere das Mittelschiff von den vier Nebenschiffen vollständig trennen. Zu diesen sonderbaren Einbauten gehört nämlich die Silleria del Coro, die Chorsitze, von schöner Holzschnittarbeit mit 417 Sesseln und einem erzbischöflichen Stuhl, ein kolossaler, fast deckenhoher Bau, der sich mitten in der Kirche erhebt, und fast das ganze gewaltige Mittelschiff einnimmt. Es ist wahrhaft unbegreiflich, wie die Architekten des Doms auf die wahnwitzige Idee haben gerathen können, das Chor, statt es, wie in allen wohlgebauten gothischen Kirchen der Fall, hinter und zu den Seiten des Hochaltars anzubringen, so plump und die Passage versperrend, mitten in den schönen Kirchenraum hineinzusetzen. Doch findet sich diese Bizarrerie in Spanien häufig; so auch in der Kathedrale zu Valencia, der dadurch auf's Aeußerste verstümmelten Mezquita zu Cordoba gar nicht zu gedenken. — Die Seitenkapellen sind zum Theil mit sehr schönen gemalten Fenstern geziert; auch hängen dort einige recht gute Bilder; so namentlich hinter dem Hochaltar, in der capilla de los Reyes, wo der Leichnam Ferdinand's III. von Castilien, der Sevilla 1248 eroberte, in einem silbernen Sarge aufbewahrt wird, und sich Murillo's trefflicher St. Antonius befindet, den der in Wolken herabsteigende Christusknabe, von Cherubims umringt, in der Wüste besucht. Der in An=

betung versunkene Heilige ist von ergreifender Wirkung; nur scheint das Jesuskind auf seinem Wolkenpfade etwas unsicher zu treten. Das Cimborium oder der Transept des Doms, ein marmornes Kuppelgewölbe über dem Hochaltare, ist 171 Fuß hoch, also doch noch 26 Fuß niedriger als das Bronzetabernakel in der Peterskirche zu Rom; — es soll allein 155,304 duros gekostet haben. Hiernach mag man sich von der Pracht und dem Luxus des ganzen Baues einen Begriff machen. Am westlichen Ende ist noch eine besondere, von der Kathedrale durch ein Bronzegitter getrennte Kirche im römischen Styl, die Capilla del Sagrario, in neuerer Zeit angebaut, was als eine starke Geschmacksverirrung bezeichnet werden muß. Doch ziert den Hochaltar dieses Seitentempels eine berühmte Holzschnitzarbeit des Montañez, die Kreuzabnahme darstellend. —

Auffallend waren uns die ungemein lüsternen Blicke, denen wir acht Fremdlinge von Seiten der in der Kirche wallfahrtenden Frauen ausgesetzt waren. Trotz des strengen, an den Kircheneingängen sogar mit großen Lettern angeschlagenen Gebots, das in den heiligen Räumen jede Annäherung oder Unterhaltung zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes untersagt, und welchem zufolge sich beim Eintritt in alle spanische Kirchen, wie im Dresdener Dom, selbst der Gemahl von seiner Gattin, der Vater von seinen Töchtern zu trennen hat, verstehen es die glühenden Spanierinnen doch meisterlich, die Sprache der Blicke zu reden, gegen welche keine Kirchenpolizei einzuschreiten vermag. Diese Beobachtung bestätigte uns die Richtigkeit einer Mittheilung unseres Lohn-

dieners, daß ein nordischer Blondin, — und wir hatten deren verschiedene unter uns, — hier zu Lande das unglaublichste Glück bei den Damen mache, ja daß es ein Leichtes sein würde, einem solchen selbst die schönsten unter den liederlichen Frauen von Sevilla für einen duro zu verschaffen, die sich einem Brünetten nicht unter 20 dieser Goldstücke Preis geben würden. Ob der Kerl gelogen oder nicht, ward zwar ununtersucht gelassen, aber daß insbesondere der hübsche blondlockige Baron Wolff der Jüngere überall, wo er sich blicken ließ, großes Aufsehen bei den Schönen erregte, konnte uns nicht entgehen. Eigentlich bezaubernden Weibern sind wir übrigens in Sevilla nicht begegnet, und auch in dieser Beziehung muß ich gegen viele enthusiastische Reisebeschreiber Front machen. Zudem erschien mir auch das Frauencostüm hier lange nicht so grazieus und gewählt, als wie ich es in Madrid und selbst in Burgos gesehen; die noble schwarze Seide des Kleides und das gelbe Umschlagetuch unter der schwarzen Spitzenmantilla machte hier meist einer bunten, dienstmädchenhaften Tracht Platz, wie man sie in Petersburg und meinethalben auch in Newyork ebensogut sehen kann. Nur fehlen natürlich Mantilla und Fächer auch in Sevilla nirgends. Um gerecht zu sein, darf ich aber allerdings nicht unerwähnt lassen, daß das größtentheils ungünstige Wetter uns, außer im Theater, nur wenigen Damen aus der vornehmeren Welt nahe gebracht hat. Die Alameda war fast immer leer, und einen ordentlichen Corso erlebten wir niemals. Die Tracht der Männer ist hier ganz die andalusische, die sich indessen von der castilianischen nur durch die reich-

gestickte, bunte, und rundgeschnittene Jacke unterscheidet, während dieses Kleidungsstück in Castilien meist von dunklem Stoff und mit schwarzen Husarenschnüren auf dem Rückentheil besetzt, getragen wird. Das Barett von schwarzem Filz und mit Sammet überzogen, ist völlig das castilianische. Außerdem sieht man namentlich bei den berittenen Landleuten hier noch, wie in ganz Andalusien und Granada, eine merkwürdige Art von gelb-ledernen Gamaschen, die, gleich Beinschienen aus der Ritterzeit, fast bis an's Knie hinauf reichen, und meist sehr luxurieus gestickt sind, so daß sie in der That einen sehr gewählten Fußputz ausmachen. Ueberhaupt fand ich die Männer in diesem Theile Andalusiens im Allgemeinen besser aussehend, als die Frauen, deren Statur meist unansehnlich ist, und nur beim Tanz elastische Reize entfalten mag. die mir leider! verborgen geblieben. Die Männer dagegen kamen mir schlank, und für Spanien, was überhaupt keine Grenadire erzeugt, ziemlich hochgebaut vor. Zu Pferde namentlich machten sie eine sehr gute, stattliche Figur aus. Der Andalusier ist der Gascogner Spaniens; er liebt das Prahlen, das Großthun, den Putz und Glanz. Scharfsinn und Verwegenheit malen sich auf seinem Antlitz; er liebt die Laune, spricht gern in Hyperbeln, hat nichts von der steifen, ernsten Zurückhaltung des Castilianers, nichts von dem schlichten Stolze des Basken, — er ist anmaßend und ruhmredig, aber grazieus, gewandt, ein trefflicher Gesellschafter. Daß er ein schlechter Soldat sei, glaub' ich gerne; die Subordination steht ihm sicher nicht an. — Bettler beiderlei Geschlechts finden sich auf allen Straßen Sevilla's in großer Anzahl; doch

haben sie lange nicht die Zudringlichkeit und Ausdauer ihrer italienischen Collegen, und fallen deshalb weniger zur Last.

Wir besuchten nun das am Guadalquivir unweit der neuen Promenade und neben der plaza de toros liegende Hospital von San Jorge, die Caridad, in deren architektonisch-unbedeutender, aus dem Jahr 1664 stammender Kirche sich noch einige chefs-d'oeuvre von Murillo befinden. Die beiden schönsten und größten davon stellen Moses, der aus dem Felsen Wasser schlägt, und Christus, das Volk mit Brod und Fischen speisend, dar. Das erste Bild führt den Namen: el cuadro de las aguas; es ist von ungeheuren Dimensionen, und enthält 28 Figuren in Lebensgröße. Die Gestalt des Moses, der wegen des soeben glücklich verrichteten Wunders seine Hände dankend zum Himmel erhebt, und die sich am langersehnten Trunk labenden Weiber- und Kindergruppen, denen sich durstige Thiere zugesellen, sind Meisterschöpfungen voll Wahrheit und Leben, und ich kann versichern, daß namentlich dieses, so viel ich weiß, durch keinen Stich noch allgemeiner zugänglich gemachte Bild zu dem Allervorzüglichsten gehört, was der große, göttliche Murillo geleistet. Mag man, nachdem man dieses Kunstwerk gesehen, immerhin daran festhalten, daß Rafael's Genius doch noch idealer, inspirirter gewesen; mag man es zugeben, Murillo habe, trotz aller Heiligkeit und tiefen Empfindung seiner Conceptionen, doch immer nur spanische Genrebilder, keine absoluten Göttlichkeiten gemalt: wohl —— aber wer verstand es gleich ihm, die vaterländische Scholle,

von der er die Urbilder seiner Madonnen und Heiligen hernahm, durch den geistigen Anhauch höchster Genialität und edelster Herzensfrömmigkeit zu idealisiren, wer gleich ihm mit ergreifender Wahrheit überall nur das Schöne, Liebliche, Reizende aus den in der Natur gebotenen Scenen zusammenzusuchen, und in wunderbar-ausdrucksvollen Gruppen harmonisch zu verschlingen!? — Auch der heilige Johannes (San Juan de Dios), einen Armen auf dem Rücken tragend, und von einem Engel dabei unterstützt, sowie das auf der Weltkugel stehende Jesuskind sind sehr bedeutende Werke von derselben Meisterhand; das erstere hat leider! nur etwas zu sehr nachgedunkelt, so daß man es fast für einen Rembrandt halten könnte. —

Von der Caridad steuerten wir nach der Plaza del Duque, die, mit Ulmenalleeen bepflanzt, bei schönen Tagen der Hauptsammelplatz der vornehmen Welt zu sein pflegt. Hier steht der Pallast des Herzogs von Medina Sidonia, ein großer rother Backsteinbau, der heute dem Herzog von Montpensier und seiner spanischen Gemahlin gehört, wie schon die Doppelwappen über den Fenstern anzeigen. Der junge Herzog, ein schöner, schwarzer Bourbonenkopf, that uns den Gefallen, bei unserem Vorübergehen in einer schlichten Equipage gerade aus dem Pallast herauszufahren.

Der Rest des Tages wurde auf der alameda nueva zugebracht, die sich außerhalb der Stadtmauern von dem schöngebauten Thore von Triana längs des linken Guadalquivirufers bis zum Colegio de San Telmo hinstreckt, während die alameda vieja innerhalb der Stadt und zwar im alten

Theile derselben liegt; dabei besahen wir uns die alterthümlich geformte, zwölfeckige torre del oro, worin Pedro der Grausame die Goldschätze aufbewahrte, welche, bevor Cadiz unter der Herrschaft der Bourbonen den ganzen amerikanischen Handelsverkehr des Reiches an sich gerissen, von den aus fernem Westen hochbefrachtet heimkehrenden Flotten hier ausgeladen wurden. Nahe bei diesem Goldthurme führt eine neuerbaute hohe Brücke nach der Vorstadt Triana hinüber, und unmittelbar davor liegt der schon erwähnte Salon de Cristina, der schönste Theil der alameda nueva, ein Garten mit einem marmorgepflasterten Viereck in der Mitte, auf welches die herrlichsten exotischen Gewächse herabduften. Der leidige Wind, der heute recht unsanft wehte, machte indessen diesen sonst gewiß entzückenden Spazirgang nicht eben sehr erbaulich, und auf die schönen Sevillanas mit Fächer und Mantilla wurde wiederum vergeblich geharrt. Nur einige spanische Cavaliere auf prächtigen andalusischen Grauschimmeln ächt arabischen Blutes, die sich die Zeit mit allerlei Reitkünsten vertrieben, erweckten unsere beifällige Aufmerksamkeit. Nach der interessanten Vorstadt der gitanos (Zigeuner) — so wird Triana hier vielfach genannt — sind wir leider! nicht gekommen, wie denn überhaupt, wenn man in so großer Gesellschaft reist, Manches ungesehen bleibt, blos deshalb, weil die Entschlüsse so viel langsamer gefaßt werden. Ueber die Dreizahl sollte man auf Reisen eigentlich niemals gehen; meine Erfahrung hat mich sogar gelehrt, daß es sich zu Zweien am allerbesten und gemüthlichsten reist, vorausgesetzt natürlich, daß das Duett wohl zusammenstimmt. Nur

bei Reitpartieen, wie sie sich uns später in Granada darboten, ist eine größere Anzahl von Genossen zur Erheiterung und manchmal selbst der Sicherheit wegen wünschenswerth.

Viertes Capitel.

Cadiz und Gibraltar.

Am 11. October.

Um 8 Uhr Morgens entführte uns das kleine und ziemlich schmutzige Dampfschiff San Telmo allesammt nach Cadiz; auch die portugiesischen Damen, die meinen jocis musicalibus vorgestern ein geneigtes Gehör geschenkt, waren mit von der Partie, und der grazieuse Baron Wolff junior versäumte nicht, ihnen während der leidlich langweiligen Fahrt gebührend den Hof zu machen. Das Wetter, obwohl Anfangs regnerisch, hellte sich allgemach auf, und verwandelte sich gegen Mittag sogar in eine fast tropische Sonnengluth. Der Fluß, dessen graue, unreinliche Fluth jede etwaige Reminiscenz an frühere poetische Rheinfahrten hartnäckig zurückwies, dehnte sich bald zu einer beträchtlichen Breite aus. Er gleitet faul, fast ohne allen Fall, durch eine nur sehr wenig geneigte Ebene in unaufhörlichen, hufeisenförmigen Krümmungen dahin, deren Umfang in dem Maße wächst, als der Strom an Breite und Wassermasse zunimmt. Zuletzt theilt er sich in mehrere Arme, welche sich erst wenige Meilen vor seiner

Mündung wieder vereinigen. Schon zwischen den hierdurch gebildeten Inseln — isla mayor und menor — ist gar keine Strömung mehr wahrzunehmen, und gleich unterhalb der Inseln beginnen die hereindringenden Wellen des Oceans gewaltige Furchen auf der breiten, seeähnlichen Stromfläche zu ziehen. Auch soll man die Wirkungen von Ebbe und Fluth, obgleich die Länge des Flusses von Sevilla bis zur Mündung, der vielen Windungen wegen, mehr als 20 Meilen beträgt, sogar schon oberhalb Sevilla deutlich spüren, und bekannt ist es, daß bei nur einigermaßen heftigem Südwestwinde oft urplötzlich weite Landstrecken der andalusischen Tiefebene durch das Meerwasser überschwemmt werden, so daß in den Jahren 1626 und 1642 Sevilla selbst von diesen zurückgestauten Fluthen furchtbar gelitten hat. Die Ufer des Guadalquivir sind, einige Orangen- und Pinienhaine abgerechnet, äußerst steril, morastig und ganz flach. Je näher wir dem Ocean kamen, um so häufiger umkreisten Seevögel unser Boot, während auf dem immer weiter und weiter zurücktretenden Lande neben vielfachen Pferdeheerden auch der hier oft zu findende König der europäischen Vögel, die Trappe, sichtbar wurde. Vier und eine halbe Stunde dauerte unsere Fahrt auf dem Flusse, gerade lang genug, um uns mit allen Einrichtungen eines spanischen Dampfschiffs, seiner magern Küche, seiner übelriechenden Kajüte, seinen finsterblickenden Matrosen bekannt zu machen. Spaßhaft war uns die goldene Ueberschrift, welche die Thüre zu einem gewissen unaussprechlichen Orte zierte, der sonst in Spanien den offenherzigen Namen „el commun" führt; hier aber hatte man ihn in

euphemistischer Weise „el jardin“ getauft, während sonst nur die verdeckten Gänge am Hintertheil eines Schiffes, von jenem Kämmerchen völlig abgesehen, jardines heißen.

Am Ausflusse des Guadalquivir liegt auf dem linken Ufer das Städtchen San Lucar de Barameda mit einem schönen, dem Herzog von Montpensier gehörigen Schlosse, — ein wenig dahinter, doch vom Guadalquivir aus unsichtbar, das auf einer Anhöhe thronende Xeres de la Frontera, wo heute der edle Sherry gemantscht wird, und vor 1144 Jahren (711) König Roderich der Westgothen Spanien an die Araber verlor. Um den Unterschied zwischen ächtem Xeres und dem englischen, so stark mit Sprit versetzten, allbeliebten Damenwein genauer kennen zu lernen, ließen wir uns auf dem Dampfboot eine Flasche ächten Moscatello geben, der von einer syrupähnlichen Süßigkeit ist, und mit dem daraus fabricirten Sherry im Geschmack auch nicht die allermindeste Aehnlichkeit hat. Allerdings giebt es auch in Spanien noch eine herbere Sorte des Xeres, Pedro Ximenes genannt, doch weiß ich, da ich davon zu kosten keine Gelegenheit gehabt, in der That nicht, ob diese dem Sherry des englischen Marktes mehr gleich kommt; sollte dies aber der Fall sein, so muß sie jedenfalls auch eine starke Alkoholmischung erfahren haben, denn die reine Xerestraube hat mit dem Branntwein ebensowenig gemein, als die Rebe von Tokay.

Der atlantische Ocean empfing uns mit einem ziemlich sanften Wellenschlage, der aber demungeachtet hinreichte, um die armen portugiesischen Damen zu beharrlichem Vomiren auf Baron Wolff's schottischen Plaid zu veranlassen, den er

ihnen galanterweise als Unterlage angeboten. Ich hatte mich, sobald die Schaukelei begann, — als ein alter erfahrener, aber gleichfalls nicht eben taktfester Seemann — der Länge nach auf dem Verdeck ausgestreckt, ließ mich gemüthlichst von der Sonne braten, starrte in den tiefblauen Himmel hinein, und blieb so ohne die leiseste Anwandlung des häßlichen Leidens. Nach mehr denn zweistündiger Fahrt sprang ich auf, und vor mir lag das blendendweiße Cadiz auf spitzer Landzunge mit seinen Festungswerken stattlich ausgedehnt, wie ein in der Mittagsgluth sich sonnender Schwan. Nur drei Farben sind es, die sich hier in des Auges Spiegel fangen: das Blau der Fluth, das Sonnengold und die weiße Häusertünche; hiernach mag man sich einen Begriff von der Lichtfülle, von der absoluten Schattenlosigkeit des Ortes machen, dem wir nun lustig zusteuerten. Von der Küste Spaniens zeigen sich nur am entferntesten Horizonte einige flache Umrisse; selbst von der Hügelkette, die sich hinter dem am nordöstlichen Ufer der Bai von Cadiz belegenen Puerta de Santa Maria zwischen dem Guadalquivir und Guadalete in mäßiger Höhe hinzieht, sieht man nichts: so breit ist die Bai, welche das Meer zwischen dem Festland und der schmalen Landzunge bildet, auf deren äußerster Nordspitze Cadiz liegt. Der Hafen, einst der Hauptsammelplatz aller Amerikafahrer, war auch heute noch mit Schiffen verschiedener Nationen ganz wacker besetzt, obschon freilich weder mit einer großen französischen, geschweige denn einer englischen Seestation zu vergleichen. Die Ausschiffung lieferte uns in die Hände höchst unverschämter Facchini, die uns noch im Gasthof „Europa“,

wo wir recht gut aufgenommen wurden, lange Zeit ganz à l'italienne molestirten. Kommt es einem doch in solchen Hafenstädten vor, als wollte das feste Land gegen die vom Meer Kommenden förmlichen Protest einlegen; so unliebenswürdig ist der Empfang, der Einem bei der Landung fast überall zu Theil wird. Nur in England und Holland ist es mir bis jetzt gelungen, mich ohne Beschwerden vom Nassen in's Trockene zu setzen, obschon die „festen Preise“ der Packträger zu Dover auch gepfeffert genug sind. —

Kaum hatten wir von unsern geräumigen Zimmern Besitz genommen, und durch einige improvisirte Skalen unsere Ankunft verkündigt, so sahen wir sämmtliche Balkonfenster der dicht gegen uns überliegenden Häuserreihe — denn eng nur war die Gasse, in der wir logirten — mit einem Mädchenflor sich schmücken, der auch das kälteste Herz in Wallung zu bringen vermocht hätte. Stundenlang trieben wir mit diesen reizenden vis-à-vis ein höchst anmuthiges Augenspiel, und hatten die Freude zu bemerken, daß von allen spanischen Schönen die herrlichen Schwarzköpfe dieser sybaritischen Seestadt die Kraftäußerungen deutscher Leidenschaft und Romantik am besten aufnehmen, daß sie sich am hellen lichten Tage ohne Scheu und Prüderie Serenaden im auffallendsten Fortissimo bringen lassen, und in alle Scherze lustiger Fremden lachend eingehen. Freilich sagt ihnen hierfür aber auch der feiner organisirte Spanier nach, es mangle ihnen die wahre „gracia andaluza“, und namentlich das berühmte „sal“ der Einwohnerinnen von Granada, was indessen mit dem attischen Salz nicht zu verwechseln ist, da

vielmehr dieser in ganz Spanien sehr gebräuchliche Ausdruck sich vorzugsweise nur auf die physischen Frauenreize bezieht. Ein Frauenzimmer daher, dem man in diesem kuriosen Lande das Prädicat „salzig“ ertheilt, oder die man gar mit dem Ehrentitel eines Salzfasses (salero) begnadigt, wäre, in unser gemüthvolles Deutsch übertragen, nicht mehr und nicht minder als etwa ein Prachtmädel und Ausbund von Liebenswürdigkeit. Man denke also dabei ja nicht an eine Lot'sche Salzsäule! Auch mir wollte es vorkommen, als seien die Sitten der Gaditanas frivolerer Natur, als man dies bei der Damenwelt des übrigen, so decenten Spaniens wenigstens äußerlich wahrnimmt. Für einen flüchtig Reisenden aber, der sich auf lange Romanspinnereien nicht einlassen kann, sondern als flinker Schmetterling von den Blumen an seinem Lebenswege zu naschen begehrt, giebt es vielleicht auf der Welt nichts Lockenderes, als die leichtblütigen Dämchen von Cadiz mit ihren aphroditischen Körperformen, Murillo'schen Madonnenköpfchen und südlichen Gluthaugen. Diesen heiteren anmuthsvollen Scenen gegenüber fiel mir Mirza-Schaffy's schönes Lied ein:

„Und zu der Schönheit Throne
Viel luftige Balkone
Und Gallerieen winden sich
Um deiner Häuser Reih'n;
Auf den Balkonen finden sich
Allabendlich bei Mondenschein
Viel schmucke, schlanke Mädchen ein.
Sie lehnen über die Ränder,
Im Antlitz Huld und Süße —

Es flattern die bunten Gewänder,
Es zucken die kleinen Füße —
Der dunklen Augen Feuer
Blitzt durch die hellen Schleier..."

Um so zu dichten, muß man Andalusien, oder den ihm so nah verwandten Orient gesehen haben! — Lord Byron, der große Mädchenkenner, rühmt an den Gaditanas vorzüglich den Gang, und singt im Don Juan (II. 5):

„Their very walk would make your bosom swell,
I can't describe it, though so much it strike,
Nor liken it — I never saw the like!"

Aber auch abgesehen von ihrem „walk" nennt er sie „sweet girls" und „graceful ladies", — er, der Feinschmecker par excellence.

Auch die Straßen und Plätze der weit civilisirter und wohlhäbiger, als Sevilla, aussehenden Stadt wimmelten bis spät in die Nacht hinein von einer Unzahl verführerischer Mantillen- und Fächerträgerinnen, und aus diesem Grunde fesselte uns insbesondere die schöne Alameda, die sich mit ihren schattigen Alleeen dicht am Meere hinzieht, denn hier schien alles Schöne und Schönste, was Cadiz birgt, uns wie auf einem Präsentirteller ausgestellt — wahrlich ein reizender, unvergeßlicher Anblick! Ueberdies gewährte das auf der endlosen Landreise so lang entbehrte Wellengekräusel und Schaumspritzen des majestätischen Oceans hohen Genuß, zumal die glühende Südsonne in dem unermeßlichen Wasserspiegel mit unglaublicher Pracht versank, nachdem sie sich in tausend blutroth-goldenen Reflexen auf der unruhigen Fluth gespiegelt.

Nur die Farbe des Meers selbst stand indessen gegen das, der Méditerranée eigenthümliche Tiefblau zurück: das Wasser des Oceans hat einen mehr grauen Ton, der blos in der Entfernung in's Bläuliche oder Violette hinüberspielt. —

Am 12. October.

Die übergroße Hitze des Tages erlaubte uns am heutigen Vormittage nur einen kürzern Spazirgang durch die Straßen über den großen, mit Bäumen und Marmorsitzen geschmückten Constitutionsplatz und an die See, wo denn doch so viel Brise wehte', um unter den Ulmen und Akazien der Quaipromenade auf dem hohen nordöstlichen Wall nicht gradezu verschmachten zu müssen. Dabei stellten wir noch mancherlei Vergleichungen zwischen Sevilla und Cadiz an, welche — die maurischen beaux restes und artistischen Schätze abgerechnet, die jenes voraus hat — sämmtlich zum Vortheile des letztern ausfielen. Es präsentirt sich in der That mit seinen saubern, weiß oder höchstens hellgelb angestrichenen hohen Häusern, von denen jedes einen sogenannten mirador, d. i. ein Thürmchen, das als Belvedere dient, besitzt, mit seinen breiten, marmorgepflasterten Straßen, mit seinen vielen alleeengezierten Plätzen, seinen luxuriösen Boutiken wahrhaft residenzmäßig gegen das winkelige, unansehnliche Sevilla, in dem man an allen Ecken und Enden nur den Giraldathurm als Riesen unter den Zwergen hervorragen sieht. Bringe ich auch, wie billig, das dortige schlechte Wetter und die dadurch einigermaßen herabgestimmte Reiselaune mit in Anschlag, so kann ich doch nicht umhin, wahrheitsgetreu zu berichten,

daß wir uns sämmtlich in Cadiz epikuräisch-glücklich gefühlt haben, und muß nur soviel zugeben, daß vielleicht bei einem längeren Aufenthalt der Mangel an eigentlichen Sehenswürdigkeiten, sowie die völlige Abwesenheit jeder befriedigenden Landaussicht uns einen gewissen Ennui verursacht haben möchte, den selbst die Freuden einer wohlbesetzten Tafel und die verführerische Nymphenumgebung nicht ganz zu bannen vermocht hätte; denn wir ewig kritischen und vernünftelnden Nordländer sind nun einmal zu einem andauernden blos sinnlichen Genießen ohne das, was wir geistige Nahrung zu nennen belieben, nicht recht organisirt. J. J. Rousseau behauptet zwar: „l'état de réflexion est un état contre nature“, und hier im wonnigen Süden möchte man allerdings fast an die Wahrheit dieses Ausspruchs glauben lernen; doch aber bringen wir unverbesserlichen Raisonneurs es selbst in Cadiz selten weiter, als zu dem unter allen Umständen höchst vernünftigen Satze: „primo vivere, deinde philosophari“. Da ich nun einmal so und nicht anders beschaffen bin, so würde ich, müßte ich für eines Monats Dauer zwischen Cadiz und Sevilla wählen, das letztere vorziehen; auf zwei selige Schlaraffentage aber stimme ich unter allen Umständen für Cadiz. — Auch die innere Einrichtung der Häuser erscheint hier bei weitem soignirter, als dort. Sind gleich die patios in Cadiz nicht mit duftenden Orangenbäumen geschmückt; dienen sie gleich, die Handelsstadt und den Mammon verkündigend, hier häufig als bloße Waarenlager, wo Ballen über Ballen sich häufen: so sieht man dafür alle Treppen und Zimmerfußböden mit schönen, grau und

weißen Marmorplatten belegt, während man in Sevilla meist nur auf schlechte, holperichte Backsteine tritt. Und nun die zierlichen, blumengeschmückten Fensterbalkons, die dort so ganz und gar fehlen, und von denen es hier auf Schritt und Tritt fächerrauschend nickt und tief in's Herz hineinblickt! Ja, ja, dieses Cadiz ist eine reizende Stadt! Obwohl schon den Phöniziern bekannt, ist es, nachdem verschiedene Erdbeben und zuletzt die Verbrennung durch die Engländer i. J. 1596 alle Spuren des alten Gades in Schutt und Asche gelegt haben, der modernste, stattlichste und schönste Platz Spaniens, und dazu — eine Festung ersten Ranges.

An Kunstschätzen enthält es nur zwei berühmte Gemälde von Murillo in dem ehemaligen Kapuzinerkloster, die ich leider nicht selbst gesehen: das eine stellt den heiligen Francisco von Assisi, das andere die Vermählung der heiligen Catalina dar, welches Bild bekanntlich die Ursache zum Tode des großen Meisters ward. Er trat nämlich, als er dasselbe eben vollendet hatte, auf dem schmalen Gerüst einige Schritte zurück, um das Ganze noch einmal zu überschauen, und fiel dabei auf den Marmorboden der Kirche herab, — ein Sturz, der wenige Monate darauf in Sevilla seinen Tod zur Folge hatte. — Die Kathedrale von Santa Cruz, sobre las aguas, so genannt von einem tiefen, unter dem Hochaltar befindlichen Brunnen, stammt aus dem vorigen Jahrhundert, ist von Außen unschön verworren, stellt aber von Innen eine hübsche längliche Rotunde römischen Styles dar. Ueber dem Hochaltar wölbt sich eine majestätische Kuppel.

Nach einer vortrefflichen Mahlzeit und verschiedenen

Abschiedsgrüßen an unsere Balkonnachbarinnen bestiegen wir um 5 Uhr Nachmittags den französischen Dampfer Elbe, ein weder großes noch luxuriös eingerichtetes Schiff, dessen Capitain überdies, wie dies an der Südküste Spaniens allgemein üblich, so sehr spaniolisirt war, daß er wegen des Ueberfahrtspreises nach Gibraltar mit sich handeln ließ, und uns schließlich statt der zuerst geforderten acht Duros nur sechs pro Person abnahm. Dafür hatten wir jeder ein ganz leidliches Bett. Um 6 Uhr, einige Minuten vor Sonnenuntergang, lichteten wir die Anker, und steuerten, das weiß zinnige Cadiz mit seinen Leuchtthürmen zur Linken noch lange in Sicht behaltend, in den heute sehr friedfertigen Ocean hinein. Das Lootsenboot, welches uns der Klippengefahr wegen bis in die hohe See, weit über die Bucht von Cadiz hinaus begleitete, war mittelst eines Taues hinten an unser Schiff angebunden, und es gewährte einen eigenthümlich-charakteristischen Anblick, jenen rüstigen kleinen Schwimmer seinem größeren Dampfbruder durch die graue Fluth so lustig nachtanzen zu sehen. Das schönste Bild aber bot die hinter Cadiz abermals blutroth untergehende Sonne dar. Noch lange nach ihrem Versinken blieb der westliche Seehorizont von einem goldgelben, allmählich immer mehr in's Grau der Nacht verblassenden Lichtgürtel umwoben, auf dem sich die Stadt und ihr Piedestal, die schmale Landzunge, wie eine schwarze Silhouette abhob. Süd und Nord lagen schon längst in Dunkel gehüllt, und dies zauberhafte Schattenbild im West winkte uns noch immer über dem sanftgekräuselten Wasserspiegel so magisch-ergreifend zu, daß uns ganz eigenthümlich andachtsvoll und

naturgottesdienstlich zu Muthe ward. Erst nachdem die Nacht völlig in ihre Rechte getreten, und wir uns noch an des schönsten Sternhimmels goldenem Gefunkel die Augen satt gesehen, krochen wir in unsere Betten, und schliefen am Cap Trafalgar und Tarifa, der Südspitze Europa's, vorüber, bis nach dem wunderbaren Gibraltar, welches

am 13. October

früh ½6 Uhr just zu Sonnenaufgang erreicht war. Ich hatte auf dieser poetischen Fahrt wieder einmal recht lieb gewonnen

„— — — that great mother,
— — — — — — whose face
Is bright with gazing ever on the stars —
The mother sea! —"

Also singt Thackeray und gewiß Alle ihm nach, die je eine stille sternklare Südnacht hindurch auf dem Meere geschaukelt, ohne von der Seekrankheit behelligt worden zu sein. Für Seele und Körper kann es eine behaglichere, seligere Stimmung nicht geben, als solche Situation sie unwillkürlich gewährt. Bei aller Abhängigkeit vom Element, wie fühlt man sich so frei! Bei aller Kleinheit den umringenden Unermeßlichkeiten gegenüber, wie fühlt man sich so gehoben, so erdenerlöst und himmelsnah! Wie vielen armen Erdenwürmern wünschte ich eine solche — Wasserkur! —

Die tiefe Bucht von Algeciras, deren linke Wand der kahle Kalkfels von Gibraltar bildet, und an deren rechter Seite die spanische Stadt Algeciras, an eine mäßige Bergkette

gelehnt, das Ufer schmückt, diese selten-schöne, pikante Meerlandschaft sog soeben die ersten jungfräulichen Sonnenstrahlen mit Begierde auf, und gewährte bald ein um so reicheres und entzückenderes Bild, als sich, wenige Minuten nachher, auch die blaue, bergige Küste von Afrika en face aus den Frühnebeln hob, und so die azurne Fluthfläche, von allen Seiten eingerahmt, sich wie ein majestätischer, zwischen Felsenketten wogender See darstellte, der an Pracht und Großartigkeit alle malerische Binnenseen der Schweiz und Norditaliens weit hinter sich zurückließ. Die fast ganz gelb angestrichene Stadt Gibraltar, wie Ehrenbreitstein, an seinen Felsen geschmiedet und terrassenförmig daran in die Höhe gebaut, trat zuletzt in's Sonnenlicht. Eine kurz zuvor dort angelangte holländische Flotille und viele spanische und englische Schiffe lagen, weit auseinander, in der geräumigen Hafenbucht. Etwa nach einer Stunde wurden wir unter der Führerschaft eines sehr anständig aussehenden englischen Gasthofcommissionnärs in der Barke des club-house, d. i. des ersten Hotels von Gibraltar, an's Land gebracht. Lange, wohlgemästete, blonde englische Soldaten in ihren reichen rothen Uniformen mit weißen Schnüren und gelben, litzenbesetzten Krägen, hohen, doppelschirmigen und befiederten Czackos, weißen Hosen und breiten weißen Kreuzbandeliren — jeder einzelne Kerl den Stolz eines Wellington im Antlitz — empfingen uns am engen Festungsthor neben langbärtigen, schmutzigen Juden im schwarzen Kaftan, schönen stattlichen Mauren mit Turban und kurzen, nur bis an's Knie reichenden Pumphosen, den buntfarbigen Kapotmantel über das

gelb- oder grünwollene Unterkleid geschlagen, und Sandalen an den sonnengebräunten Füßen, — und um das bunte Gemälde noch vielfarbiger zu machen, schaute zum Guckfenster des kleinen Wachthauses am Port auch noch die ganz blasirte, bebrillte, von wohlgekräuselten whiskers eingerahmte John-Bull-Physiognomie des schwarzbefrackten und weißcravatirten englischen Paßbüreauoffizianten heraus. Diesem Gentleman galt unsere erste Visite. Wir mußten bei ihm unter Vorzeigung unserer Päſſe ein Billet lösen, auf welches hin der Commandant des Platzes uns die Erlaubniß, eine Woche in Gibraltar zu verweilen, ertheilte. Diese Expedition dauerte etwa eine Viertelstunde; dann ging's in enger, unschöner Gasse (waterport-street) nach dem, an einem freien Platze hübschgelegenen club-house, um dort die Nachricht entgegen zu nehmen, daß nur für vier Herrn noch Raum vorhanden sei. Wir mußten uns also theilen; den beiden Wolff's mit Schweinitz, Wartenberg und dem Mohren ward der Platz im club-house eingeräumt, während wir ursprünglichen vier Reisegefährten uns vom Commissionnair in eine unweit davon liegende spanische Posada führen ließen, deren Wirth indessen das Englische ebenso fertig redete, wie seine Muttersprache. Die beiden Zungen laufen überhaupt hier ganz gleichmäßig neben einander her; die niedere, meist sehr häßliche Bevölkerung — es mag ein gutes Blutgemisch in ihren Adern rollen — ist spanisch, wenn nicht jüdisch oder maurisch, alles Uebrige englisch, und daß dieses Element den Ton angiebt, ja sogar weithin an der Südküste Spaniens entschiedenen Einfluß auf Sitten und Bräuche offenbart, kann bei der

maritimen Ueberlegenheit Großbritanniens nicht Wunder nehmen. Die Geschichte Gibraltars concentrirt sich auf vier Hauptereignisse: 714 n. Chr. landete hier der maurische Emir Tarik-ben-Zeyad zur Eroberung Spaniens, und gab dem Felsen den Namen Gibl-al-Tarik, worauf ein Fort dort angelegt ward; 1350 wurde dasselbe von Alphons XI. von Castilien nach sechsmonatlicher Belagerung erobert, und 1704 von den Engländern unter Admiral Rooke im Namen des Erzherzogs Carl occupirt. In dem durch den nordamerikanischen Freiheitskampf herbeigeführten Kriege gegen die Franzosen und Spanier vertheidigten sie es von 1779 bis 1782 unter Elliot und Howe auf das Heldenmüthigste. Sollte auch ihm einst das Schicksal Sebastopols bestimmt sein? Je tapferer Festungen vertheidigt werden, desto sicherer pflegt ihre endliche Einnahme zu sein: das ist so der Humor der Weltgeschichte! —

Nach kurzer Rast und einem guten Theefrühstück mit trefflichen Röstbutterbroden (toasts) machten wir uns mit einem englischen Führer auf den Weg nach den Festungswerken und dem höchsten Gipfel des Gibraltarfelsens, wo die britische Signalflagge so stolz zwischen zwei Welttheilen weht. Unterwegs trafen wir im club-house einen preußischen Artillerie- und einen Marineoffizier in Uniform, die, beide auf zwei Jahre zur holländischen Flotte commandirt, soeben hier angelangt waren. Ein höflicher englischer Civilcommissair in feinster weißer Wäsche stellte uns den Erlaubnißschein für die Besichtigung der Festungswerke aus.

Indem ich die engen, steilen, doch zum großen Theil

wohlgepflasterten Straßen der Stadt zur Festung hinanstieg, fiel mir die Unverschämtheit der fast indisch gekleideten öffentlichen Dirnen auf, die sich damit amüsirten, uns zuweilen sogar aus dem zweiten Stock der Häuser die Zunge herauszustrecken, oder sonstige Grimassen zu schneiden. Hübscheren Geschöpfen wäre man vielleicht schwach genug gewesen, solche Scherze zu verzeihen; diese Canaillen aber, die augenscheinlich das gemeinste Handwerk trieben, und derartige Brutalitäten zum Aushängeschild desselben benutzten, wären wohl einer tüchtigen Tracht Schläge werth gewesen. Wenn das die Nymphen sind, bei denen der englische Soldat seine Orgien feiert, dann beneide ich ihn nicht um die Feinheit seines Geschmacks.

Ein Unteroffizier von der Artillerie schloß uns die Thore zu den einzelnen Werken auf; eine sehr starke Infanteriewache schützt ihren Eingang. Die Wachsoldaten hatten, kurz bevor wir eintraten, einen Affen auf dem Felsen von Gibraltar gefangen, welcher der gutmüthigen Schildwache aus der Hand fraß, und überhaupt zum Inventarienstück des Wachthauses designirt zu sein schien. Auch wir sahen später beim Herabsteigen einige dieser afrikanischen Gäste, die — sagt man — durch einen unterseeischen Gang aus dem Mauernlande sich hierher verirren sollen, auf dem Felsen zwischen niederm Buschwerk herumklettern, ein Glück, das nicht jedem Touristen lächelt.

Die Festungswerke — das sieht ein Laie ein — sind von colossaler Stärke. Drei in den Felsen gehauene, sehr hoch gewölbte und breite Gallerien, die erste 400, die zweite

700, die dritte 1000 Fuß über dem Meere, mit Kanonen von ungeheuerem Kaliber reichlich bespickt, und durch schmale Zickzackpfade mit einander verbunden, thürmen sich über einander; zahlreiche Außenwerke unterstützen ihre Zwecke, und vollenden ein System von Batterien, zu dem zusammen über 600 Kanonen gehören. Doch aber ist die Festung augenscheinlich auf der Landseite weit stärker vertheidigt, als auf der Seeseite, wo man der Flotte das Beste zu thun überlassen hat. Es entsteht daher wohl die Frage, ob Gibraltar nicht von Algeciras aus auf flachgehenden Dampfschiffen mittelst eines gelungenen Handstreichs überrumpelt werden könnte, während von der Landseite, außer den auf allen Felsvorsprüngen herumkletternden braunen Ziegen etwa, sicher kein lebendes Wesen wider den Willen der Garnison in die Stadt hineinkommt; die Natur hat hier der Kunst schon allzutrefflich vorgearbeitet. Wohin das Auge sieht — senkrechte Felsenabhänge, wie auf Ischia oder Capri. Und dazu hängt der Felsen nebst Stadt und Festung nur durch eine ganz schmale Erdzunge mit dem spanischen Festlande zusammen, so daß in dieser Beziehung die Situation von Gibraltar mit der von Cadiz Aehnlichkeit hat.

„Stolz steigt der Fels in die Luft, trotzt, in dem Orkus gegründet,
Dem um ihn tobenden Meer, dem ihn umkreisenden Blitz.“

Dieses Thümmel'sche Distichon müßte dem Wanderer einfallen, der den Felsen Gibraltar's während eines Gewittersturms erstiege: uns aber lächelte ein milderer Himmel bei dieser Expedition, und auch das hatte sein Gutes: wir genossen der herrlichsten, unübertrefflichsten Aussicht von Oben.

Als wir auf der höchsten Spitze angelangt waren, wo die vigie (Signalhouse) 1439 Fuß über dem Meere steht, und ein überaus theurer, doch alle Comforts Altenglands bietender Restaurant etablirt ist, tranken wir auf einer Art von Belvedere im Angesichte zweier Meere, des atlantischen und mittelländischen, und zweier Welttheile, Europa's und Afrika's, die Gesundheit dieser schönen Erde freilich unpoetisch genug nur in english ale und ginger-beer, aber wir tranken sie — quand-même — mit tiefstem Entzücken und im heitersten Behagen. Das Panorama, auf das man von diesem Punkte aus herabblickt, ist unermeßlich großartig. Unmittelbar vor uns thürmte sich ein seltsam geformter, mit Kaktus und Stechpalme bewachsener Felsblock, der, das Ende der schmalen Landzunge, auf der Gibraltar liegt, bildend, etwa die Form eines Elephantenkopfes hat. Dieser Punkt führt den bedeutungsvollen Namen Punta de Europa. Zu allen Seiten fällt der Fels schroff nach dem Meere hin ab, am mäßigsten noch auf der Westseite, wo eine große englische Militairkaserne, südlich von der Stadt, eingekeilt zwischen Fels und Meer, ihren Platz gefunden. Auch zieht sich von dem Southport (dem südlichen Stadtthor) bis zur Punta de Europa eine trefflich gebaute, von Gärten und luxurieusen Villen begleitete Straße hin. Dicht vor dem Thore liegt eine der schönsten Promenaden der Welt, die mit den herrlichsten exotischen Gewächsen gezierte Alameda von Gibraltar, auf der sich eine Bronzestatue Wellington's befindet. Zur Linken, also nach Osten zu, dehnt sich das mittelländische Meer in unbegränzter blauer Fläche aus, während rechts, nach Westen zu, hinter

der schiffreichen Bucht das bergige Ufer von Algeciras und nach Norden hin die unbedeutende spanische Stadt San Roque, sowie die schöne Linie der Berge von Ronda erscheint. Wir glaubten auf den zerrissenen Kuppen dieses Gebirges Schnee zu bemerken; indeß bestritt der Führer die Realität dieser Erscheinung. — Doch kehren wir nochmals zur vordern Aussicht zurück. Das Auge schwingt sich über den beschriebenen Elephantenkopf, die Hauptherberge der Affen von Gibraltar, hinaus, und taucht in die Meerenge hinein, woran sich die Wundersage von den Säulen des Hercules knüpft. Sie ist an der schmalsten Stelle bei günstigem Winde auf einem einfachen Segelboote in drei Stunden zu passiren; wenigstens dauert die Ueberfahrt von Gibraltar nach Ceuta in der Regel nicht länger. Die afrikanische Küste zieht sich, wie eine doppelte Coulisse, in zwei langen blauen Berglinien am südlichen und südwestlichen Horizonte hin. Deutlich gewahrt man die nach Nordost vorspringende Landzunge, auf der Ceuta liegt, und überdies noch ein Stück von der sich an diesen Vorsprung anschließenden Küste. Sogar die einzelnen Häuser von Ceuta konnten wir durch das Fernrohr genau unterscheiden. Dahinter thürmen sich die Vorberge des Atlas. Der schönste, blauste Himmel wölbte sich über dieser Landschaft, deren hauptsächlichster Reiz ohne Zweifel in der so großartigen und malerischen Abwechselung von Wasser und Land besteht, so daß ungeachtet der weiten Seeflächen das Auge nirgends etwas Monotones erblickt. — Mit einer der italienischen Wunderaussichten diese vergleichen zu wollen, ist sinnlos; weder Camaldoli, noch der Vesuv, noch Taormina

gestatten eine solche Rundschau, obwohl andrerseits die classischen Gebirgsformen italischer Küsten an den Säulen des Hercules vergeblich gesucht werden möchten.

Wir schwelgten zwei Stunden lang in diesem Anblick; dann zog aus der Tiefe aufschallende Militairmusik unser Auge abwärts nach dem links von der Stadt liegenden Exercirplatze, wo wir mit Hülfe von Fernröhren der zu Ehren des anwesenden holländischen Admirals stattfindenden Revue über die zwei hier garnisonirenden Infanterieregimenter und eine Artillerieabtheilung mit aller Aufmerksamkeit für die Details zusahen. Die laute und recht präcise Regimentsmusik war trotz der großen Entfernung vollkommen deutlich vernehmbar. Beim Exerciren frappirte mich am meisten der Sectionsmarsch, wobei die einzelnen Glieder fast mit unserer preußischen halben Sectionsdistance marschirten, ja marschiren mußten, weil die Soldaten ihr langes Gewehr statt auf der Schulter, nach Art der Jäger, unter dem Arm tragen, und nur das Bayonett davon abgeschraubt haben. Um die Marschcolonne noch mehr zu verlängern, geht überdies jeder einzelnen Section ein Unteroffizier allein vorauf. Bei der Carréformation fällt das erste Glied noch auf die Kniee, und die Unteroffiziere, die beim Deployiren vorspringen, um die Richtungslinie anzugeben, werfen sich dabei — incredibile dictu! — platt auf die Erde. Kein Wunder, daß bei so vielen altväterischen Vorschriften des Exercirreglements die englische Armee trotz alles ihres Heroismus in der Krim so enorme Verluste erlitten, und im Ganzen nur Mittelmäßiges geleistet hat! — Noch ein Wort über den Anzug, da ich

hier einmal gerade auf Militair zu sprechen gekommen bin. Die Offiziere tragen für gewöhnlich rothe Jacken ohne Schooß, und sehen in Folge dessen ungemein knabenhaft aus, zumal sie außer Dienst nicht einmal einen Säbel umgeschnallt haben. Die Artillerie gleicht sehr der Marine; sie geht ganz blau gekleidet; nur die Offiziere haben an Mütze und Beinkleid einen breiten goldenen Streifen. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Letzteren außer Dienst sämmtlich stets sehr reine Vatermörder und ein weißes Westchen zur Schau tragen, das wie frischgefallener Schnee aussieht, daß sie überdies auch den Uniformskragen ganz commode umschlagen, was sich bei uns höchstens die Postsecretaire gestatten. Die Gemeinen beider Waffengattungen sieht man für gewöhnlich des Klima's wegen hier in ganz einfache weiße Blousen gehüllt; dazu wird eine hohe, schirmlose Mütze mit einem schottisch-carrirten breiten Bandsaum getragen. Die Musiker haben weiße Röcke, nicht rothe; der Musikmeister jedoch spazirt beim Parademarsch als feingekleideter Gentleman im runden Hut und Civilrock vor seiner Kapelle her. Der Sturmriemen an Czacko und Mütze sitzt dem Soldaten stets am Munde, statt unter dem Kinn, eine Art englischen Militairpfiffs, der mir auch später in England noch oft als überaus komisch aufgefallen ist. Der Parade und den Exercirevolutionen wohnten außer dem Gouverneur, General Sir William Gardiner, seiner Suite und den fremden Offizieren, auch eine Menge vermuthlich hübscher englischer Damen zu Pferde bei, was, selbst von so weiter Ferne gesehen, zur Belebung des Schauspiels nicht wenig beitrug.

Als die Truppen sich zum Rückmarsch rüsteten, machten auch wir uns zur Heimkehr fertig; ich kaufte jedoch noch zum Andenken an diesen merkwürdigen Aussichtsplatz einen kleinen, viereckig geschliffenen gelblich-achatähnlichen Stein, wie man dergleichen in der sogenannten Michaelshöhle (cueva de San Miguel) am Westabhang des Felsens unweit der Vigie oft findet. Der Wirth hat eine große Sammlung davon in seinem Restaurationslocale ausgestellt. Drei oben angetroffene englische Reisende inferioris gentis schlossen sich uns an, um die gedachte Tropfsteinhöhle zu besuchen. Um sie gehörig zu beleuchten, nahmen wir vier Fackeln mit, wovon jede einen Schilling kostete. Wer die Baumanns- oder Bielshöhle im Harz kennt, wird über dieses Erdloch, das indessen der Sage nach unter dem Meere hin bis nach Afrika hinüberreichen und den Affen zur Promenade nach Europa dienen soll, schwerlich in große Extase gerathen: auch ist die Höhle überaus schmutzig und feucht. Nachdem wir sie mit unsern Fackeln mäßig illuminirt, stimmten wir feierlichst den König von Thule an, und warfen bei der letzten Strophe die Fackeln zum langsamen Verlöschen zusammen, was immerhin eines gewissen Effects auf unsere ernsten Engländer nicht verfehlte. Ich hörte sie nämlich, sich mit Achselzucken von uns wendend, heimlich unter einander flüstern: „Are these fellows going mad?“ So wenig verständlich ist der Humor oder fun eines Volkes dem andern, und wäre dieses andere selbst aus dem Vaterlande des Boz und Sheridan! —

Nachdem wir also in jenem Erdkerker uns wie Verrückte betragen und unsere Gentlemen verscheucht hatten, kehrten

wir bei großer Hitze um 2 Uhr Mittags gemächlich nach unserer Posada wieder zurück. Wir schlugen hierbei einen andern Weg ein, der überaus schöne Aussichtspunkte darbot. Zuerst ging's auf einer in den Felsen gehauenen und durch Geländermauern geschützten Zickzacktreppe — dem einzigen Pfade, der das Besteigen des furchtbar schroffen Ostabhanges ermöglicht, und der zu einer, ein paar 100 Fuß über dem Meere liegenden Batterie führt — sowie dann weiter abwärts auf einem sich hier anschließenden breiten Fahrwege, der um die Südwand des Berges herum auf die von der Punta de Europa nach Gibraltar führende Chaussee mündet. In der Posada angelangt, hielten wir ein Stündchen lang wohlverdiente Siesta, und nahmen darauf, en plein vent, an der Badestelle der Garnison ein zwar kaltes, doch darum um so erquickenderes Seebad, wobei ich von Neuem die Bemerkung machte, daß die walzenförmige Bewegung der Meereswogen dem Schwimmer ebenso viel Genuß, als dem nicht taktfesten Schiffer Uebelkeiten verursacht. Sicher ist noch nie Jemand beim Schwimmen seekrank geworden, und doch sind es ganz dieselben Bewegungen, denen er hier wie dort ausgesetzt ist. Der Grund des völlig verschiedenen Effects liegt wohl darin, daß der Schwimmer der Bewegung activ folgt, der auf dem Schiff Befindliche aber sich völlig leidend zu ihr verhält. Auch mag das belebende Element des Wassers, die Erfrischung des Bades viel zum Wohlbefinden des Ersteren beitragen.

Das Diner wurde um 5 Uhr ganz à l'anglaise servirt; sehr gute Austern fehlten dabei nicht, und nur die Weine, catalonischer Rothwein und ein dunkelgelber Malaga, mundeten

uns wenig, mögen wohl auch nicht von der besten Sorte gewesen sein, obwohl gegen ihr Feuer nichts einzuwenden war.

Abends um ½7 Uhr fing auf dem Platz vor dem Gouvernementsgebäude der Zapfenstreich an, der eine Menge Flaneurs und Flaneusen jedes Alters und Ranges versammelte. Diese militairische Feierlichkeit begann mit einem Kanonenschuß von den Wällen der Festung herab, worauf sich die Tambours, eine mächtige türkische Trommel in der Mitte, von Querpfeifern begleitet, vom Platz aus in Marsch setzten, um ihren Umzug durch die vorzüglichsten Straßen zu halten. Einem jungen Muselmann in Turban und Sandalen, den wir längere Zeit beobachteten, hüpfte bei dieser wirklich durchaus türkisch klingenden Musik, die Weber im Oberon copirt zu haben scheint, das Herz vor Freude laut auf; so dicht als möglich drängte er sich, wie ein Kind, an den geliebten Tam-Tam heran, und bei jedem Schlag auf's Eselsfell schoß ein Wonneblitz aus seinen Kohlenaugen. Nachdem die Bande zum Platz zurückgekehrt war, krachte ein neuer Kanonenschuß los; darauf ließen sich einige gedämpfte Trommelwirbel vernehmen, bis nach einer sehr unreinen, choralmäßigen Signalhörnerepisode das majestätische god save the queen, von schöner, voller Janitscharenmusik vorgetragen, erscholl. Es folgten diesem hehren Tonepos noch fünf bis sechs Stücke, worunter der Festmarsch aus Mendelssohn's Sommernachtstraum und Rossini's Ouvertüre zur Belagerung von Corinth gleichfalls einen recht guten Effect machten. Während ich unter dem herrlichen Sternenhimmel der Musik andächtig zuhörte, meldeten sich bei mir die Anfänge einer fatalen Diarrhöe,

die ich den hitzigen Mittagsweinen und einer darauf vielleicht erfolgten kleinen Erkältung zuschreibe, und gegen die hier, inmitten der wahnsinnigen Brandy- und Portertrinker Old-england's, nicht einmal das im Süden einzig probate Cur-mittel, ein Glas Eis, aufzutreiben war. So mußte ich denn die Nacht hindurch, außer an zahllosen Mückenstichen im nicht eben reinlichen Bette, auch noch an diesem Uebel hülflos laboriren. Gott bewahre Einen vor den désordres du bas-ventre auf Reisen! —

Am 14. October.

Wir beabsichtigten eigentlich heute mit einem kleinen Segelboote nach Ceuta hinüberzufahren; da der marinero jedoch den unverschämten Preis von zehn Duros verlangte, und außerdem noch ein Paßvisum à ein Duro für den Kopf nöthig gewesen wäre, so beschlossen wir, auf die Renommage, in Afrika gewesen zu sein, zu verzichten. Eine englische Compagnie fährt alle Monat zweimal von Gibraltar nach Ceuta, und läßt ihre Passagiere von dort aus einen Wüsten-ritt nach Tanger machen, von wo es zu Dampfschiff wieder nach Gibraltar zurückgeht, — eine Partie, die ebenso kurz als angenehm sein soll. Leider aber traf es sich just so, daß den Tag vor unserer Ankunft in Gibraltar diese afrikanische Expedition abgesegelt war; wir hätten also, um von der sonst so bequemen Einrichtung zu profitiren, noch volle 14 Tage lang hier verweilen, oder nach der beabsichtigten Visite in Granada abermals hierher zurückkehren müssen, was sich mit unsern übrigen Reiseplänen nicht combiniren ließ. Da man

nirgends in Spanien öffentliche Anschläge, Fahrpläne und Tarife sieht, so ist es unmöglich, hier ordentliche Reisedispositionen zu machen; man sieht sich dem blinden Spiele des Zufalls anheimgegeben, der — wie obige Erfahrung zeigt — dem Reisenden nicht immer günstig ist.

Nachdem sich die Partie nach Afrika zerschlagen, trafen wir mit den beiden Wolff's zusammen unsere Anstalten zur Weiterreise nach Granada, und trieben einen Arriero auf, welcher sich nach vielem Hin- und Herhandeln anheischig machte, uns sechs Personen für 112 Duros (circa 164 Thaler) mit sieben Reit- und einem Packpferde in fünf Tagen nach Granada zu schaffen. Das Pferd kostete hiernach 14 Duros (etwa 20 Thaler), was ein sehr hoher Preis ist, da man meist nur einen Duro pro Tag zahlt, und für die Tage, die der Arriero ledig zurückreitet, noch etwas weniger. Herr v. Schweinitz und v. Wartenberg hatten die Tour bereits gemacht, und ihre Reiseroute trennte sich daher hier von der unsrigen. Für's erste beabsichtigten sie noch einen oder zwei Tage in Gibraltar zu bleiben, wo sie in dem gastfreien und feingebildeten Hause des preußischen Consuls, Herrn Schott, die freundlichste Aufnahme gefunden. Auch ich lernte den überaus gefälligen, liebenswürdigen Kaufmann am heutigen Abend im club-house kennen; er hatte unsere Landsleute auf die caza de las codornizes (den Wachtelfang) begleitet, und bedauerte, daß unsere rasche Abreise ihn des Vergnügens beraube, auch uns irgend eine Artigkeit zu erweisen. Die Bekanntschaft seiner Damen — er ist an eine Spanierin verheirathet —, die ebenso schön als geistvoll sein sollen,

haben wir leider! nicht gemacht. Ueberhaupt ward heute nicht viel mehr vorgenommen; ich curirte noch an den Nachwehen meiner gestrigen Dissenterie, und die Andern waren gleichfalls froh, sich vor der anstrengenden Reitpartie einen Rasttag gönnen zu dürfen.

Fünftes Capitel.

Ritt über Ronda nach Granada.

Am 15. October.

Blau und sonnenklar wölbte sich der Himmel über dem Felsen von Gibraltar, da wir des Morgens um 7 Uhr, alle wohl bespornt, uns an der Stallthür unsers wackern Arriero einfanden, der bereits mit der Befrachtung des Packpferdes eifrigst beschäftigt war. Drei schwere Mantelsäcke, verschiedene Reisetaschen und überdies noch ein Stallknecht wurden dem edeln Araber aufgeladen; trotzdem aber hielt er mit den Reitpferden auf der ganzen Tour Schritt, und gestattete sich nur einmal unterwegs das Privatvergnügen, sich in einem zu durchwatenden frischen Bergwasser lustig herumzukullern, ohne der kostbaren Güter eingedenk zu sein, welche er diesergestalt eine unvermeidliche Havarie erleiden ließ. Gegen 8 Uhr waren sämmtliche Rosse — lauter gut aussehende Hengste — aus dem Stall gezogen und zur Abreise bereit. Wir schwangen uns in die Sättel, und fort ging's in malerischem Zuge am Clubhaus vorüber, wo wir den Herrn v. Schweinitz und v. Wartenberg das letzte Lebewohl zum Fenster hinaufwinkten,

durch die engen Gassen der Felsenveste nordwärts gen Ronda. Vornweg ritt auf einem prächtigen, reichbetroddelten Schimmel der untersetzte, ältliche Arriero mit seinen großen goldenen Ohrringen und seinem etwas verwitterten andalusischen Costüm. Hinter ihm auf der Croupe des Pferdes kauerte, die Arme um die Schultern des Vaters geschlagen, ein hübscher Junge von etwa 13 Jahren, der auf dem Marsch als zweiter Stallknecht fungirte. Ich ritt einen gleichfalls recht gut aussehenden, ausnahmsweise ziemlich hochbeinig-, doch kurz- und starkgebauten Rothschimmelhengst, ein gutes, sicheres, ausdauerndes Thier, dem jedoch eine partie honteuse keineswegs fehlte. Sein Schritt war nämlich so übermäßig kurz, daß ich es, um nur mit der übrigen Cavalcade fortzukommen, fast fortwährend zu einem, auf die Dauer außerordentlich ermüdenden Zoddeltrab antreiben mußte. Am liebsten wäre ich, wenn die Beschaffenheit des Wegs und der Pferdelunge dies gestattet hätte, fortwährend im Galopp geblieben, der einzigen Gangart, in der mein Rothschimmel sich angenehm ritt. Nach dieser Erfahrung vermag ich allen Reisenden, die längere Reittouren zu unternehmen haben, nicht dringend genug zu empfehlen, bei der Auswahl ihres Pferdes vor Allem auf einen raschen Schritt zu sehen, denn da man doch den größten Theil des Weges in diesem Tempo zu bleiben genöthigt ist, so kann Einem, zumal wenn man in Gesellschaft reitet, ein Mangel in dieser Beziehung zuletzt wahrhaft zur Verzweiflung bringen. Der ältere Baron Wolff, der früher lange Jahre bei der russischen Gardecavallerie gedient, und sich auf seine Reitkunst — nicht mit

Unrecht — etwas einbildete, nahm mir in den letzten zwei Tagen mein Pferd ab, und glaubte ihm, durch eine geschicktere Führung und bessere Hülfen, die leidige Untugend abgewöhnen zu können; aber auch ihm gelang es nicht, in so kurzer Zeit einen alt eingewurzelten Fehler zu beseitigen, und mir gereichte es ordentlich zur schadenfrohen Genugthuung, wenn ich ihn nun gleichfalls so neben uns herzobbeln, oder halbe Stunden lang hinter uns zurückbleiben, und dann au grand galop uns nachsprengen sah. „Une semaine me suffirait, pour corriger cet animal de ce maudit défaut!“ das war sein Trost und seine Rechtfertigung. „The little I, the hero of the tale“ — nahm sich übrigens, mag seine Reitkunst auch noch so miserabel sein, auf dem „animal“ ganz stattlich aus, denn es war in der That ein hübsches, stolzes Pferd, und genoß überdies den Vorzug, mit einem guten englischen Sattel versehen zu sein, auf den ich vorn und hinten meinen Paletot, Gummiregenmantel und eine blau und roth carrirte Decke, bei Gerson in Berlin unter dem pseudonymen Titel eines englischen wrapper gekauft, wurstförmig aufgebunden hatte. Als ich am vorletzten Reisetag mein Pferd gegen einen allerdings vortrefflich gehenden, flüchtigen kleinen Schimmel vertauschte, den Baron Wolff der Zweite auf einem engen, hochbauschigen türkischen Sattel bis dahin geritten, merkte ich es erst, welchen Torturen uns der orientalische steile Sitz aussetzt, bei dem nämlich die Schenkel ganz nach hinten zurückgezogen werden müssen, um nicht an die vordere Sattelbausche anzustreifen, während wir beim englischen Sitz die Beine ungenirt in der durch den

Leib des Pferdes bedingten Biegung herunterhängen lassen. Erklären kann ich mir den orientalischen Sitz nur durch die zum türkischen Sattel gehörigen schuhförmigen Steigbügel, die dem Fuß einen so gewaltigen Stützpunkt bieten, daß der Reiter fast mehr darin steht, als eigentlich auf dem Sattel sitzt.

Bald nach dem Abreiten bezog sich der Himmel etwas, so daß wir Regen befürchteten; allein schon um 11 Uhr war er wieder so blau, wie bei Tagesanbruch, und die Sonne begann uns tüchtig auf den Rücken zu brennen; doch wurde die Kraft ihrer Strahlen bald durch einen angenehmen Westwind neutralisirt.

Nachdem wir zum Landthor hinauswaren, zog sich der Weg auf der schmalen, aus Flugsand bestehenden Landzunge, die den Felsen von Gibraltar mit dem spanischen Continent verbindet, so dicht am Meere hin, daß Zephyr uns zuweilen Wellen zuschickte, die die Hufe unserer Rosse benetzten. Bald erschien bei dem Dorfe El Campo de San Roque die spanische Grenze; einige artige Worte, die ich den Offizieren der Douane entgegenstammelte, überhoben uns einer lästigen Visitation. Dicht neben dem äußersten englischen Wachtposten exercirten spanische Soldaten, und trommelten jenem förmlich unter die Nase. Früher war die Grenze von spanischer Seite aus sehr stark befestigt, und konnte Gibraltar von hier recht bequem beschossen werden. Die Engländer haben jedoch während des peninsular-war alle diese Werke unter dem Vorwande, einem Angriff der Franzosen vorzubeugen, zerstört, und später beim Friedensschluß das Zugeständniß erzwungen, daß diese Linie nie wieder fortificirt werden darf, so daß

gegenwärtig die Grenze nur noch durch einen niedrigen Erdwall und einige Wachthäuser bezeichnet wird. So ging es fort auf flachem Alluvionslande bis zur kleinen Stadt San Roque, wo die Gegend ein fast durchaus sicilianisches Gepräge annimmt. Am schlechtgepflasterten, oft durch kleine Berggewässer zerrissenen Wege wachsen Kaktus, Aloë und Korkbaum; die Abhänge der umgebenden Hügel sind außerordentlich steril; kaum ein Haidekraut, das den Felsen sprengt, bedeckt hie und da die nach dem Meer hin abfallenden Lehnen. Die dahinter liegenden höheren Bergketten aber, auf die wir jetzt landeinwärts zuritten, präsentiren sich sehr pittoresk, und finden sich öfters mit den Ruinen ehemaliger Schlösser geschmückt. Von Zeit zu Zeit passirten wir einen kleinen, wenig schattenbietenden Korkeichenwald, in dem zugleich das heimische Colchicum autumnale, die blaue Herbstzeitlose, in üppiger Fülle wucherte. Hätten wir nicht selbst eine ganz zahlreiche Gesellschaft ausgemacht, so wäre uns der Weg sicher recht einsam vorgekommen, denn wenn ich sage, daß uns von San Roque bis zu unserm heutigen Nachtquartier Gaucin im Ganzen zwölf oder vierzehn Menschen begegnet sind, so ist dies sicher schon gut gerechnet. Dagegen versperrten uns öfters lange Esel- und Pferdecaravanen, meist nur von einem oder zwei Menschen begleitet, den Weg, denn diese Thiere sind fast immer so breit bepackt, und die Straße größtentheils so eng, daß man häufig genöthigt ist, den Zug erst ruhig vorbeipassiren zu lassen, ehe man als flinker Reiter seinen Weg fortsetzen kann. Das erinnerte mich lebhaft an die gemüthliche Pferdeeisenbahn zwischen Budweis, Linz und

Gmunden in Oesterreich, auf der die Züge bei dem Mangel eines doppelten Gleises auch alle Augenblicke still halten müssen, um die langen Salzconvois aus dem Gebirge an sich vorbeidefiliren zu lassen. So seltsam und unpoetisch es klingen mag, daß man auf spanischer Landstraße, oder besser gesagt, auf den halsbrechenden Saumpfaden, die in Ermangelung von Straßen die verschiedenen Städte mit einander verbinden, mehr Eseln als Menschen begegnet, so wahr bleibt doch diese Thatsache. Außer den Maulthiertreibern scheint überhaupt fast kein Mensch in diesem Königreiche zu reisen.

Den Hauptgrund für die unendliche Dürre und Einförmigkeit der südspanischen Landschaft trotz all' ihrer immergrünen Bäume und Sträucher scheint mir Roßmäßler (Reiseerinnerungen Bd. I. S. 105—7) sehr richtig in dem Mangel an Laubholz zu suchen, welches bei uns in seinem allherbstlichen Blattfall eine so ungeheure Menge von Humus erzeugt, daß um jede Baumgruppe, ja an jeder Hecke sich ein grüner Teppich von kleinen Gräsern und Kräutern aller Art ausbreitet; er bildet das lieblich anzuschauende Mittelglied unserer Landschaften, während solches den spanischen Gegenden durchaus fehlt. Denn wenn auch die dortigen immergrünen Bäume gleichfalls alljährlich ihre Blätter zum Theil verlieren, so liegen diese doch starr und saftlos, des nöthigen Regens zur Verwesung entbehrend, an der Erde, und verdorren, ohne neues Leben zu erzeugen.

Bei der kleinen, völlig einsamen Venta de Guadiaro, die ziemlich auf der Hälfte des Weges liegt, saßen wir einen Augenblick ab. Unsere Pferde hatten sich schon kurz zuvor

im rauschenden Naß des Jogergante, der sich etwas unterhalb der Venta mit dem von Ronda herabströmenden Guadiaro vereinigt, durch einen frischen Trunk erquickt, das Packpferd sich sogar (siehe oben!) mit meinem armen Mantelsack ganz gemüthlich darin gekullert; für uns aber gab es in der trostlosen Kneipe nichts als ein Stück trockenen, uralten Brotes, mit dem wir bis zum Abend um 7 Uhr, wo das Nachtquartier erreicht sein sollte, vorlieb nehmen mußten. Die Pferde bekamen während des Marsches niemals Futter, und hielten demungeachtet, wie die Steppenrößlein der Kirgisen und Kosacken, prächtig aus. Aber wir unglücklichen enfants du Nord, gewohnt des Tages vier Mal mit Comfort zu speisen, machten heute freilich etwas lange Gesichter, als uns diese Venta die lukullischen Annehmlichkeiten d'une pérégrination en Espagne zuerst gründlich erfahren ließ. Wir schalten wacker auf unsern alten Arriero los, daß er uns mit so eigenthümlichen Landessitten nicht zu rechter Zeit bekannt gemacht und zur Mitnahme von Provisionen angehalten habe. Er aber erwiederte gelassen, sich eine neue Papiercigarre drehend, in seinem vollständig correcten Englisch: „Why do you wish to eat, Sir? Smoke another cigar, and you will feel again quite comfortable!“ Ja, wer mit euch Südländern den Sperlingsmagen und andere schöne Spatzeneigenschaften theilte! Niemand schenkte dem Wüstenprediger Beifall, als unser Alterspräsident, Baron Wolff I., der die russisch-polnische Campagne von 1831 mitgemacht, und dem es ganz in der Ordnung schien, daß man auf solchen Reitpartieen keine europäischen Hotels finde, sondern

mit agua und pan vorlieb nehmen müsse. Ja er that es in gewisser Beziehung sogar den Spaniern an Mäßigkeit noch zuvor, indem er nie eine Cigarre rauchte, und mit seinem Vetter unabläßig zankte, der bei seinen, in der That vielseitigen Bedürfnissen unter dem Mangel an Comforts am allermeisten litt, und aus Verzweiflung über die Unmöglichkeit jedes andern Genusses ewig neues Feuer verlangte, um wenigstens seine papiros (ein von uns selbst gebildetes Wort) stets in gutem Brand zu erhalten.

Das Bild des Innern einer spanischen Venta ist neuerdings verschiedenfach mit lebhaften Farben und glücklichem Humor vor dem deutschen Publicum aufgerollt worden: Moritz Willkomm, Roßmäßler, v. Minutoli und Hackländer haben dafür gesorgt, daß kein Winkel dieser ursprünglichsten aller europäischen Kneipen dem gemächlichen Leser an der Spree oder Donau heute mehr unbekannt ist; doch aber erheischt es die Courtoisie gegen meine speciellen Leser, daß ich ihnen hier wenigstens mit einigen flüchtigen Zügen den Unterschied zwischen einer Fonda, einem Parador, einer Posada, Venta, einem Ventorillo und einer Tienda zu schildern versuche. Die Fonda ist ein Gasthof ersten Ranges in einer größeren Stadt, wo der Fremde Nachtquartier und Verpflegung, sogar eine mesa rotonda (Table d'hôte), aber keine Stallung für Pferde und Lastthiere findet. Letztere bietet die Posada (auch meson genannt), ein innerhalb eines Ortes gelegenes Wirthshaus, in dem ein Zimmer nebst Bett zu erhalten ist, meistens jedoch nur die Speisen gekocht werden, welche der Reisende selbst mitbringt, oder speciell zu seinem

Gebrauch einkaufen läßt. Der Parador steht zwischen Fonda und Posada mitten inne, hat aber noch die besondere Eigenschaft, vorzugsweise zur Beherbergung und Verpflegung der Postpassagiere zu dienen. In kleineren Orten, die an einer belebten Straße liegen, übertrifft er daher oft selbst die etwa noch neben ihm existirende Fonda an Umfang und Bequemlichkeiten. Die Venta ist ganz dasselbe Institut wie die Posada, nur daß sie einsam an der Landstraße steht, und vorzugsweise den Arrieros zum Unterkommen dient, in Folge dessen also auch mehr einem Maulthierstalle als einer menschlichen Wohnung gleicht. Gewöhnlich sind die Ventas niedrige, aber ziemlich geräumige, massive Gebäude mit einem hochgewölbten Thorwege; ihr innerer, meist gleichfalls gewölbter Raum zerfällt in zwei oder drei Abtheilungen, nämlich die Küche (zugleich den Gesellschaftssaal bildend) mit ihrem nur zwei bis drei Fuß hohen Heerd und dem colossalen, glockenförmigen Rauchfang, den cargadero (d. i. den Ort, wo das Lastvieh abgeladen und bepackt wird), und den Stall, wozu etwa noch, als besonderer Luxusartikel, ein mit Ziegeln gepflastertes Zimmer kommt, das der Familie des Ventero oder einem besonders zu ehrenden Gaste, einem ilustre viagero, zum Schlafgemach dient, während die gewöhnlichen Fremden sämmtlich auf dem Boden des übrigens meist sehr sauber gehaltenen Küchen- oder Heerdraums pêle-mêle ihre Nachtruhe halten. Die einzelnen Abtheilungen sind oft nur durch einige Pfeiler, nicht durch Wände von einander geschieden, so daß Rauch und Viehgeruch allen zu Theil wird. Hinter dem Hause pflegt ein Hofraum zu sein, in dem zugleich sämmtliche natürlichen

Bedürfnisse mit adamitischer Naivetät befriedigt werden; auch findet sich über dem Rez-de-Chaussée manchmal noch ein durch eine steinerne Treppe mit diesem verbundenes Bodengelaß mit einigen niedrigen Gemächern zur Aufnahme von solchen Fremden, die auf einer chambre à part bestehen: doch bieten nur größere Ventas diesen Comfort. Ventorillo endlich heißt eine außerhalb der Ortschaften belegene Weinkneipe, während man unter Tienda (sc. de vinos y licores, denn Tienda im Allgemeinen wird jeder Kaufladen genannt) eine Schenke innerhalb eines Ortes versteht. Schlafgäste werden in den beiden letztern Kategorieen von Wirthshäusern gar nicht aufgenommen; ebensowenig Vieh. Die noch übrigen Gelegenheiten zur Unterkunft für Reisende in Spanien sind die casa de pupilos, ganz unser Hôtel garni, wo man nach getroffenem Uebereinkommen Quartier und Kost erhält; die casa de huespedes, ein Haus, wo einzelne Zimmer oder ein ganzes Stockwerk meublirt, aber ohne Kost vermiethet werden; und die hosteria, d. i. ein Speisehaus für die untern Volksclassen, in dem man häufig auch eine bescheidene Schlafstätte — without any comfort — bekommen kann. — Nun, meine verehrten Leser, sind Sie vollständig orientirt, und wissen jedenfalls vom spanischen Gasthauswesen mehr, als ein deutscher Kellner. —

Die nächsten zwei Leguas hinter der Venta waren recht langweilig, bis wir urplötzlich in ein tiefes, grünes, citronen- und olivenreiches Thal einbogen, in dem das Dörfchen Montenegran uns wie eine frische Oase in steinichter Wüste anlächelte. Das war uns denn ein recht eclatanter

Beweis dafür, wie überall unter diesem gesegneten Himmelstrich, wo der Mensch sich Wohnungen errichtet, und der Nahrung bedarf, selbst dem an sich widerspenstigsten Boden die Reize anmuthiger Cultur mit Leichtigkeit abzulocken sind. Was könnte aus Spanien werden, wenn es statt seiner 16 nur etwa 25 Millionen Einwohner zählte! Aber freilich, um es zu dieser Bevölkerungsziffer zu bringen, müßten Spaten und Hacke eifriger gerührt werden, als dies jetzt geschieht.

Gleich hinter Montenegran wurde der Weg immer schlechter, felsiger und zuletzt so steil, daß wir, mit dieser Art von Saumpfaden noch nicht vertraut, es vorzogen, die letzten zwei Leguas hindurch unsere Rosse am Zügel hinter uns drein zu schleifen, was der alte Arriero, der nebst seinem schwarzlockigen Jungen allein auf seinem rastlosen Schimmel sitzen blieb, mit Recht für vollständig überflüssige Vorsicht erklärte.

Wir hatten neun Leguas zurückgelegt, als wir bei sinkender Sonne Gaucin erreichten, ein hoch und wildromantisch gelegenes Felsennest, zu dem es allerdings recht schwer sein möchte, eine gute Chaussee hinaufzuführen. Die dortige Fonda war indessen noch immer leidlich genug, und wir erhielten zum wenigsten jeder eine Seegrasmatratze und ein Kopfkissen, womit wir uns für die Nacht ganz leidlich einrichteten. Ueberhaupt ist das spanische Bett selbst in vornehmeren Localen eine der einfachsten Einrichtungen, die man sehen kann. Ueber zwei Holzblöcke werden, wenn Schlafenszeit heranrückt, einige Breter gelegt, darauf die Matratze, zwei Kopfkissen und eine kühle Decke geworfen, und — Alles ist

fertig. Da die Bettwäsche meist reinlich ist, so bleibt dem Reisenden in der That nichts mehr zu wünschen übrig, vorausgesetzt daß kein Ungeziefer die Stube mitbevölkert, was freilich fast immer der Fall ist. Ich rathe daher dringend, in Spanien stets mit ächtem persischen Insektenpulver versehen zu sein. In den Ventas ist allerdings nur äußerst selten ein bettähnliches Lager zu bekommen, und man muß die Schlafstätte dort in der Regel mit Pferd und Maulesel theilen, also wohl eine große Dosis Insektenpulver opfern, um sich gegen alle Accidents zu sichern. Trotz unserer Ermüdung behielt ich Humor genug, in einem selbstgebrauten Thee, den wir natürlich stets mit uns führten, die Gesundheit meines Landesherrn, des Königs von Preußen, auszubringen, der heute an der blauen Havel seinen Geburtstag feierte, und sicher dabei des getreuen Unterthans zu Gaucin nicht gedacht hat. Die Russen stießen herzhaft mit an. Um 10 Uhr aber schnarchte bereits die ganze Gesellschaft süß und sicher, und selbst der blonde Wolff, der Sybarit, hatte trotz seiner Betheuerung, in dem elenden Loche kein Auge schließen zu können, seinen letzten papiro bewußtlosermaßen aus dem linken Mundwinkel auf den nahen Fußboden — denn er schlief auf der Erde — gleiten lassen, und seinem Vetter, der am längsten wach blieb, ein mephistophelisches: „Er schläft“, entlockt.

Am 16. October.

Um 8 Uhr ging's nach einer ganz gut, sogar ohne pulgas (ein Wort, was ich wohl nicht erst zu übersetzen

brauche, um vollkommen verständlich zu sein) zugebrachten Nacht und nach trefflichem Chokoladenfrühstück wieder vorwärts auf sehr holperichtem, steilem Saumpfade, der sich bald so hoch auf die Krete der Sierra de Ronda hinaufbog, daß trotz des bewölkten Himmels gerade südwärts der Felsen von Gibraltar und ein Stück blauer Méditerranée öfters wieder zum Vorschein kam. Es waren dies wunderbar romantische Durchblicke, so wild und großartig, wie die kühnste Phantasie sie nur zu träumen vermag. Dazu liegt über all diesen südspanischen Landschaften immer ein so ganz eigenthümlich warmer, rothbrauner Lichtschimmer ausgegossen, daß man, selbst wenn augenblicklich vielleicht ein kalter Wind Einem durch Mark und Bein fahren sollte, stets an den absolutesten Süden erinnert wird. Sogar Sicilien hat mit Ausnahme Girgenti's, was mir leider nicht bekannt, aber dafür berühmt ist, diese Art von glühender Sonnenfarbe nicht in dem Maße, wie jener Südwinkel Spaniens.

Fast zwei Drittel des Weges ritten wir übrigens trotz der wilden Felsengegend, die uns umgab, in einem fortwährenden Weinberge, häufig von vorbeiziehenden Eseltreibern schöne Trauben gegen cigarritos oder kleine Kupfermünzen eintauschend. Ueberall boten sich die schönsten Thalblicke dar, und hohe, schroffe Granitsierren schlossen den Horizont ein. Wir passirten die pittoresk gelegenen Ortschaften Algatocin und Alajate; hinter letzterer ward der Pfad noch steiler; die Felsen trugen hier keine Weinstöcke mehr, und öfters ging's so schroff auf- oder abwärts, daß wir die Sicherheit unserer Pferde, die kaum je einen kleinen Fehltritt machten,

nicht genug bewundern konnten. Heute aber blieben wir tapfer in unsern Sätteln sitzen.

Ronda war um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags erreicht, eine kuriose, sehr alte, schon den Römern unter dem Namen Arunda bekannte Stadt von etwa 18,000 Einwohnern mit colossalen Thoren, sehr winkeligen, abschüssigen Straßen und einem Pflaster, daß ich alle Minuten glaubte, mein Rothschimmel werde sich ein Bein brechen. Trotz aller Sicherheit des Tritts kamen die acht Hengste nicht einen Moment aus dem Stolpern heraus. Merkwürdige Asbestfelsen sind es, worauf die ehrwürdige Arunda an beiden Ufern des in tiefem, geklüftetem Bette schäumenden Guadiaro ruht. Eine aus zwei übereinander stehenden Bogen schön gebaute, und 276 Fuß hohe Brücke wölbt sich über den Fluß; es schwindelt Einem, wenn man hinabsieht. Der neue Theil der Stadt, der aber auch keineswegs ein modernes Ansehen hat, liegt 2300 Fuß hoch über dem Meere auf einem Berggipfel, dessen dem alten Theile zugekehrte Wand fast senkrecht, wie eine Wallmauer, nach dem Guadiaro abfällt. Eine pastilleria, unter der man sich aber keine Pariser pâtisserie denken darf, nahm uns in engen, dumpfen Stuben auf, und scharf geölte, ja mit dem schrecklichen ajo (Knoblauch) gewürzte Gerichte widerstanden selbst unsern ganz wacker ausgehungerten Mägen. Der Sybarit fing entsetzlich zu schimpfen an, und genirte sich nicht, dem erstaunten Wirthe ganz offen zu gestehen, daß er seine Mahlzeit für eine comida de perros (Hundefraß) halte. Chokolade, die in ganz Spanien vortrefflich ist, mußte auch hier die Lücken ausfüllen, welche die vier Gänge des Diners in uns zurückgelassen.

Noch bevor wir gespeist, bald nach unserer Ankunft, folgten wir einem kleinen Jungen, der den domestique de place spielte, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Er führte uns nach der sogenannten Casa del Rey Moro, einem aus dem Jahre 1042 stammenden Maurenschloß, von dem indessen nur noch die ungemein schmutzigen Souterrains erhalten sind. Wir krochen auf einer engen, sehr zerbrechlichen, 400stufigen Treppe mit einer alten Stalllaterne durch allerlei niedrige, labyrinthische Gänge in die Erde hinein, und kamen endlich, unsere Leiber künstlich durch eine kleine Maueröffnung schwingend, auf einen vom Guadiaro bespülten und von jähen Felsen dermaßen umschlossenen Uferplatz, daß des Himmels Blau nur noch ruthenweise in unsern Gesichtskreis fiel. Ein unheimlicherer, eingeengterer Ort ist mir kaum jemals vorgekommen. Ich mußte an den Kerker Florestan's im Fidelio denken, als unser kleiner Cicerone von Al-Motahed zu erzählen begann, der hier in dieser schauerlichen, Tajo de Ronda genannten Sandsteinschlucht aus den Schädeln der von ihm enthaupteten christlichen Gefangenen seinen Wein getrunken haben soll. Daß der edle Maure zu solchen Orgien gerade diesen Ort ausgewählt, beweist wenigstens, daß er seine abenteuerliche Geschmacksrichtung möglichst vor der Welt zu verbergen sich bestrebt hat, denn hier wird wohl schwerlich Jemand je sein Gast gewesen sein. Dagegen laden sich heute die Bewohner von Ronda bei der hier unten sprudelnden Quelle häufig zu Gaste, denn sie bietet das einzige Trinkwasser, welches die Stadt besitzt.

Das Felsennest hat den Angriffen der Christen lange

widerstanden. Erst 1485 ward es von dem Marques de Cadiz occupirt. In neuerer Zeit bilden drei Dinge seine, durch ganz Spanien gehende Berühmtheit: die vorzüglichen Stutereien, in denen das so famose andalusische Gebirgspferd gezüchtet wird, die große, acht Tage dauernde und stets im Mai abgehaltene feria (Messe), und die zu dieser Zeit veranstalteten Stiergefechte, bei denen die gefeiertesten toreros, wie selbst der große Montes, ihre ersten Lorbeeren geerndtet haben. Zahllose Volksgesänge gelten dem Ruf der Corridas Rondeñas, bei denen man blos in andalusischer Tracht erscheinen darf, wenn man sich nicht den gröbsten Insulten aussetzen will.

Der bald einbrechende Abend ward durch frühes Zubettegehen noch möglichst abgekürzt, die Nacht aber in dieser schmutzigen, großstädtischen Fonda bei weitem nicht so angenehm zugebracht, als die vorhergehende in der kleinen Posada zu Gaucin, denn die Betten waren mit schrecklichem Ungeziefer bevölkert, gegen welches selbst mein aus Neapel mitgebrachtes persisches Insektenpulver nicht einschlug, weil mein Vorrath leider nicht mehr groß genug war, um dem enormen Bedürfniß zu genügen.

Am 17. October.

Schon um 6 Uhr wurden wir durch einen eigenthümlichen, in seiner gellenden Monotonie durch Mark und Bein dringenden Gesang à capella aus unserm kurzen Morgenschlummer geweckt: vermuthlich war es das Sacrament, welches mit dieser Art musikalischer Begleitung zu einem Sterbenden gebracht ward; wenigstens tönte zwischen

dem Menschenstimmengeheul das bekannte Processionsglöckchen stets hindurch. Daß dieser Morgengruß ein übles Augurium für unsern Reisetag sei, davon waren wir sogleich überzeugt, denn nie ist der Mensch abergläubischer gelaunt, als wenn die Annehmlichkeit seiner Existenz von Wind und Wetter abhängt. Und so war es in der That auch der Fall. Als wir uns um 8 Uhr wieder in den Sattel schwangen, regnete es in Strömen aus einem aschgrauen Himmel herab, der erst nach zwei- bis dreistündigem Ritt etwas zu blaulappen begann. An eine kräftige andalusische Sonne war den ganzen Tag über nicht zu denken. Glücklicherweise hielten unsere, in Gibraltar erstandenen, englischen Regenmäntel wenigstens den Oberkörper durchaus trocken, und nur Beinkleider und Stiefeln, sowie die unglücklichen grauen Filzhüte mit breiter Krämpe — ich hatte den meinigen noch vom Römischen Carneval her im Gebrauch, wo er bereits den Gypsregengüssen der französischen Soldateska und britischen Parvenus wacker getrotzt — kamen tüchtig in die Traufe.

Ungeachtet aller Wolkenschleier blieb jedoch Ronda mit seinen Felsencoulissen noch eine ganze Zeit lang in eigenthümlich-schön violetter Beleuchtung hinter uns sichtbar, denn das Wetter zog mit uns, und die Landschaft schien stets nur darauf zu warten, daß wir ihr den Rücken gewendet, um sich sogleich wieder ganz passabel aufzuhellen.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang auf einem wenig coupirten, kahlen Hochplateau fortgeritten waren, erschienen neue sehr sterile Bergketten, die Ausläufer der Sierra de Yunquera, welche in einer culminirenden Höhe von 6000 Fuß

das Centrum der aus einer Menge von Bergzügen bestehenden Serrania de Ronda bildet. Fast vier Stunden lang kletterten wir recht mißmuthig in diesen öden Klüften herum, bis sich bei dem großen Dorfe Bezero auf einmal eine fette Humuslage über das Felsenterrain hinzog, und abgeerndtete Getreidefelder mit reichen Oelplantagen abzuwechseln begannen, während sich rechts vom Wege eine höchst abenteuerlich ausgezackte, himmelhohe Felsenpartie aufthürmte, die aus den Kornfeldern ohne alle Vorbereitung förmlich gespensterhaft herauszuwachsen schien, und mit ihrer silbergrauen Farbe und leichtflockigen Gestalt dem chemischen Bleibaum nicht unähnlich sah. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich nach Willkomm geognostisch sehr einfach daraus, daß gerade die höchsten Glieder des vielverzweigten andalusischen Küstengebirges mehrfach aus Dolomitgestein bestehen, einer Art kohlensauren Kalkes, der, weiß, zuckerartig und crystallinisch, in feurig-flüssigem Zustande emporgedrungen, und die gewaltigen silurischen Schichten dieses Berglandes durchbrochen zu haben scheint. Der Regen hatte nachgelassen, und um uns sammelte sich, als wir noch pudelnaß durch den Ort zogen, fast dessen ganze Einwohnerschaft, auf welche die wunderliche Cavalcade einen höchst seltsamen Eindruck zu machen schien. Nie in meinem Leben bin ich mit so großen, weit aufgerissenen Augen angestiert worden, als sei ich ein Mondproduct oder irgend ein ausländisches, hier noch nie gesehenes Gethier. Ich vermuthe, daß namentlich die kohlenschwarzen Gummimäntel auf die Nerven der ehrsamen caballeros und doñas von Bezero so aufregend gewirkt haben, indem wir doch sonst alle spanisch genug aussahen,

oder uns wenigstens selbst so vorkamen. Auch an Kindergespött fehlte es nicht; wir fühlten uns aber viel zu abgekühlt und frostig nach dem triefenden Morgenritt, als daß wir uns über die „burlas de los niños“ irgend hätten erhitzen sollen. Als ächte Philosophen ritten wir schweigend dahin, und ließen Alles über uns ergehen, bis auf die neckischen Scherze der andalusischen Schönen, welchen, indem sie uns auslachten, ein paar so perlenweiße Zahnreihen aus dem rosigen Mundrahmen hervorleuchteten, daß man sich gedrungen fühlte, ihnen trotz der schlechten Behandlung mit einer kleinen Schmeichelei zu dienen. Da fielen denn verschiedene: „Mi vida, mi corazoncito, lumbre de mis ojos“ und „estrella mia“, die wir uns für solche Gelegenheiten aus unserm Phrasenbuche recht eingeprägt, — übrigens lauter Ausdrücke, die gewiß nie ein Spanier im Vorbeireiten aus bloßem Uebermuthe mißbrauchen würde, da er vielmehr, als wahrhafter Erotiker, alle seine Patronen bis zum ernsthaften Liebesgefecht zusammenhält, und unter keinen Umständen je eine nutzlos verknallt. Das Lieben ist dem Südländer überhaupt ein viel zu serieuser Gegenstand, als daß er es zur bloßen Phrase herabwürdigen sollte.

Die Gegend blieb nun mehrere Stunden lang hochromantisch, wenn sich auch die Fruchtbarkeit der Felder in Kurzem wieder verlor. Bald lag ein altes malerisches Castell vor uns, das mit der untern Sachsenburg bei Heldrungen im heimischen Unstruththale einige Aehnlichkeit hatte; dicht dahinter passirten wir das Dorf Almargea, welches weniger Neugierige lieferte, als Bezero. Darauf dehnte sich der Weg,

der nach der Karte gar nicht mehr lang hätte sein sollen, noch eine endlose Strecke auf ziemlich angebautem, doch monotonem Terrain bis nach unserm heutigen Nachtquartier Campillos hin, dessen Kirchthurm wir 1½ Stunde lang vor uns sahen, ehe wir auf zuletzt schnurgerader Feldstraße das ärmliche Nest erreicht hatten. Solchen Geduldsproben ist der zu Pferde Reisende in Spanien nur zu oft ausgesetzt, und man darf sich nicht etwa denken, daß, weil in der Mancha und Castilien von den Touristen hierüber mehr geklagt wird, das Uebel deshalb im göttlichen Andalusien gar nicht vorkomme. Wer zu seinem Ergötzen eines raschen Wechsels schöner Landschaften und Reisecomforts bedarf, der muß nicht über die Pyrenäen gehen. —

Erst um ½7 Uhr, also nach fast elfstündigem Ritt, war Campillos erreicht, ein bedeutendes Dorf mit einer großen Kirche, recht prosaisch mitten zwischen weiten Kornfeldern belegen, die stark an die Erfurter Flächen erinnerten. Die Posada hatte eine durchaus primitive Einrichtung, doch zeigten die Leute, wie uns das überhaupt in solchen kleinen spanischen Kneipen überall begegnet ist, den allerbesten Willen. Außer einem großen Balkonfenster ohne Scheiben, was hier zu Lande nicht Wunder nehmen konnte, hatte der Saal, der uns im ersten Stock als dining-, sitting- und sleeping-room angewiesen ward, keine Oeffnung nach der Straße zu; ja als wir eintraten, fehlte es ihm sogar gänzlich an Stühlen, so daß wir uns, ermüdet wie wir waren, alle sechs der Länge nach auf zwei Strohdecken hinwarfen, und so mit Ergebung das Mittag- oder vielmehr Nachtessen erwarteten. Dieses fiel

zwar außerordentlich schmal aus, wurde aber von zwei gutmüthigen Kerlen in schmieriger Lederhose, die sich uns erst später als der señor huesped (Wirth) und sein Bruder vorstellten, sowie von deren Mutter, einem altersgekrümmten redlichen Frauchen, mit so viel Zuvorkommenheit und naiver Aufmerksamkeit servirt, daß man nothwendigerweise bonne mine à mauvais jeu machen mußte. Hatten doch die guten Leutchen uns schließlich sogar einen zwei Fuß hohen Kindertisch zur Speisetafel, zwei Stühle und ein freilich nur dreibeiniges Bänkchen zusammengeschleppt, so daß wir wenigstens abwechselnd zu sitzen vermochten. Auch waren in der That fast so viel Teller und Bestecke aufgetrieben worden, als es zu sättigende Mägen gab. Betten freilich ließen sich nicht beschaffen, auch die gemüthlichen Blutsauger aus den Decken und Polstern, woraus wir uns unser Nachtlager improvisirten, nicht entfernen: daß diese Uebelstände denn doch zuletzt unsern Humor einigermaßen verdarben, wird entschuldigt werden.

Am 18. October.

Nach schlafloser Nacht, aber recht gutem, dicken Chokoladenfrühstück stiegen wir heute, wo wir den längsten Marsch vor uns hatten, schon um 6 Uhr zu Pferde; denn bis nach Loja, unserer vierten Etappe, rechnete selbst der sonst knapp calculirende Arriero neun derbe Leguas. Der Himmel war zwar bewölkt, doch blieben wir heute vom Regen verschont. Der Weg bis zu der sechs Leguas von Campillos entfernten Stadt Antequera litt an ausnehmender Monotonie: nichts als Kornfelder zu beiden Seiten und rings am Horizont ein Saum

von kahlen Felsen. Antequera präsentirt sich mit seinen vielen Thürmen, an einen höchst pittoresken, schroffen und 4000 Fuß hohen Felsenwall mit zackigem Kamm angelehnt, recht stattlich. Schon im achten Jahrhundert von den Mauren bei der alten römischen Stadt Singilia erbaut, wird es gegenwärtig von 29,000 Seelen bewohnt, die einen sehr bedeutenden Flanell- (bayetas) Handel treiben. Eine steile Straße, welche den Blick in das Guadaljorathal eröffnet, führt zur Stadt hinauf. Der Fluß entspringt auf dem Gebirge zwischen Loja und Antequera, und strömt unweit Malaga in's Meer. Unter der Thüre einer schlechten Posada in der Mitte des Ortes wurde ein kleiner Halt gemacht, und vor versammelter Stadtgemeinde Weintrauben und Chokolade verzehrt. Zum größten Theile waren es wieder sehr schöne Lippen, die uns ankicherten, und noch schönere Gluthaugen, die uns als Meerwunder anstaunten, so daß das Register unserer Zärtlichkeitsausdrücke wieder tüchtig herhalten mußte. Auch fehlte uns beim Abreiten das Cortège der Straßenjugend nicht, bis sich der Weg scharf rechts zu einer neuen Landschaft wandte, und auch das stolze, hoch über der Stadt thronende Maurenschloß, Alcasalion, unsern Blicken entschwand. Nun erschienen, von der Abendsonne zauberhaft beleuchtet, schöne Felsencoulissen zur Rechten, die nördlichen Ausläufer der Sierra de Malaga, während im Vorgrunde Olivenhaine und Fruchtfelder anmuthig abwechselten. Die Luft war dabei so lau, und spielte, selbst nachdem die Sonne untergegangen, so sanft um unsere Wangen, daß wir uns mitten im Sommer glaubten. Ueberdies hielten die Cicaden ein tausendstimmiges Concert um uns her,

wie ich es noch nie zuvor gehört. Eine halbe Stunde vor unserm Nachtquartier bogen wir in die neu angelegte, Granada mit Malaga im rechten Winkel über Antequera verbindende Chaussée ein, die indessen zwischen letzterm Orte und Loja damals noch unvollendet war. Es war bereits so dunkel, daß Herr v. Lilienfeld, der ein etwas capriciöses Pferd ritt, welches sich stets entfernt von den übrigen hielt, und bei etwaigen Annäherungen wiehernd um sich biß, den Chausséegraben nicht erkennend, hineinstürzte, sich jedoch glücklicherweise keinen weitern Schaden that. Loja, ein breitstraßiger Ort von 14,000 Einwohnern, wurde um 7 Uhr endlich erreicht; wir hatten also heute 13 Stunden im Sattel gesessen. Die Vaterstadt des General Narvaez liegt, von Gärten und Obstpflanzungen umgeben, auf dem linken Ufer des Jenil an der hochromantischen Stelle, wo dieser Fluß die Berge von Montefrio und Antequera durchbricht, und die reiche Vega von Granada beginnt. Sie ist an einem steilen Hügel hinangebaut, auf dessen Felsengipfel ein altes maurisches Schloß thront. Sehr bezeichnend für die Lage von Loja zwischen rauhen Felsenklüften und anmuthigen Gärten ist das Stadtwappen, welches eine von Dornen umringte Rose darstellt, mit der Devise: „una flor entre las espinas." Das heutige Wirthshaus war etwas besser montirt als die zu Ronda und Campillos, doch fehlte auch hier jede Spur von Comfort, und das Diner, in einem großen Saale servirt, roch so entsetzlich nach dem vermaledeiten aceite (Oel), daß ein Löwenhunger dazu gehörte, um es genießbar zu finden. Man mag sich in diesen spanischen fondas Oel und Knoblauch noch so

ernstlich bei der Köchin verbitten, ganz verschont bleibt keine Mahlzeit von diesen, unserm Gaumen so wenig zusagenden Ingredienzen, so daß ich fast glaube, die Spanier halten es für ein pecado mortal, dieselben fortzulassen.

Am 19. October.

Ein einarmiger Stiefelwichser, vermuthlich ein von der Straße aufgelesener caballero, stellte uns heute, Schlag 7 Uhr Morgens, unser Schuhzeug sehr schlecht geputzt vor's Bett, und verlangte, obwohl wir uns Morpheus' Armen noch nicht entrungen, mit argwöhnischem Ungestüm sofortige baare Bezahlung für seine Dienste. Erst durch Vermittelung der hinzulaufenden tabernera (Wirthin) ließ er sich nach manchen carajos und carambas de part et d'autre bewegen, mit seinen Ansprüchen an unsere Geldbeutel bis zur Generalliquidation des Wirthshauscontos zu warten, sodaß wir doch wenigstens noch so viel Zeit behielten, uns in Frieden und ohne Zeugen ankleiden zu können. — Um 8 Uhr saßen wir wieder im Sattel, und ritten auf leidlicher Chaussée Granada zu, dessen grüner Thalwinkel im Bette des uns zur Linken begleitenden Jenil immer deutlicher vor der Schneecoulisse der über 10,000 Fuß hohen, und ihr eisiges Antlitz hier zuerst präsentirenden Sierra Nevada hervortrat. Der höchste hier sichtbare Gipfel des in sanft geschwungenen Linien wogenden, meist aus Glimmerschiefer bestehenden Hauptkamms, der Picacho (d. i. schnabelförmige Spitze) de Veleta, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Aetna auf Sicilien. Beiläufig will ich hier die Bemerkung einschalten, daß die allerhöchste Spitze der Sierra

Nevada, der weiter nach Südost zurückliegende Mulahacen, nach Clemente's Messung 10,990 Fuß hoch, fälschlich auf vielen Karten (so auch im großen Stieler'schen Atlas) als zu den sogenannten Alpujarras gehörig gezeichnet wird. Die Alpujarras sind nämlich gar keine Gebirge, sondern — wie Willkomm in seiner Schrift: „die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation," Leipzig 1852. S. 43, auf das Klarste auseinandergesetzt hat — ein Complex von Thälern, der zwischen der Hauptkette der Sierra Nevada und dem vielarmigen, südlichen Randgebirge von Andalusien liegt. Ursprünglich bezeichnet der Singular: „la Alpujarra," nur das allerdings weite, von der östlichen Hälfte der Sierra Nevada, der Sierra de Gadór und de Contraviesa umschlossene Thalbecken von Canjayar und Ujijar, während der Plural: „las Alpujarras," auch die westlicher gelegenen Thäler mit umfaßt. — Der Blick auf dieses ferne Hochgebirge, das jedoch bei der großen Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft erstaunlich nahe aussah, würde, zusammengehalten mit dem reichen Anbau des Flußthales, den zahlreichen Wein-, Orangen- und Oelbaum-Plantagen, der ganzen lachenden Frucht- und Sonnenfülle um uns her ein wahrhaft berauschender gewesen sein, zöge sich nicht zwischen der gigantischen Sierra und der Stadt Granada noch eine Kette niedriger, graufarbig steriler Hügel hin, welche zwar zur Originalität eines spanischen Landschaftsbildes durchaus passen, aber doch deshalb nicht aufhören, sich wie böse Fettflecke auf einem schönen Aquarellgemälde auszunehmen. Zur Zeit der Mauren, die das Wasserleitungs-

wesen so meisterhaft verstanden, sind diese Vorberge gewiß sämmtlich schön bewaldet gewesen, und haben deshalb den landschaftlichen Reiz der Gegend sicher nur erhöhen können, indem sie sich zwischen die Contraste der Gletscherwelt und der üppigen Fruchtebene als harmonische Mittelglieder einschoben: jetzt aber, wo in Andalusien nur noch mit Castagnetten und Guitarren gearbeitet, der Spaten aber selten in die Hand genommen wird, jetzt ragen diese nackten Patrone als recht eigentliche Schmachsäulen für die Indolenz der Nation aus dem Paradies hervor, das die Natur zu schaffen beabsichtigte, und das der Mensch trotz Jahrhunderte langer hoher Cultur endlich doch, tant soit peu, zu verschimpfiren verstanden hat.

Die Sonne brannte uns heute furchtbar auf den Pelz, und der dadurch entstandene Durst war nur durch fortwährenden Genuß zum Theil vortrefflicher Weintrauben zu stillen, die sich indessen bald als trügerische Leckerbissen — wenigstens für unsere deutschen und russischen Mägen — erwiesen. Es stellten sich nämlich fast bei uns Allen früher oder später bedeutendes Leibschneiden und höchst verdrießliche Durchfälle ein; ja der jüngere Baron Wolff, der sich über seine Papiergesundheit am meisten zu beschweren Anlaß hatte, bekam schon unterwegs einen so heftigen Kolikanfall, daß wir die größte Mühe hatten, ihn weiterzuschleppen, und ihn lange Zeit von beiden Seiten unterstützen mußten, damit er nur auf dem Pferde hängen blieb. So bedauerlich dieser Zwischenfall war, so belustigten uns doch auf der andern Seite auch wieder manche originelle spanische Volksscenen, da wir bei

verschiedenen einsam an der Landstraße gelegenen Ventas kurze Rast hielten. Während bei uns dergleichen Fuhrmannskneipen alles poetischen Reizes entkleidet sind, und einige plumpe Lastwagen, eine staubige Haudererkutsche mit abgetriebenen Rößlein, blaue Fuhrmannskittel, Futterkrippen, Saufeimer, — wenn's hoch kommt, dazu noch ein schäbiger Hausirer und eine dicke Wirthin das ganze Genrebild ausmachen, so bietet dagegen der Platz vor einer spanischen Venta auf frequenter Straße stets ein Gemälde dar, welches wiederzugeben sich auch der wählerischeste Farbenkünstler nicht zu schämen braucht. Seht, hier steht eine schäferkarrnähnliche, grün oder roth angestrichene Tartane mit gleichfalls bunt bemalter Wachstuchplane vor dem breiten Thorwege, der in's Innere der Venta führt; die Doppeldeichsel ist auf die Erde gesenkt, und aus dem engen Bauche des seltsamen Kastens erschallt Guitarrengeklimper und schmelzender Liebesgesang. Eine Gesellschaft von Mädchen, rothe Blumen in dem rabenschwarzen Haar, kauert, mit ausdrucksvollstem Augenspiel den Tönen lauschend, und sie mit auf- und zuklappendem Fächer oder knatternden castañuelas begleitend, um einen in der Mitte lang ausgestreckten jungen Troubadour, der vermuthlich seines eigentlichen Zeichens nach ein Bauer oder Fuhrmann ist, aber in seiner malerischen andalusischen Tracht und in der vornehmen Hingegossenheit seiner Positur sich wie ein artistisches Genie ausnimmt, welches den Beifall zweier Welten zu verdienen sich bewußt ist. Allerdings ist solches Guitarrenspiel und solcher halbbewußtloser Gesang eine äußerst primitive Kunstleistung, die man vielleicht besser als eine musikalische Agonie

bezeichnen möchte. Aber gerade daß diese Weisen so völlig ohne Anstrengung, so rhapsodisch-bequem dahinfließen, drückt ihnen den Stempel höchster Originalität auf. — Doch dies stille Siestabild ist nicht das einzige, dem wir unsere Aufmerksamkeit zu schenken haben. Dort sprengen zwei prächtige Kerle im Majocostüm auf andalusischen Hengsten, die lange, mit Elfenbein ausgelegte Flinte quer über dem Sattel vor sich haltend, und das gewaltige bloße Messer — die navaja — im bunten Gürtel tragend, vor das Thor der Venta. Behend schwingen sie sich aus dem Sattel, und bitten sich bei der wohlbeleibten ventera am Heerde hinter der Hausthür keinen prosaischen Schnaps, nein — nur eine dichterische Kohle zum Anstecken einer längst ersehnten neuen Papiercigarre aus; dann grüßen sie die aus der Tartane neugierig herausschauenden Schönen mit einer verbindlichen Kopfbewegung, und sind mit einem feurigen: „vamos“ wieder hoch zu Roß und auf und davon. — Zwischendrein langt auch eine Mauleselcaravane oder eine calesa an, ein buntbemaltes zweisitziges Wägelchen mit halbem Verdeck, von einem reichbetroddelten Pferd oder Maulthier gezogen, während die gondelartige, hinten und vorn offne, doch ganz bedeckte tartana auf ihren zwei, à la Omnibus seitwärts befindlichen Bänken für 6 ja 8 Personen Raum bietet. So folgt eine malerische Erscheinung der andern, und man bleibt in fortwährendem Erstaunen, daß man so viel Grazieuses, Reizendes, Unterhaltendes, Ergötzendes auf der Landstraße unter gewöhnlichem Landvolk gratis zu schauen bekommt. Man glaubt sich im Theater vor bunten Verkleidungen und Blendwerk, und sieht doch nur auf ein Stückchen

ganz alltäglichen südspanischen Volkslebens. Sehr auffallend war mir insbesondere der schöne, hohe Wuchs der uns begegnenden Landleute, da ich mir die Südspanier viel kleiner und unansehnlicher gedacht hatte. Ich glaube aber nach meinen Erfahrungen, daß die Pygmäennatur vorzugsweise ein Fehler der Castilianer, vielleicht auch der Aragonesen ist, die ich nicht gesehen, während ich durch ganz Andalusien, ja zum größten Theil auch im Baskenlande, Valencia und Catalonien nichts als schlanke, wirklich tadellos gewachsene Männer bemerkt habe, die zwar nicht eben zum Riesengeschlecht gehörten, aber doch alle unsere gewöhnliche Mittelfigur erreichten. Dazu kann das Kleidsame der Tracht nicht genug gerühmt werden. Besonders malerisch sitzen die engen, unten geschlitzten Beinkleider (bombachos) von Sammet oder Tuch, die nur halb bis auf die Schienbeine herabfallen, und unter denen die schon früher beschriebenen, reichverzierten hellbraunen Ledergamaschen (botines) beginnen, welche oben am Knie und unten am Fußgelenk mittels eines großen Ueberflusses an Schnüren so geschlossen werden, daß der stets reine weiße Strumpf um die dralle Wade sichtbar bleibt. Die gewöhnlichen Landleute, die keinen Renommistenstaat machen, tragen dagegen tuchene Gamaschen und die schon früher einmal genannten alpargatas, das sind Schuhe aus Hanf oder esparto (Spartogras, stipa tenacissima), einer in den spanischen Gebirgen wild wachsenden Pflanze, aus der man Zimmerdecken, Vorhänge, Wagenböden, Säcke, Stricke, Körbe, Stuhlsitze und Bürsten verfertigt. Das Castilianische schwarze Barett (sombrero calañes) ist auch hier bei weitem die üblichste

Kopfbedeckung; doch sieht man zuweilen auch den schwarzen spitzigen Calabreserhut, der den Physiognomien ein so verwegenes Aussehen giebt. Die Jacken (chaquetas) sind sämmtlich reich gestickt und oft mit silbernen Schnüren besetzt, die Aermel fast immer blau, roth, grün und gelb aufgeschlagen und bepaspelt. Einen Kerl sah ich, der hinten auf seiner Jacke einen mächtig großen gestickten Blumentopf, in den buntesten Farben strahlend, trug. Unter der Jacke schaut eine helle Piquéweste mit Shawlkragen und Silberknöpfen, sowie ein blendend weißes Baumwollenhemd heraus, dessen Kragen ein buntseidenes, durch einen goldenen Ring gezogenes Halstuch umschlingt, meist von derselben Farbe, wie die gleichfalls seidene Leibbinde. Man nennt dieses schöne andalusische Costüm vorzugsweise „el vestido de majo,“ was wörtlich übersetzt: Tracht des Prahlers oder Liebhabers, Stutzeranzug, bedeutet. Da es so sehr allgemein ist, so erhellt, daß fast jeder Andalusier verliebter und stutzerhafter Natur sein muß, d. h. ein Kerl, der weiter nichts gelernt hat als gut reiten, Fandango tanzen, Guitarre spielen, alle currenten Liebeslieder auswendig singen, und seiner Schönen mit ritterlicher Freigebigkeit dienen. Daß es ihm auch an Courage nicht fehlen darf, versteht sich von selbst; im Uebrigen aber mag er jedem beliebigen Stande angehören: der Contrebandier und Stierfechter, ja selbst der noble Bandit werden ebensogut zu diesem Ehrennamen zugelassen, wie der Grandensohn, der die Landestracht und Sitte nicht verschmäht. Das Wort hat übrigens auch sein Femininum, und die maja, oder zierlich geputzte, heißblütige, gewandte Andalusierin in der kurzen,

enganschließenden und so ihre elastischen Körperformen auf's Beste zur Schau stellenden basquiña von dunkler Seide, in weißseidenen Strümpfen und zierlichen bunten Schuhen, die schwarze, malerisch auf die Schultern herabfallende Spitzenmantilla durch einen niedrigen Kamm auf des Hinterkopfs dichten Haarflechten befestigend, den stets auf- und zuklappenden, bald den Blick des Liebhabers abwehrenden, bald ihn herausfordernden abanico (Fächer) in der kleinen Hand, — die maja ist fürwahr auch nicht zu verachten. Man wirft dieser Fee des Südens grausame Liederlichkeit vor, und doch bin ich versichert, daß ein brutaler Nordländer, der sich etwa einbilden sollte, die Festungen hier im Sturm erobern zu können, auch bei der allergewöhnlichsten maja mit ungeheuer langer Nase abziehen würde. Die Spanierin, sagt Hackländer sehr richtig, läßt sich nicht lieben, sondern sie liebt. Sie wird jedem freundlich begegnen, und auf unschuldige Scherze mit aller Lebenslust und naiver Grazie eingehen; ob aber diese Grenze der Convenienz je überschritten werden soll, oder nicht, das bestimmt nicht der Anbeter und Courmacher, sondern sie; gegen Ueberrumpelung weiß sie sich durch ihren Stolz und schlimmsten Falls durch ihren Dolch unter allen Umständen gesichert. Ist aber ihre Neigung einmal entflammt, so wird sie, trotz Ehemannes, Vaters oder Bruders, den Roman zu Ende zu spielen, und ihren Liebhaber sich treu zu erhalten wissen, so wahr ihm sein Leben lieb ist. Einer meiner Bekannten, der lange Zeit in Spanien gelebt, und sich in den höchsten Gesellschaftskreisen bewegt hat, erzählte mir, wie er von der Intensität einer solchen spanischen weiblichen Leidenschaft

selbst einen höchst pikanten Beweis empfangen habe. Die Gemahlin eines Marques und Granden von Spanien, sowie angesehenen Hofcavaliers hatte ihr Auge auf ihn geworfen, ohne daß er, von Natur bescheidenen und zurückhaltenden Wesens, sich berufen glaubte, die ihm von ihrer Seite zu Theil werdenden Auszeichnungen zu weiteren, equivoquen Schritten zu benutzen. Endlich weiß die glühende Schöne ein Rendezvous unter vier Augen zu vermitteln, und beginnt, nachdem alles Augen- und Fächerspiel an dem kalten Nordländer vergeblich verschwendet ist, ihm eine der merkwürdigsten Liebeserklärungen zu machen, indem sie ihn fragt: ob er denn wohl glaube, daß Gott die Menschen geschaffen habe, damit sie so steif und theilnahmlos mit einander verkehrten, wie dies zwischen ihm und ihr der Fall sei? Jetzt erst fallen dem Heißgeliebten die Schuppen von den Augen; er erklärt sich zum Sklaven der Verführerin, erfährt, daß der Gemahl geschickt auf mehrere Monate entfernt sei, und der Roman hat seinen Culminationspunkt erreicht. Das Liebesjoch soll übrigens keineswegs leicht zu tragen gewesen sein, denn die Ansprüche einer entfesselten Spanierin an den Stellvertreter ihres Gatten stehen mit dem allbekannten ungeheueren physischen Vermögen des Masculinums in jenem Lande natürlich in gleichem Verhältniß. Darum — gare à quiconque se laisse aimer en Espagne!

Ich kann nicht umhin, hier noch auf den großen Contrast besonders aufmerksam zu machen, der zwischen der sinnlichen Natur des Nord- und des Südländers existirt; denn nur wenn wir Deutschen uns dieses Unterschieds recht bewußt geworden, vermögen wir den Charakter der Romanen einiger-

maßen gerecht zu beurtheilen. Freilich giebt es nur eine Moral, und was in Lappland Sünde ist, ist es nicht minder auch am Cap der guten Hoffnung: trotzdem aber würden wir falsche Schlüsse ziehen, wenn wir die einzelnen Handlungen der verschiedenen Nationen mit demselben Maßstabe messen wollten: die Ungleichheit der körperlichen Organisation, des Temperaments, der Sitte und Lebensart, ja selbst des Klimas muß schlechterdings mit in Anschlag gebracht werden, um die Tugenden und Laster der Volksindividuen nach ihrem wahren Werthe zu bestimmen. Wenn mir einst in Florenz eine sehr hübsche Person von schlechtem Rufe, der ich Vorwürfe über ihr leichtsinniges Leben machte, höchst offenherzig erwiederte; „Che vuole? una donna che non ha danari, e che non può cantare nell' Opera, è obbligata di sostentarsi d'altro luogo;“ — so kann eine solche Moral nur aus dem Munde einer Tochter des romanischen Schlages erträglich, vielleicht gar entschuldbar klingen: das germanische Kind würde bei solchen Grundsätzen sofort alle Widerwärtigkeiten der gemeinen putain an sich tragen. Jenes Mädchen aber machte, trotz ihrer Gesunkenheit, in der That immer noch den Eindruck eines harmlosen, naiven Geschöpfs, dessen angeborener Sinn für äußeren Anstand (bei allen südlichen Nationen Europas sehr viel mehr entwickelt als im Norden) ihr selbst unter so ungünstigen Existenzbedingungen eine gewisse weibliche Anmuth zu erhalten gewußt hatte. Sogar den Franzosen, gewiß den schlimmsten unter allen Wollüstlingen, die ihren fleischlichen Passionen kaum jemals einen Zwang anthun, schadet doch dieses laisser-aller moralisch darum immer

noch weit weniger, als eine ähnliche Zügellosigkeit uns schaden würde, weil sie das ganze Capitel der Sinnlichkeit überhaupt viel unbefangener betrachten wie wir, und weil sie, selbst inmitten der furchtbarsten Ausschweifungen, doch stets noch eine gewisse äußere Sitte beobachten, die sie vor totalem Versinken in Unflätherei und Gemeinheit nicht selten bewahrt. Daß dem wirklich so sei, beweisen vornehmlich die alten Männer in den romanischen Ländern. Wie haben sie in ihrer Jugend gelebt, und wie trefflich conservirt sehen sie in den meisten Fällen noch als Siebziger aus, während unsere Roués fast immer schon zwischen 40 und 50 wie leibhaftige Grabescandidaten umherwandeln! Welchen selten schönen Greisenköpfen begegnet man nicht z. B. in Frankreich auf allen Wegen und Stegen! Die Stürme der Jugend sind, wie Wolken am Frühlingshimmel, spurlos an ihnen vorübergegangen. Ohne Vorwurf schauen sie auf jene glücklichen Zeiten reinsten, vollsten Lebensgenusses zurück, und nehmen bis zu ihrem fröhlichen Ende an den leichtfertigen Freuden der Jugend den innigsten und wärmsten Antheil. Ein Stück wie der „bon homme jadis“, das ich im Théâtre français zu Paris von Provost so trefflich habe aufführen sehen, kann nur auf romanischem Boden gefallen, auf dem es gewachsen; ein deutscher bon homme jadis, der seinen Lebensabend lediglich durch die Erinnerungen an die losen sexuellen Streiche seiner Jugend zu erheitern suchte, wäre geradezu eine widerliche Figur. Es verräth daher sehr wenig Takt, daß man das Stück in's Deutsche übersetzt, und auf unsern Hofbühnen zur Aufführung gebracht hat. Germanische Ausschweifungen sind stets gemein,

romanische fast niemals entwürdigend, oft grazieus und — einige Pariser hypperraffinirte Scheußlichkeiten abgerechnet — immer in gewissem Grade erträglich. — Es folge schließlich hier noch zur Veranschaulichung dieses Gegensatzes eine kleine Aventüre, die einigen Landsleuten während meines Aufenthalts in Paris begegnet ist. Sie hatten, etwa zehn junge Leute zusammen, auf gut Deutsch bis zwei Uhr in der Nacht mit einander gekneipt, und sich dann aufgemacht, um auch der Venus noch ein unvermeidliches Opfer zu bringen. Die ganze, tüchtig angetrunkene Rotte stürmt in dieser Absicht, sich in der Nummer irrend, die Treppe eines Hauses auf dem Boulevart Montmartre hinauf, und reißt in der zweiten Etage vor einem verschlossenen Corridor heftig lärmend, an der Schelle. Nach einiger Zeit erscheint, die Thüre öffnend, ein alter Mann, die Schlafmütze über die Ohren gezogen, im tiefsten Négligé, und frägt die nächtlichen Ruhestörer höflichst, was ihm noch so spät die Ehre ihres unerwarteten Besuchs verschaffe? — „Nous voulons avoir des femmes, des femmes!“ brüllt ihm der ganze Haufen entgegen. Der Alte stutzt einen Moment, faßt sich indeß sofort wieder, und erwiedert mit äußerster Artigkeit: „Je suis désolé, Messieurs, de ne pas pouvoir vous satisfaire; mais je dois vous apprendre, que c'est la maison à gauche où vous trouverez ce que vous cherchez. Ici, Messieurs, il n'y a qu'une femme, et — c'est la mienne!“ O deutscher Philister, wie anders würdest du die Nachtschwärmer tractirt haben, auch wenn du selbst in deiner Jugend gerade kein großes Tugendmuster gewesen sein solltest! — Seid hübsch moralisch, liebe Landsleute, und bezwingt eure

Leidenschaften; denn sobald ihr ihnen den Zügel schießen laßt, werdet ihr bestialisch!

Doch zurück zur Chaussée zwischen Loja und Granada. Daß wir sechs ausländischen Reiter auch hier überall durch unsere Erscheinung große Sensation erregten, versteht sich in einem Lande von selbst, wo Alles so ganz anders hergeht, als bei uns. Es schmeichelte indessen unserm Nationalstolze — die Livländer wollten nichts anders als Deutsche sein, und sind es ja auch durch Namen und Abstammung — nicht wenig, zu bemerken, wie uns die Kunde, daß wir Alemanes seien, überall freundliche Gesichter eintrug. Ein alter Spanier, der uns auf andalusischem Schimmelhengst gerade in dem Augenblick begegnete, da wir alle in einer Front reitend, ein lustiges deutsches Studentenlied vor uns hin trällerten, begrüßte uns, ohne erst ein homerisches

*τίς; πόθεν εἲς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες?**)

an uns gerichtet zu haben, sofort als Señores Alemanes, und bemerkte dazu, als wir uns über seine Divinationsgabe wunderten, er wisse recht wohl, daß die Deutschen immer lustig und guter Dinge seien (sic?), und ohne Gesang nicht existiren könnten. Die Napoleon'schen Kriege hätten ihn mit unserer edlen Nation bekannt gemacht. Er muß in besonders guten Quartieren gelegen haben, da man im Allgemeinen bei uns nichts davon weiß, daß sich die unglücklichen spanischen Hülfstruppen Napoleon's vor Colberg und sonst in Deutsch-

*) „Wer bist du, von welchem Volke, aus welcher Stadt, wo wohnen deine Eltern?"

land so außerordentlich wohl befunden hätten. Auch gefällt sich überhaupt aus naheliegenden Gründen ein Südländer selten in unserem „kältern Deutschland", obschon die Lola's und Pepita's keine schlechten Geschäfte bei uns machen. Thatsache aber ist es, daß der Deutsche, so selten er auch, seit die Herrschaft Habsburgs in Spanien aufgehört, sich dort blicken lassen mag, bei weitem lieber gesehen wird, als namentlich der Franzose, der von dem Unabhängigkeitskriege her noch allgemein im allerschlechtesten Andenken steht. Eine gewisse sympathetische Aehnlichkeit des spanischen und deutschen Charakters ist nicht zu verkennen, und Franz Lorinser („Reiseskizzen aus Spanien," 2 Theile, Regensburg 1855. I. S. 3.) sagt nicht mit Unrecht, daß dem Deutschen, der einige Zeit unter den glatten, kalten Franzosen verweilt hat, der tiefere Ernst und das wunderbar tiefe Gemüth der Spanier wie ein herzlicher Gruß aus dem Vaterlande entgegenkomme.

Santa Fé, 2 Leguas vor unserem Reiseziel, ein hübsches Städtchen, das aus dem 1491 von Ferdinand dem Katholischen hier errichteten Lager hervorgegangen ist, und wo Columbus mit der Königin Isabel den Vertrag abschloß, der zur Entdeckung Amerika's führte, war um 4 Uhr Nachmittags erreicht, und um $^1/_2$6 Uhr hielten wir, kurz nach Sonnenuntergang, unsern feierlichen Einzug in Granada selbst. Die Alhambra, das mächtige Maurenschloß mit seinen Wällen, Zinnen und Thürmen von röthlicher Steinfarbe ragte auf ihrem grünen Hügel noch in ziemlich deutlichen Umrissen über dem Häusermeer bedeutungsvoll empor. Hätte ich — nochmals sei's gesagt und geklagt — über die kahlen Köpfe der

hinter der Burg sich hinziehenden sterilen Hügelreihe, welche die rechte Uferwand des Darrothals bildet, sogleich hinwegkommen können, so würde mir das andalusische Paradies schon an diesem Abend einen vollbefriedigenden Eindruck gemacht haben, denn es weht in der That aus dieser ganzen Landschaft der berauschende Odem jener Mährchenwelt aus tausend und einer Nacht, und obschon die Stadt in den meisten Theilen aus ebenso krummen und winkeligen Straßen besteht, wie ihre Schwester Sevilla, auch außer einigen Kirchen und Klöstern keine sonderlichen Prachtgebäude zur Schau stellt, so hat sie doch mit ihren tausenden von maurischen Fenster- und Thorbögen, Arkaden, flachen Dächern und blumengeschmückten Terrassen ein so durch und durch orientalisches Gepräge, daß man in Damaskus oder Bagdad zu wandeln wähnt. Die gegenwärtige Bevölkerung umfaßt etwa 90,000 Seelen. Am Thore kam uns das ganze, aus drei Individuen bestehende Douanenpersonal höchst gemüthlich entgegen, und verlangte ebenso wortkarg als höflich für zollfreien Einlaß das mäßige Lösegeld von 5 reales, die wir ohne Murren entrichteten. Ob diese Art von Fremdenvisitation vom spanischen Finanzminister vorgeschrieben ist, lasse ich dahingestellt; jedenfalls ist sie aber bei weitem bequemer, als die unbarmherzige Kofferaufreißerei und Wühlerei, der man sich zuweilen sogar in manchen Preußischen mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städten ausgesetzt sieht.

Wir stiegen im Leon d'oro auf einem geräumigen Platze, dem Theater gegenüber und unweit der Hauptstraße Carrera del Darro ab, wo wir zwei ganz leidliche Zimmer

erhielten, in denen wenigstens die Stühle und Tische sämmtlich ihre reglementsmäßigen vier Beine hatten. Auch machte das Treppenhaus von grau und weißem Marmor, sein Licht von oben empfangend, einen recht reinlichen Eindruck, obschon der spanische Floh auch hier nicht fehlte. Ein gewandter, gut englisch und etwas französisch sprechender Lohndiener, Manuel Bensaken, stellte sich uns für einen Duro pro Tag zur Verfügung, und wir hatten alle Ursache, mit diesem fast in allen neueren Reisebeschreibungen Spaniens bereits eine Rolle spielenden Cicerone wohl zufrieden zu sein*). Das Erste, was wir noch an diesem Abende von ihm verlangten, war der Nachweis eines guten Eislocals, um unsere Magenverhältnisse nach südländischer materia medica wieder in Ordnung zu bringen. Leider fanden wir Granada in diesem Artikel sehr schlecht assortirt, und erinnere ich mich selbst in den erbärmlichsten sicilianischen Nestern nicht so schlechtes Eis zu mir genommen zu haben, als hier. Bensaken war unglücklich, uns nicht befriedigen zu können, und schlug, um uns wieder zu guter Laune zu bringen, noch einen Mondscheinspaziergang nach der nahen Alameda vor, der schönsten und schattigsten, die ich in Spanien gesehen. Bei der plaza del Lobo (Wolfsplatz) beginnend, führt sie zunächst zu einer aus der Römerzeit stammenden Brücke über den Jenil; hier befindet sich der sogenannte salon, ein breiter, kiesbestreuter und von Ulmen

*) Noch mehr empfohlen wird José Jimenez, der Sohn jenes Mateo, der sich dem trefflichen Washington Irving als „hijo del Alhambra" (Sohn der Alhambra) vorgestellt, und ihm als Führer so treu gedient. Der alte Mateo Jimenez lebt gleichfalls noch.

und Akazien, Rosen-, Oleander- und Granatbüschen umringter Platz, wo zahlreiche Marmorbänke zu dem, dem Spanier so vorzugsweise angenehmen Spazierensitzen einladen. Sehr richtig bemerkt schon de Laborde: „der Spanier liebt den Spaziergang, aber er geht nicht gern spazieren; die Promenade ist für ihn blos ein Versammlungsort, wohin er geht, um sich niederzulassen, und seine Umgebungen zu mustern.“ Die Alameda setzt sich dann noch jenseits der Brücke in einer doppelten Allee von Schwarzpappeln bis zu einer hohen Fontaine mit Marmorbassin fort, hinter der ein dichtes Gehölz sich nach dem Fuß des Berges hinzieht, worauf die stolze Alhambra liegt. Obschon der Hauptschmuck solcher Promenaden, nämlich der weibliche, der späten Abendstunde wegen, fehlte, so schwelgten wir doch noch bis 11 Uhr in der herrlichen, würzigen Sommernacht; denn daß der Herbst im Kalender schon längst begonnen, das fiel unter diesen üppigen Düften des Südens und bei so lauer, wohliger Temperatur wahrlich Keinem von uns ein.

Hiermit hatten aber die Genüsse für heute auch vollständig ein Ende, denn Alles, was sich später für mich wenigstens ereignete, verdiente diesen Namen keineswegs mehr. Zuerst nämlich erwiesen sich sämmtliche Betten in unserer Fonda als grundschlecht und insektenbevölkert. Dann verhinderte ein, die ganze Nacht hindurch nicht aufhörendes Guitarrengeklimper und das allstündlich wiederholte fürchterliche Singen der Nachtwächter (die hier serenos heißen, weil sie in ihren langen Litaneien fast nur gutes Wetter zu verkünden haben) allen Schlaf. Endlich aber überfiel mich persönlich, als Nachwehe

der fünftägigen Reittour ohne gute Nahrung und Betten, eine abscheuliche Diarrhöe, die um so tragischere Scenen herbeiführte, als ich merkwürdigerweise den „commun“ über Nacht verschlossen und schlüssellos fand — eine Sitte, die mir sonst nirgends in der Welt vorgekommen ist. — Kein mozo (Kellner) war wach zu rufen, keine Hofthüre zu finden, und in allen Kammern, die ich in meiner Angst öffnete, um auf den gewünschten Ort zu flüchten, schnarchten mir würdige caballeros entgegen. Als ich dem Wirth am folgenden Morgen von meinen Leiden erzählte, amüsirte er sich zwar königlich darüber, versprach aber doch feierlichst für die Zukunft Abhülfe des Uebelstands.

Sechstes Capitel.

Granada.

Am 20. October.

Glücklicherweise hatte der Unfall der Nacht keine weiteren Folgen, und ich konnte mit den Gefährten um 8 Uhr früh ein erquickliches Bad in appetitlicher Marmorwanne nehmen, das mich von unsäglichem Reiseschmutz befreite. Nach dieser Wiedergeburt erst fühlten wir uns würdig, mit unserem Führer die Alhambra (die übrigens — beiläufig gesagt — im Spanischen männlichen Geschlechts ist) zu besteigen; daß ihr unsere erste Visite galt, lag in der Natur der Sache. Sie thront östlich von der Stadt auf dem, Cerro de Santa Elena genannten Ausläufer der Sierra Nevada. Der Hügel senkt sich nach Süden zu sanft in das breite Thal des Jenil hinab, während er nordwärts schroff in das Felsenbett des Darro abfällt. Er ist durch eine breite Schlucht, welche der Park der Alhambra ausfüllt, in zwei Hälften getheilt, von denen die niedrigere die berühmten torres bermejas (Carmoisin-Thürme) — eine der Sage nach von den Phöniziern schon erbaute Burg —, die höhere die Alhambra selbst trägt.

Unser Weg führte über den alten berühmten Turnierplatz der maurischen Ritter, die Bivarrambla, jetzt ein besuchter, lebhafter Marktplatz, dem wie so vielen seines Gleichen in Spanien der moderne Name plaza de la constitucion zu Theil geworden. Von hier ging es durch die sehr enge, alte, mosaikartig gepflasterte Bazarstraße Zacatin, wo Laden sich an Laden reiht, nach der geräumigen plaza nueva, und dann weiter durch das alte Granada, das halbmondförmig um das Maurenschloß herum kauert. Jenseits des Darro liegt die ehemals glänzende, jetzt fast nur noch von Zigeunern und armem Volke bewohnte Rittervorstadt, der Albaycin, worin der spurlos verschwundene Pallast des Emirs und der ersten Könige von Granada gestanden, eine trutzige Festung, die 40,000 Mann zu fassen vermochte. Die Straßen in diesem Stadttheil sind sämmtlich erstaunlich eng, doch deuten häufige alte Freskomalereien und Skulpturen an den Häusern, sowie einige noch leidlich erhaltene Patios voll Lorbeersträucher und Rosen nach der poetischen Maurenvorzeit zurück, da hier Alles von Ueppigkeit, Wohlleben und Pracht strotzte. Riesige Aloes und Caktus schauen hier und dort zwischen den ärmlichen Hütten und Schutthaufen hervor, und gemahnen an die ewige Kraft der Natur, der Gebrechlichkeit menschlicher Bestrebungen gegenüber. Sobald man an den letzten Häusern vorbei ist, wendet sich der Weg links aufwärts, und man kommt an das von Carl V. erbaute äußere Thor der weitläufigen Burg, deren röthliche Wallmauern und dazu gehörige 13 viereckige Thürme hier zuerst sichtbar werden. Das mit Granada's Wappen, dem Granatapfel, gezierte Thor,

de las Granadas genannt, ist von plumper Architektur und nur mäßig groß; doch erschließt es den Eingang zu einem köstlichen Park, durch den drei breite, wohlerhaltene Alleenwege nach den verschiedenen Theilen der Burg hinansteigen. Wir wählten den mittleren dieser Gänge, die schöne, von Wellington gepflanzte „Allee der Rothen," d. i. die Allee für die gentry Granada's, während der Aristokratie die blaue, und dem common people die weiße Farbe als Symbol eigen ist. Schlanke Ulmen begleiten diesen langen, schattigen, trefflich erhaltenen Gang, vielleicht den schönsten in ganz Spanien, dem es an hochstämmigen Schattenspendern sonst so sehr fehlt. Rechts und links rieseln, zum Theil unsichtbar, in Steinrinnen gefesselte Quellen, plätschern vielgeschwätzige Wasserfälle zwischen Rosenhecken und Buschwerk hervor, und silberklare Fontainen werfen ihr anmuthiges Lispeln zwischen drein, — —

„Derweilen die Nachtigall
Süß flötend im Baum sitzt,
Und neckisch herablugt
Zur schmachtenden Rose."

Zum Theil sind diese Fontainen mit weißen Marmorbecken von recht hübscher Skulptur versehen; auch passirt man einen durch seinen Wasserreichthum ausgezeichneten Brunnen, den Karl V. in monumentalem Style an der mächtigen Terrassenmauer, welche die Burg auf dieser Seite umschließt, errichten ließ. Bald darauf steht man vor dem, aus Abbildungen so wohlbekannten Arco de justicia, dem alten, thurmgekrönten Eingangsthore mit dem schönen hufeisenförmigen

Bogen, sogenannt, weil unter demselben in grauer Vorzeit der Kadi Recht zu sprechen pflegte. Es dient schon leidlich lange, dieses ehrwürdige Thor, und hat schon manchem Sturme siegreich getrotzt. Eine lange arabische Inschrift daran besagt, daß Jussuf Abul Hagig im Jahre 726, arabischer Zeitrechnung, also 1348 nach Christus, es erbaut habe. Just über der Mitte der kühnen Thorwölbung reckt sich in Marmorbasrelief eine offne Hand empor, die als Symbol der Gastfreundschaft und Großmuth gedeutet wird. Ein anderes Emblem befindet sich am oberen Schlußstein eines zweiten, inneren Bogens in der mit Stuckarbeit gezierten Halle, wohin das Thor führt; es ist dies ein großer Schlüssel, den Mr. Richard für den Himmelsschlüssel hält, welchen Mohamed gleich Petrus als Attribut und Symbol himmlischer Macht führe. Doch unterliegt diese „llave“ auch noch anderen Auslegungen, worüber sich die Gelehrten streiten mögen. Eine alte maurische Sage prophezeit den Zusammensturz der Alhambra, wenn einst die Hand sich ausrecken, und den Schlüssel ergreifen werde. Oft schon, und so noch in diesem Jahre (1856), sind einzelne Theile der Burg, Mauern und Wartthürme eingefallen, aber noch harret die Unvergängliche ihres jüngsten Tages, da Hand und Schlüssel noch unverrückt in ihrem Steinbann rasten. — Wenn man durch das als Wachthaus benutzte Thorgewölbe geschritten ist, geht man eine Strecke lang auf schmalem, ansteigendem Wege zwischen hohen Mauern hin und an einem zweiten Thurme vorbei, der jetzt torre del vino heißt, und höchst zierlich gebaut ist; so gelangt man auf die plaza de los algibes (den Cisternen-

hof), so genannt, weil sich unter ihm zwei, durch ihr eiskaltes Wasser berühmte Cisternen befinden, welche der Darro speist, der das Schloß auf der Nordseite, in tiefer Schlucht dahin brausend, bespült, und dann, meist überbrückt, die Stadt Granada mitten durchschneidet. Dieser öde Platz ist auf der linken Seite von zwei Festungsthürmen (torres del homenage) eingefaßt; rechts erhebt sich der riesenhafte, doch unvollendete Pallast Karl's V., und vorn befindet sich eine niedrige, halbverfallene Brustwehr, über welche man in die Thalkluft hinabschaut, die dem Darro zum Bett dient; hinter derselben erscheint, auf einem mäßigen Hügel gelegen, der Albaycin. Der Kaiserpallast ist zwei Stockwerke hoch, von gelblichem Stein erbaut, außen viereckig und inwendig rund, und gewährt namentlich durch die schöne daran angebrachte Säulenarchitektur einen imposanten Anblick. Das Fundament bis zum ersten Stockwerk hinauf besteht, wie die Palläste Strozzi und Pitti in Florenz, aus großen Quadersteinen. Im innern Raume, der jetzt, mit Schutt und Unkraut bedeckt, ein trauriges Bild des Verfalls darstellt, sind öfters Stiergefechte und Hahnenkämpfe abgehalten worden. Das ist Alles, was Kaiser Karl von seinem Vandalismus hatte, einen Theil der Alhambra, nämlich den Winterpallast der Maurenkönige, niedergerissen zu haben, um für sein Prunkschloß Raum und Steine zu gewinnen! Warum bezog er nicht lieber die alten, so unübertrefflich schönen, zauberhaften Gemächer der Alhambra selbst, die ihm eine Residenz bot, wie sie prächtiger und origineller kein zweiter Erdenbeherrscher aufzuweisen gehabt hätte? Welch' ein Wahnsinnsgedanke, ein Stück Alhambra abzubrechen, um

einen neuen Herrschersitz zu schaffen, der so fremdartig und altklug in die phantastische Mährchenwelt des Orients hineinschaut, daß man seufzend ausrufen möchte: guter Freund, du hast dich sicher nur verirrt; du gehörst nach London oder nach St. Petersburg, aber nicht nach Granada! —

Nicht fern von diesem Pallast, auf der nach Westen zu vorspringenden Ecke der Burg, liegt ein Gebäude, die Alcazaba genannt, an dessen äußerstem Westende sich die mächtige torre de la Vela (Wachtthurm), gegen die Stadt gekehrt, erhebt, von wo eine große, nach spanischer Thurmsitte zwischen zwei Pilastern à jour hängende Glocke allnächtlich den Wärtern der die Vega durchrieselnden altmaurischen Wasserleitungen das Signal zu der streng nach Stunden abgemessenen, fruchtbringenden Schläusenöffnung giebt. Hier auch war es, wo der Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza am 2. Januar 1492 vor den Augen seines Herrscherpaares, Ferdinand und Isabella, das Kreuz als Symbol der Einnahme der Alhambra und des Endes der Maurenherrschaft in Granada aufpflanzte. Der Sinn des Wortes alcazaba ist Festung; das Gebäude diente aber schon früher als Gefängniß, und noch heute wird schweren Verbrechern, Räubern und Mördern, ein unfreiwilliger Aufenthalt hier angewiesen. Wir sahen eine schauerliche Bande solcher bigardos (Galgenstricke) in einem engen, von hohen Mauern umschlossenen Hofe aus Pferdeeimern ihre Mittagsmahlzeit verzehren. Je zehn dieser confiscirten Gesellen stehen unter dem Commando eines Corporals, den sie indessen nach Aussage unseres Bensaken oftmals zu bestechen pflegen, um nach Sonnenunter-

gang den die Alhambra umgebenden Park ungenirt durchstreifen, und die arglos in Ruinen und Mondschein schwärmenden Fremdlinge berauben zu können. In der That sollen, wie wir auch sonst gehört, die Environs der Burg am Abend höchst unsicher sein, und es ist daher allen Freunden nächtlicher Wanderungen äußerste Vorsicht anzuempfehlen. Daß es in Andalusien so viel Rinaldo-Rinaldini's giebt, kann übrigens nicht Wunder nehmen, wenn man von dem Strafmaß hört, mit dem ein in die Alcazaba abgelieferter ladron belegt zu werden pflegt: nach zehnjähriger Einsperrung schon läßt die Justiz ihn wieder los, worauf er dann, von seinem glücklich-romantischen Naturell unterstützt, das alte Handwerk sofort von Neuem beginnt. Um aber den Contrast einer so gelinden Bestrafung mit dem schweren Verbrechen des Raubmords einigermaßen auszugleichen, haben die Carabiniers oder Gensdarmen neuerdings vom Gouvernement die Autorisation erhalten, jeden Wegelagerer und Räuber, den sie auf der That ertappen, gar nicht mehr erst hierher zu schaffen, sondern auf der Stelle zu erschießen. So hofft man die Sicherheit der andalusischen Landstraßen allmälig wiederherzustellen, nachdem der langjährige, blutige Bürgerkrieg sie zu einer wahren Arena niederträchtiger Abenteurungslust gemacht hat. —

Links von der Alcazaba tritt man in einen Garten, der — el parador de la Sultana genannt — zwischen die Ringmauern der Alhambra eingeklemmt liegt, und berühmt ist durch einen hundert Jahr alten, sich laubenhaft über den ganzen Raum ausbreitenden Weinstock und eine herrliche Aussicht auf das Häusermeer von Granada, die

beiden Flußthäler des Darro und Jenil, sowie die fruchtbare Hochebene la Vega, welche sich westwärts vor der Stadt bis Loja in einer Breite von 4 bis 6 Leguas am rechten Jenil-ufer ausdehnt, 38 Ortschaften umfaßt, und von der der Geschichtschreiber der Kriege von Granada, Ginez Perez de Hyta, zu Anfang des 17. Jahrhunderts treffend sagt:

„Fresca y regalada vega,
Dulce recreacion de damas,
Y de hombres gloria immensa,“ —

ein Loblied, was ich wohl kaum erst zu übersetzen brauche. Am Südwesthorizonte wölbt sich bei dem Orte Padul, als äußerster Ausläufer der Sierra Nevada, der spitzige Hügel, auf welchem der letzte Maurenkönig, Abu-Abdalah, gewöhnlich Boabdil genannt, im Jahre 1492 nach der durch Einschließung und Aushungerung erzwungenen Capitulation Granada's dem Sitze seiner Väter den schmerzlichen Scheidegruß zusandte. Der Ort wird deshalb auch heute noch el ultimo suspiro del Moro genannt. Näher heran zeigen sich die kahlen und isolirt-, mitten aus dem Jenilbecken emporsteigenden, aus Jurakalk bestehenden drei Felsenkegel der 2757 Fuß hohen Sierra de Elvira, welche, nur 2 Leguas von Granada entfernt, in grauer Aschenfarbe die oliven-, citronen-, orangen- und rebenreiche, mit unzähligen Dörfern und Landhäusern besäete Vega im Nordwesten recht melancholisch einrahmt, während im Süden die Sierra de Almijarras und de Tejeda ihre schroffen Gipfel drohend gen Himmel recken. Es ist ein zugleich wohlthuendes und höchst bizarres Landschaftsgemälde, dem nichts sich an die Seite stellen läßt. Der Gärtner des Parador

pflegt den Fremden ein balsamisches Bouquet zum Andenken an die Alhambra zu präsentiren, welches denn freilich anders duftet, als das arme Brocken- oder Schneekoppensträußchen von heimischem Haidekraut, womit ich wohl früher meinen Hut geschmückt.

Doch wir haben lange genug in den Propyläen der Alhambra geweilt; treten wir endlich in diese selbst ein. Durch eine unscheinbare Pforte in einem an den Kaiserpallast gelehnten und mit ganz gewöhnlichen Hohlziegeln bedeckten Mäuerchen schritten wir in die eigentliche innere Burg. Ihr Bau ward — ich muß immer wieder prosaisch ausholen — um das Jahr 1248 von dem weisen, pracht- und kunstliebenden König Muhamed Abu Alahmar (d. i. Sohn des Alahmar) begonnen, der in den Wandinschriften des Pallastes häufig Abu Abdalah (Vater des Abdalah) heißt, und dessen Motto: „Wa la ghalib ilah Alah“ (d. i. es giebt keinen Eroberer als Gott) man in dem gleich näher zu beschreibenden patio de la alberca häufig auf Fayenceplatten eingebrannt begegnet; letztere zeigen einen blauen Balken im silbernen Schilde. Vollendet ein Jahrhundert später von dem schönen und hochherzigen Sultan Jussuf (Yusef) Abul Hagig, der 1333 den Thron Granada's bestieg, blieb das Schloß bis 1492, wo die Christen die Stadt einnahmen, Residenz der maurischen Herrscher, während es jetzt, außer dem königlichen Gouverneur, nur noch von wenigen Beamten, Aufsehern, Invaliden und Bettlern bewohnt wird. Die Krone seiner Bevölkerung zur Zeit unserer Anwesenheit bildete das Töchterlein des Gouverneurs und Vorstehers des Staatsgefängnisses, eine schöne,

schwarzlockige Andaluza, der wir am Fenster, wo sie mit weiblicher Handarbeit recht sittsam beschäftigt war, unsere Reverenz machten. Fast wären wir versucht gewesen, die ganzen Reize der Alhambra in ihren Gluthaugen allein zu suchen.

Je weniger die plumpen, kunstlosen äußeren Mauern der aus so vielen unregelmäßigen Theilen bestehenden Burg (die vormals einer Armee von 40,000 Mann Raum zu gewähren vermochte, und deren fortificatorische Bedeutung erst die Franzosen bei ihrem Abzuge aus Spanien durch Sprengung mehrerer Thürme gebrochen haben) ihren inneren Reichthum verrathen, um so geblendeter wird das Auge vom plötzlichen Anblick dieser unbegreiflichen Wunderwelt. Es ist dies ein sehr eigenthümlicher Zug, der durch die ganze maurische Architektur durchgeht, hinter möglichst unansehnlichem Aeußern das glänzendste Innere zu verbergen. Ohne Ordnung und Gleichmaß, völlig schmucklos und kahl erscheinen die Gebäude der Alhambra, eines unregelmäßig an das andere gepfropft, von Außen. Man tritt hinein, und sieht sich von allen Zeugnissen des Geschmacks und der Pracht feeenhaft umringt! Wie kein anderes Volk verstanden es die Mauren, in ihren Wohnungen die Annehmlichkeiten des künstlerischen Luxus mit den Reizen der Natur zu verbinden. Kühle Säle und Hallen wechseln mit duftenden Gärten, Fontainen mit Ruhebänken, des Himmels ewiges Blau mit gewölbten, zierlichen, unendlich reich geschmückten Plafonds ab. Blumen, Myrten- und Orangenbüsche kosen zwischen glänzenden Fayencewänden und weißmarmornen Fußböden. Natürlich ist der Styl der Alhambra im Allgemeinen dem des Alcazar zu Sevilla völlig

entsprechend; doch findet man in der erstern, abgesehen daß auch hier Montpensier'sches oder — wie Bensaken behauptete, sogar Königliches Geld an der Renovation des Verfallenen arbeitet, Alles noch in einem weit besseren Zustande, als im Alcazar. Auch ist das Ensemble um Vieles großartiger, das Detail reicher, und hauptsächlich die Umgebung, die Landschaft, die so wesentlichen Einfluß auf den architektonischen Effect übt, unvergleichlich viel schöner.

Zuerst tritt man in einen, wegen seiner schönen Myrtenpflanzung patio de los arrayanes genannten Hof, der 180 Fuß lang und 80 Fuß breit ist. Er heißt auch patio de la alberca (Hof des Wasserbehälters) weil in der Mitte ein sehr großes Marmorbassin mit Goldfischchen sich befindet, an dessen beiden Seiten sich Myrtenhecken und verschnittene Cypressenbäume zeigen. Der Fußboden ist mit glatten weißen Marmorplatten gepflastert. Die Mauren nannten das Bassin, welches dem Hofgesinde als Bad diente, mesuar. Zur Rechten und Linken an den Schmalseiten des Hofraums laufen offne, von schlanken Marmorsäulen auf niedrigen runden Sockeln getragene Hallen mit je sieben zierlichen hufeisenförmigen Bogen, deren wohlerhaltene Stuckornamente, aus einer feinen, weichen Gypsmischung gearbeitet, ebenso hohe Bewunderung abnöthigen, als der innere Arkadenraum, der mit mannigfaltigen phantastischen Skulpturen bedeckt ist, während buntglänzende azulejos oder Fayenceplatten die Gesimse und Wandnischen schmücken. Die zierlichen Einfassungen der einzelnen Arkadenbogen finden sich überdies mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Die Langseiten des Hofs sind einfacher ge-

halten, und die Wandflächen hier nur von einigen Thüren und darüber befindlichen kleinen runden Fenstern zur Erleuchtung der obern Etage unterbrochen. Doch trifft man auch hier auf die glänzenden Fayenceplatten an den Gesimsen, und schöne Stuckarbeit legt sich als Rahmen um Thüren und Fenster.

An die Halle linker Hand stößt die sala de la barca mit schöner Holzdecke, das Vorzimmer zum größten aller in der Alhambra befindlichen Gemächer, der sala de los embajadores (Gesandtensaal), welcher letztere, ein vollkommenes Rechteck mit hochgewölbter Decke bildend, den ganzen innern Raum des äußerlich plump gebauten, und hoch über die Burg emporragenden Festungsthurms, torre de Comares, ausfüllt. Zwei Thüren führen in dieses Prunkgemach, zu dem das Licht durch kleine, unter der Kuppelwölbung angebrachte Bogenfenster — je 5 an einer Wand — und durch je 3 vom Niveau des Fußbodens aufsteigende doppelte Nischenfenster eindringt, welche die drei nach Außen gekehrten, enorm dicken Wände durchbrechen. Die ungefähr 4 Fuß hohen Gesimse sind abermals mit funkelnden azulejos, die Wände über und über mit erhabener, aus Gyps geformter und roth, blau und mit Goldfarbe bemalter Filigranarbeit bedeckt. Was die teppichartigen Muster dieser Zierrathen eigentlich vorstellen, ob Blumen, Thiergestalten, Sterne, Bänder, das entziffert kein Auge, so bunt durcheinander sind sie verschlungen; aber das Ganze eint sich zur wohlthuendsten und grazieusesten Harmonie. Wie versteinerte, auf der Wand fixirte Traumgebilde, so schauen sie uns an — diese seltsamen hieroglyphischen

Ornamente. Am Plafond sind schöne Boiserieen aus Cedernholz angebracht, und da, wo sich dessen Wölbung an die Saalwände anschließt, fallen stalaktitenartige Blumengehänge, aus Gyps geformt, in leicht gefälligem Linienspiel herab. Um Fenster und Thüren laufen breite Ränder von feinster Stuckarbeit, worauf sich die mannigfaltigsten Inschriften befinden. Aus der, den zwei Eingängen in die sala de la barca gegenüberliegenden Fensternische tritt man auf einen, weit und frei aus der Thurmwand hinausragenden Balkon, von wo sich eine herrliche Aussicht auf das Thal des Darro, die Stadt Granada und die dahinterliegenden Gebirge eröffnet. Unmittelbar unter dem Beschauer am Fuße des steilen, baumbewachsenen Alhambrahügels, dehnt sich eine kleine, äußerst liebliche Alameda, die hauptsächlich der untern Bevölkerungsschicht Granada's zum Spaziergang dient, und auf der man das originelle Treiben der andalusischen Majos fast besser noch studiren kann, als auf der, vorzugsweise den höheren Ständen überlassenen großen Promenade am Jenil. Leider haben wir es versäumt, den Thurm des Comares — so hieß der Erbauer — zu besteigen, zu dem man vom Gesandtensaal auf einer steilen und düstern Wendeltreppe hinaufklettert. Den ganzen Bauplan der Alhambra kann man nur von hier aus ordentlich übersehen, und es gehört daher wesentlich zur genauen Orientirung in diesem weitläufigen, unregelmäßigen Bau, jene Höhe erklommen zu haben. Eine breitere Treppe führt vom Gesandtensaal zu einer Gallerie, welche die späteren christlichen Herrscher auf der Höhe der an den Thurm sich anschließenden Festungsmauer angelegt haben, und deren Dach

auf maurischen Säulen von weißem Marmor ruht. In einer mit eisernen Stäben vergitterten, seitwärts ausbiegenden Fortsetzung dieses Ganges soll die Mutter Carl's V., die wahnsinnige Johanna, Tochter Ferdinand's des Katholischen und der Isabella von Castilien, bis zu ihrem 1555 erfolgten Tode gleichsam gefangen gehalten worden sein. Von hier aus blickt man in den ehemals wegen seiner zauberhaften Blumenreize hochberühmten Garten der schönen Lindaraja hinab, welcher jetzt in trauriger Verwilderung daliegt. Auch die hier befindliche, in maurischen Romanzen viel besungene Fontaine mit ihrem Bassin von Alabaster überwuchert heute Unkraut aller Art. Weiter im Gange fortschreitend, gelangt man zu einem kleinen viereckigen Thurme, wie deren viele aus der, die Alhambra umgürtenden Bergschlucht hervorragen, aber keiner von allen läßt sich mit diesem vergleichen. Hier nämlich befindet sich das sogenannte Toilettenzimmer der Königin, el tocador de la Reina, das im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts von italienischen Künstlern als Boudoir für die stolze, schöne Gemahlin Philipp's V., Elisabeth Farnese von Parma, eingerichtet worden, nachdem dieser Raum früherhin den maurischen Königen als Wartthurm gedient. Es ist ein eleganter, kleiner, auf drei Seiten freiliegender Pavillon, dessen mit Fresken geschmückte Decke von acht schlanken Marmorsäulchen getragen wird, und um welchen außerhalb eine Loggia herumläuft, von wo aus sich die herrlichste Aussicht auf die buschigen Umgebungen der Burg, das schroffe Hochgebirge und die blühende sanfte Vega eröffnet. Gegen Osten blickt man zugleich in das Felsenbette des schäumenden Darro

hinab, und rechts davon, der Alhambra gerade gegenüber, erhebt sich die zwischen mächtighohen, 400jährigen Cypressen herausschauende maurische Villa, der mährchenhafte Ginaraliph, über welchem der steile Hügel der Silla del Moro und noch weiter rechts dahinter das Schneehaupt des Picacho de Veleta emporragt, der nach einer trigonometrischen Messung Clemente's 10,802 Fuß hoch ist. Der Contrast, den diese ewige Winterlandschaft mit der grünen Guirlande von Orangen-, Granaten-, Feigen- und Lorbeerbäumen bildet, welche die rothe ehrwürdige Alhambra umblühen, gewährt einen unvergeßlich-zauberhaften Anblick. Deshalb singt mit Recht ein neuerer Dichter von Granada:

„Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella!“

(O Stadt, Tochter der Sonne, die du, ein blühender Garten, aus einer Schneewüste emporprangst!)

Entschieden ist dies der landschaftlich kostbarste Punkt der ganzen Alhambra; ich habe ihn wiederholt besucht, und glaubte doch, als ich endlich, auf Nimmerwiederkehr von ihm scheiden mußte, ihm noch lange nicht genug des Schönen abgesehen zu haben, denn jede neue Betrachtung enthüllte neue Reize, jeder neue Blick gewährte neue Entzückungen. Wer sich doch, wie der geistvolle Washington Irving gethan, hier Monate lang niederzulassen im Stande wäre! Aus diesem Wonnekelche nur genippt zu haben, ist immer schmerzlich. Die Wände dieses einzigen Boudoirs, früher auch mit Arabesken und Fresken geziert, sind leider! durch rohe Hände auf das

Elendeste verunstaltet; Knittelverse und unberühmte Namen finden sich aller Orten angekritzelt, als trauriger Beweis, wie der Gassenbubensinn auch das Schönste nicht verschont. Wie schade, daß hier keine drakonische Polizei über der Erhaltung des Unvergleichlichen wacht!

An dieses Toilettenzimmer reiht sich eine Enfilade von Gemächern aus Carl's V. Zeiten, in denen die arabischen Wandornamente recht ungeschickt nachgeahmt sind; namentlich erreichen die Fayenceplatten der Lambris weder an Farbenpracht noch an Zierlichkeit in den Dessins jene altmaurischen. Der Wahlspruch des rastlosen Kaisers: „Plus oultre“ findet sich häufig angebracht, und ist allerdings, sofern er sich auf die hier zur Schau gestellte Kunst beziehen soll, recht ungeschickt gewählt. — Unter dieser Zimmerreihe liegt das Königsbad, el baño del Rey, nebst einem quadratförmigen, etwa 10 Schritt langen und breiten Vorsaal, mit Marmorfußboden, schlanken Säulen und Pilastern, sowie mit zierlich gewölbter Decke. Durch kleine sternförmige, jetzt scheibenlose Deckenöffnungen fällt das Licht sparsam herein. Die Wandverzierungen sind großentheils zertrümmert, doch aber zeigen sich auch in diesem Raume noch überall die Spuren des hohen orientalisch-wollüstigen Comforts, der hier geherrscht haben muß. Wir stimmten hier, von Bensaken auf die merkwürdige Akustik des Gemachs aufmerksam gemacht, einen vierstimmigen Gesang an, der in der That von wunderbarer Wirkung war, obwohl wir nichts weniger, als ein vollkommenes Quartett bildeten.

Hierauf kehrten wir nach dem Myrtenhofe zurück, und

besahen die längs desselben sich hinziehenden sogenannten Archivzimmer, die ziemlich verwahrlost sind, sowie, in einen kleinen Seitenhof eintretend, die von den Christen zu einer Kapelle verwandelte Miniatur-Mezquita. Endlich aber gelangten wir, einen gewölbten Gang durchschreitend, zu dem Allerheiligsten der Alhambra, dem berühmten patio de los leones, dem Löwenhofe. Er ist 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, von einem aus 168 schlanken und glatten weißen Marmorsäulen bestehenden Porticus umgeben, der in der Mitte der beiden schmalen Seiten zu zwei viereckigen, in den Hof hineinragenden Pavillons auswächst, worin sich ein rundes Wasserbecken befindet. Die Säulchen in unnennbarer Zierlichkeit prangend, stehen theils einzeln, theils gekoppelt, und in den Capitälen herrscht die größte Mannigfaltigkeit: kaum zwei sehen sich einander ähnlich. Die boisirte Decke der Colonnade glänzt zum Theil in unvergänglich frischen Farben, gold, roth, weiß und blau. Auf den Gesimsen findet sich unzählige Male das arabische Motto: „la illa illah allah," d. h. „es giebt keinen Gott außer Gott." Ueberall an den Bögen, die sich von Säule zu Säule wölben, erblickt man wieder jene unnachahmlich feine durchbrochene Stuckarbeit, die den ganzen Hof wie mit Brüsseler Spitzen drappirt erscheinen läßt. In der Mitte erhebt sich in zwei übereinanderstehenden Alabasterschaalen der Brunnen, der dem patio den Namen gegeben, denn die untere Schaale ruht auf 12 allerdings entsetzlich roh und naturwidrig gearbeiteten Löwen. Der Islam blieb überhaupt in Folge des heftigen Eifers Mohameds gegen jede Spur von Götzenbilderei, wozu, wohl

nach fälschlicher Auslegung der betreffenden Stellen im Koran, alles Darstellen von Thier- und Menschenfiguren gezählt ward, ohne irgend eine selbstständige Entfaltung der bildenden Kunst, und concentrirte deshalb seine ganze so üppige Phantasie ausschließlich in der Architektur. Läge dieser Prachtbrunnen, mit Ausnahme eines einzigen Festtags, des 2. Januars (d. i. der Jahrestag der Uebergabe Granada's an die Christen), nur jetzt nicht so erbärmlich trocken und verstaubt vor uns, er, der ehemals aus jedem Löwenrachen Ströme von Wasser gespieen, und eine haushohe Fontaine kerzengerade in die Luft gesandt hat!

Links vom Löwenhofe tritt man, einige Stufen hinanschreitend, in die nur mäßiggroße sala de las dos hermanas (Saal der zwei Schwestern), so genannt von zwei schönen, großen weißen Marmorplatten, die in der Mitte des Fußbodens an beiden Seiten eines Wasserbeckens eingelegt sind. Der Saal ist unten vier-, oben achteckig, und endet in eine phantastisch gezierte, zellenförmige Kuppel; sie läßt durch acht kleine Fenster das Licht von oben hereinfallen, und dieses reflectirt auf der reichen Goldmosaik der Wände in höchst zauberhafter Weise. Zwei angebaute zierliche Alkoven, worin vermuthlich Betten standen, und ein längs der äußern Wand, dem Eingang gegenüberlaufender Corridor, der zu einem Erker, el cuartito del infante, führt, ziehen durch ihre schöne gleichfalls zellenförmige Deckenwölbung und zahlreiche maurische Sprüche, sowie sonstige Zierrathen an den Wänden die Aufmerksamkeit auf sich. Der rings um den Saal laufende Porticus trägt eine in halber Höhe angebrachte Gallerie, hinter deren in durchbrochener Arbeit gefertigten Jalousieen die

Bewohnerinnen des die östliche Seite der Burg einnehmenden und mit der Gallerie in Verbindung stehenden Harems den Festlichkeiten ungesehen beiwohnten, welche in dem reizenden Prunkgemache veranstaltet wurden. Vom Cuartito del infante blickt man abermals in den von einer Marmorsäulenhalle eingeschlossenen Garten der Lindaraja herab. Er bildete den Hof des Harems, unter dessen Fontainen und Orangenbäumen die schönen Houris wandelten. Drei große Bogenportale öffnen sich auf der dem Eingang in den Löwenhof gegenüber befindlichen Langseite des ihn umschließenden Säulengangs nach der 90 Fuß langen und 16 Fuß breiten sala de la justicia, welche einzig aus diesen Portalen ihr Licht empfängt. Drei tiefe, an der gegenüber befindlichen Saalwand angebrachte Nischen correspondiren mit jenen Eingängen, und hohe Kuppeln wölben sich über denselben; die Plafonds der Nischen sind mit drei auf goldüberzogenem Pergament aufgetragenen Gemälden, eine Versammlung von 10 bewaffneten Greisen, sowie Jagden und Kämpfe darstellend, geziert. Diese Malereien, die keineswegs ohne künstlerischen Werth sind, stammen indessen höchst wahrscheinlich nicht von einem maurischen Künstler her; Kugler schreibt sie einem christlich-spanischen Maler aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts, Passavant einem Italiener vom Schluß des 14. Jahrhunderts zu. Der sala de las dos hermanas vis à vis, also rechts vom Löwenhof, liegt die länglichgeformte sala de los Abencerrages, in die man durch ein reich ornamentirtes, zunächst in ein schmales Vorgemach führendes Bogenportal eintritt. Hier ist es, wo die Königin von Spanien ein Stück Wand nach dem Muster einiger noch

ganz erhaltenen Stellen durch Auffrischung der Vergoldung und der übrigen Farben sehr schön — aber freilich auch mit großem Kostenaufwande — hat wiederherstellen lassen. Möchten doch, wie zum Cölner Dom, auch hier größere Collecten aus allen Theilen der civilisirten Welt zusammenfließen, um ihr das vielleicht größte Bauwunder, die göttliche Alhambra, zu erhalten, ja in der alten Pracht wieder herzustellen! Da es sich hierbei nicht um den mahomedanischen, sondern lediglich um den Cultus des Schönen handelt, so könnten alle Confessionen ungenirt an dem edlen Werke theilnehmen. — In der Mitte des Saales der Abencerragen steht das große Marmorbecken, woran man noch heute die Blutspuren der nach völlig unhistorischer Sage durch König Boabdil massacrirten 30 Abencerragen zeigt. Ob dieses Blut ächt sei oder nicht, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls hat aber der Mythus von dem romantischen Stelldichein des Abencerragen Aben-Hamad mit der schönen Sultanin Zoraide auf dem Ginaraliph, — einem Liebesabenteuer, welches demnächst auf Anstiften des die Abencerragen mit aller Gluth der Eifersucht und des Hasses verfolgenden Stammes der Zegris in dem gedachten Saale so blutige Sühne fand, — Stoff zu unzähligen Poesieen abgegeben, an denen wohl nicht Alles Fabel sein wird. Doch ist nur so viel ausgemacht, daß die Gräuelthat nicht dem unglücklichen schwachen Boabdil zur Last fällt, der wegen seiner Uebergabe Granada's an die Christen heute noch unter den Mauren der Berberei die bête noire sein soll, an der sie ihren Aerger über solch schmerzlichen Verlust in rhapsodisch vorgetragenen Balladen auslassen, sondern viel-

mehr — wenn überhaupt je vollbracht — seinem Vater, Muhamed Abun Hamar, dessen Grausamkeit geschichtlich feststeht. Florian's berühmter Roman: Gonzalve de Cordoue, hat zur Verbreitung so mancher, die Geschichte der granadinischen Mauren betreffenden Mythen viel beigetragen, und erst der neuesten Geschichtsforschung gebührt der Ruhm, Dichtung und Wahrheit thunlichst von einander gehalten, und nach den besten Urquellen das Zeitalter der spanischen Maurenherrschaft historisch in's Licht gesetzt zu haben. Großes Verdienst erwarb sich hierbei vor allen der Spanier Conde.

Der Generaleindruck, der sich aus dem Anschauen der Alhambra ergiebt, ließe sich etwa dahin formuliren: christlicher Vandalismus, von dem berühmten Cardinal Mendoza unter Ferdinand und Isabella an bis auf die neuesten Zeiten herab, hat die alte originelle Schöpfung des Orients überall geflissentlich verhunzt, und es gehörte ein so großartiger, reiner Wurf des architektonischen Genies dazu, um die ursprüngliche, liebenswürdige Idee des Bauplans trotz aller späteren Verstümmelungen und trotz der heillosen Nachlässigkeit in der Bauerhaltung noch immer in unantastbarer Herrlichkeit und Majestät durchschimmern sehen zu können. Freilich haben aber auch die Erbauer Mahomed II., Ibun-I-Amar und Jussuf I. ganz andere Schätze in den Bau verwandt, als Ferdinand, Carl, Philipp und alle ihre christlichen Nachfolger an dessen Zerstörung setzen konnten.

Von hier besuchten wir, nach der Stadt zurückkehrend, die leider schlecht gelegene, auf einem engen Platze eingepferchte, aber majestätische Kathedrale, ein fünfschiffiges, weiß-

gestrichenes Gebäude von immenser Höhe und Ausdehnung, das indessen trotz seiner mächtigen, corynthischen Säulen in einem nicht recht harmonischen Style gehalten ist. Der dicke, viereckige Glockenthurm ist nicht vollendet, und im Verhältniß zur Kirche auffallend zu niedrig. Am schönsten verziert ist das nördliche, dem erzbischöflichen Pallast zugelegene gothische Portal, das wahrhaft reich genannt werden muß. Zwei treffliche Orgeln zieren die Kirche. Der Gesang während des Hochamts war aber ohrenzerreißend. Solche abscheulich unmusikalische Gutturaltöne kann man nur in Spanien hören. In einer Seitenkapelle (capilla real) befinden sich, hinter vergoldetem Gitter, die marmornen Grabmäler Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella, sowie die Philipps I. und der wahnsinnigen Johanna, — Skulpturen, die der spanischen Kunst alle Ehre machen. Die zum Bau der Kirche aufgethürmten Steinmassen sind wahrhaft colossal, und schon deshalb kann sie nicht verfehlen, einen imposanten Eindruck zu machen, selbst wenn man von der allerheiligsten Alhambra kommt.

Wir wanderten nun durch verschiedene Kreuz- und Querstraßen abermals nach der schönen Alameda, die heute recht belebt war, und Abends um ½9 Uhr in das Theater, ein großes, geräumiges Haus, wie der Spanier seine Schaubühnen vorzugsweise liebt, jedoch mit ganz einfacher, weiß, gold und rother Decoration im Innern, die einen ganz behaglichen Eindruck hätte gewähren können, wären nicht in Folge des aus allen Corridors hereindringenden unvermeidlichen Cigarrendampfs die Farben mit einem gewissen Schmutzüberzuge bedeckt gewesen, der weniger dem Alter, als der

ächtspanischen Nonchalance zur Last zu legen war. Das Entrée zum Parterre (Sperrsitz) war recht mäßig: es betrug nur 6 Realen = $1^1/_2$ Frank. Nachdem wir noch den letzten Act eines schlecht gespielten spanischen Stückes mit stiller Resignation angesehen, spannte eine höchst merkwürdige Mischung von Gesang- und Tanzvorstellung — das Originalballet der Spanier — eine kleine Stunde lang unsere Aufmerksamkeit auf das Höchste. Diese chorographisch-musikalische Scene theilte sich in drei Abschnitte. Zuerst ward von acht tanzenden Paaren ein Nationaltanz aufgeführt, ähnlich denen, die wir schon in Madrid gesehen. Die Männer erschienen dabei sämmtlich in der gewöhnlichen Volkstracht, d. i. in dem schwarzen Sammetbarett, gestickter Jacke, unten geschlitzten Beinkleidern mit silbernen Knöpfen, Trobdeln und gestickten ledernen Beinschienen; die Damen dagegen im Pariser Balletcostüm. Furchtbares Castagnettengerassel schmetterte zwischen ihren flinken Fingern hervor. Nach diesem Eingangstanz des Corps de ballet schleppte dasselbe mit großer Gemächlichkeit Stühle aus den Coulissen heran, und placirte sich im Halbkreis, dem Publicum gerade gegenüber, jedoch einen genügenden Raum zwischen sich und den Lampen lassend, um einen gleichfalls im Majocostüm erscheinenden Guitarrenspieler, den als Sänger in Spanien hoch berühmten Señor Villegas, der sich mit gravitätischer Nonchalance in die Mitte des Theaters setzte, und, das Publicum kaum mit einem Blicke berücksichtigend, den sonderbarsten Gesang von der Welt anstimmte. Nachdem er einige Male ein und dieselbe arpeggirte Tonfigur mit großer Fertigkeit aus den Saiten seines Instruments

hervorgelockt, erhob er seine Augen wie inspirirt zum Himmel, und quetschte zu einem brünstigen Liebestext eine Art Trillersolfeggie in der höhern Barytonlage, fast ohne Athem zu holen, aus seinem Kehlkopf hervor, deren Rhythmus und Melodie kaum zu fassen waren, und die er auf der Guitarre in monotonster Weise begleitete, doch so, daß er — wie mir schien — in völlig unregelmäßigen Zeitpausen den Tonfaden seines Accompagnements durch leise Schläge mit der umgekehrten Hand auf den Instrumentenkasten öfters unterbrach. Selbst ein Rubini würde diesen Nationalsänger um seine Coloratur haben beneiden müssen, aber musikalisch gebildete Ohren dürften solchem näselnden Liebesgirren eines fortwährend räderschlagenden Kehlkopfes schwerlich Geschmack abgewinnen können, zumal jeder einzelne Ton in dem innern Erzeugungsapparat gewissermaßen erst das Genick bricht, bevor er, allerdings mit bedeutender Muskelkraft, an das Tageslicht geschleudert wird. Natürlich bewegte sich das ganze, etwa achtstrophige und mit Enthusiasmus applaudirte Lied unablässig in Moll, eine Eigenthümlichkeit, die sich fast bei allen Nationalgesängen, sie mögen dem Süden, oder dem Norden entstammen, wiederfindet, mit einziger Ausnahme unserer deutschen Volkslieder, denen, selbst wenn sie schwermüthige Texte behandeln, das lichte Dur als Grundtonart bleibt. Am Schlusse einer jeden Strophe producirte der Sänger eine unendlich lange Rouladencadenz, die sich nach zahllosen gleichmäßigen Hebungen und Senkungen zuletzt in ein chaotisches Guitarrengerassel verlief, das, obwohl fortissimo und wie im vollständigsten Delirium vorgetragen,

doch von dem nicht mehr zurückzuhaltenden Beifallsjauchzen des elektrisirten Publicums fast noch übertönt wurde. Nach diesem Gesange stimmte der Troubadour mit aller Gemächlichkeit sein stark mitgenommenes Instrument, und obgleich der Beifall immer noch anhielt, so dachte er doch nicht daran aufzustehen, und sich dafür zu bedanken, — ein wahrer Olympier, der sich um das kleinliche Treiben der armen Pygmäenwelt nicht kümmert! — Während dieser Pause trat die berühmte Tänzerin Señorita Pedra Camara aus Sevilla, in die Scene. Sie hatte damals bereits Paris und London in Fieberparoxysmen versetzt, machte aber, ein Jahr später, im „kältern Deutschland", und namentlich in Berlin, das sich nur für die indecenten Luftsprünge einer fast schon entnationalisirten Petita enthusiasmirt, zu ihrem um so höheren Ruhme vollständig Fiasco. Die kleine untersetzte Andalusierin begann nun mit dem schönen Guerrero, ihrem Partner, ein Duett zu tanzen, das zu den originellsten, hinreißendsten Tanzscenen gehörte, die ich je gesehen. Nachdem der schlanke Majo sie etwa 1/4 Stunde lang in leidenschaftlichster Gluth umhüpft und pantomimisch um Gewährung einer einzigen Liebesgunst angefleht hatte, sie ihm aber immer auf's Neue wieder ausgewichen, ihn zurückgewiesen, mit Armen und Beinen verdrängt hatte, riß sie ihm plötzlich das Barett vom Kopfe, warf es auf die Erde, und verhinderte den unglücklichen Anbeter durch die tollsten Sprünge, womit sie ihre Trophäe umkreiste, sich der letztern wieder zu bemächtigen. Endlich aber raffte sie die Mütze im Tanze auf, und schwang sie mit dem vollendetsten Ausdruck unbesiegten weiblichen Stolzes hoch über ihrem Haupte, wäh-

rend der andere Arm sich kühn in die Seite stemmte, und das funkelnde Auge mit durchbohrender Verachtung auf dem beifallstollen Publicum ruhte. Sie mußte diese letzte Scene auf allgemeines stürmisches Begehren wiederholen; der Eindruck selbst auf uns arme Kinder des Nordens war ein unbeschreiblicher. Noch schwerer aber vielleicht hält es, ein getreues Bild von der körperlichen Persönlichkeit der Camara zu geben. Nur Einzelnheiten lassen sich markiren: so das volle Rabenhaar, das unter der schweren gelbseidnen Mantilla fast in völliger Auflösung hervorquoll; die beinahe fingerdicken und ebenso glänzend schwarzen Augenbrauen; der volle, straffe Bau des Unterkörpers, gegen dessen Fülle die Busenpartie, wie ich dies überhaupt häufig in südlichen Ländern gesehen, entschieden zurücktrat; die üppigen Schenkel und Waden. Sie erschien mir wie eine Königin des orientalischen Harems, und troß der Kunstreisen nach dem schlüpfrigen Paris und dem fashionabeln London, wo jede Originalität im Modetod unterzugehen droht, noch ganz Natur, ganz Spanierin vom Wirbel bis zur Zeh. Pariser Grazie aber darf man bei diesem Kinde des Südens allerdings nicht suchen: ihre Lebensluft ist nicht die Koketterie; sie athmet nur Gluth und ungezähmte Leidenschaft, obschon sich auch in den wildesten, ausschweifendsten Bewegungen das Festhalten an den Regeln einer streng bestimmten Kunstform nicht verkennen läßt. Und zwar ist dies gerade bei dem Tanz der Camara in weit höherem Maße der Fall, als wie ich es früher von der resoluten und an sich schöneren Lola Montez gesehen, die so vielen deutschen Gensdarmen Ohrfeigen gegeben, deren

Sprünge aber dafür in der That auch Ungebundenheit und kunstlosen Naturalismus genug verriethen, und keineswegs eine so hohe Wirkung hervorbrachten, als die der Camara, welche vermöge der ächt künstlerischen Darstellung des höchsten Affects weit mehr das Bild eines Vulkanes zur Anschauung brachte, der sich in innerer Gluth verzehrt. Der Tanz, mit dem wir heute ergötzt worden, hieß „la Solea“, (lateinisch die Fußsohle) ein Wort, dessen eigentliche Bedeutung hier ich nicht zu enträthseln vermag; ich gestehe aber, daß ich mich um die genaue Uebersetzung desselben wenig kümmerte, nachdem mir der Sinn in so ausdrucksvoller Weise klar getanzt worden war. Am allermeisten hatte ich dabei zu bewundern, auf welch' engem Raume die ganze leidenschaftlich bewegte Action vor sich ging: 10 bis 12 Quadratfuß, sicher nicht mehr, genügten für alle die wilden Bewegungen einer scheinbar fessellosen Extase. Das Corps de ballet saß unterdessen auf seinen Stühlen wie festgebannt, und bildete so eine undurchdringliche Barriere, eine Art von Mensur, welche die Arena auf das Genaueste begrenzte. Dieser Umstand aber bürgte mir von Neuem für die strenge Gesetzmäßigkeit des Tanzes, ohne die ein so sicheres Festhalten der räumlichen Schranke gar nicht möglich gewesen wäre. Es war als sähe man ein schönes Pferd in der Manege produciren. Es courbettirt, es bäumt sich, es schnaubt und tobt; aber jede noch so heftige Bewegung ist ein Product des sichern Reiters, der im Sattel sitzt, und dessen Willen das edle Roß, ob auch innerlich kochend, sklavisch gehorchen muß. Jeder Sprung ist kurz und gewaltsam, doch niemals willkürlich. So auch regulirt die

dem Tanze zu Grunde liegende Kunstform die scheinbare Ausschweifung der Tänzer. Sie zeigen sich sogar im anscheinend wildesten Delirium der Leidenschaft den Gesetzen unterworfen, ohne welche eine Kunstproduction überhaupt gar nicht gedacht werden kann; aber eben daß sie in der Ausführung kühn bis an die äußerste Grenze des künstlerisch Möglichen gehen, und mit welcher Sicherheit sie dies thun, zeugt für die unendliche Naturbegabung, die nur bei einem Volke gefunden werden kann, dem der Tanz — wie in Italien der Gesang — die Quintessenz alles Vergnügens, die ureigenste Nationalbelustigung ist. Bloßes Studium würde eine solche Virtuosität in der künstlerischen Darstellung der entfesselten Natur niemals zu Wege bringen. Ich behaupte, daß wer blos unsere gewöhnlichen Residenzballets hat tanzen sehen, von dem tiefen, hinreißenden Eindruck, welchen die terpsichorische Kunst hervorzubringen vermag, von dem ursprünglichen Wesen derselben gar keinen Begriff haben kann. Wie mattherzig und blaßsentimental erscheinen nach einem solchen andalusischen Nationaltanz die zierlichen pas de deux aus der Pariser Schule, die immer mit liebender Vereinigung des Paares, also mit dem abgedroschenen Comödienschlusse des „Sich Kriegens" enden, und in denen überhaupt gar kein dramatisches Leben pulsirt. Wie originell, wie pikant stellt dagegen jener spanische Tanz eine im Versagen des begehrten Genusses sich selbst sättigende und triumphirende Leidenschaft dar! Die Dame ist es, die den caballero bezwingt, indem sie seine Zärtlichkeiten zurückweist, und spielt auch der Liebhaber in Folge dessen vorläufig eine ziemlich unglückliche, uns Männern Octavio-

mitleiden abnöthigende Rolle, so bedarf es ja nur des Anstimmens einer neuen Melodie, und die Acteurs gelangen im gleichfalls gluthathmenden Fandango zu dem Ende, welches unserem Billigkeitsgefühle nun einmal aus alter theatralischer Gewohnheit am meisten entspricht. Für diesmal aber mußte sich der schöne Guerrero allerdings damit begnügen, ohne Schlußumarmung von den Brettern zu scheiden, und der stolzen Maja das Siegesfeld allein überlassen. —

Am 21. October.

Wir sahen uns am heutigen Vormittag zunächst nach einer Gelegenheit nach Murcia um, da wir die Absicht hatten, die Weiterreise bis Valencia zu Lande zu machen. Der Fuhrmann forderte jedoch für vier Plätze in einer ganz miserabeln Galera 65 Duros. Nun muß man wissen, was eine Galera eigentlich vorstellt. Es ist dies der spanische höchst primitive Omnibuswagen, der zwar auf vier Rädern läuft, wovon jedoch die zwei hinteren mindestens doppelt so groß sind, als die vorderen. Seinem Namen macht dies Fuhrwerk insofern alle Ehre, als es selbst auf kürzeren Touren den unglücklichen Passagier jede nur erdenkliche Folterqual der Schaukelei ohne alle Federvermittlung ausstehen läßt. Da nun überdies die Reise in dieser Staatscarrosse volle 6 Tage währen sollte, so verloren wir alle Lust, den Anblick des vielgerühmten Hains der 40,000 Palmen bei Elche, des eigentlich interessantesten Punktes auf diesem Wege, so theuer zu erkaufen. Auch zu einem abermaligen Ritte auf einer so langen Strecke war wenig Passion unter uns vorhanden, und so blieb uns

denn nichts übrig, als den ganzen Reiseplan aufzugeben, und uns dagegen zu übermorgen auf der Post nach Malaga einzuschreiben, von wo am 25. October der Abgang eines Dampfschiffes nach Valencia in Aussicht stand. Für 4 Duros pro Kopf fanden wir uns mit der Diligenceverwaltung ab, und stiegen darauf, um die kurze Spanne Zeit, die uns für Granada noch gelassen war, recht auszunutzen, sogleich durch die puerta del pico (Schnabelthor) nach dem Ginaraliph, d. i. das Haus der Liebe (von den Spaniern Generalife genannt), hinauf. Dieser ehemalige Sommerpallast der maurischen Könige liegt auf einem abgesonderten Hügel, dicht an der Spitze des Elenaberges, der Silla del Moro (Sessel des Mauren), welche kahl und nur von einigen formlosen Ruinen bedeckt, über den Pallast emporragt. Von der Alhambra, die westwärts thront, ist der Generalife durch eine tiefe, mit dem Darrothale in Verbindung stehende Schlucht getrennt. Jetzt gehört er dem genuesischen Marchese de Campotejar*), welcher den schönen, terrassenförmig am Bergabhange angelehnten und recht wohl erhaltenen, mit Lauben und Blumenbeeten aller Art, Rosenhecken und verschnittenen Lebensbaumalleen geschmückten Garten um den Pallast herum den fremden Besuchern mit Liberalität offen hält. Die „Cypressen der Sultanin“, geschichtlich oder doch mythisch berühmt durch die Liebesabenteuer, die in der romantischen Maurenzeit unter denselben gespielt, (wer hätte nicht gehört vom verrathenen

*) Dies ist jedoch ein spanischer Titel, den er vermuthlich erst später erhalten hat.

Rendez-vous der schönen Zoraide mit ihrem Herzenskönige Aben-Hamad!) ragen noch immer in eichenähnlicher Stammesdicke, tiefe Schatten weithin werfend, aus diesem blühenden Paradiese empor. Fontainen plätschern von allen Seiten, und der Darro sammt dem neben ihm zur Bewässerung der umliegenden Gegend geführten Canale bespült den Fuß des phantastischen Hügeleilandes. Wohin das Auge schaut, entzückende Fernsichten; nur ein Mißton erklingt aus der schönen Landschaftsharmonie: jener kahle, ächt spanische Gebirgsrücken, an dessen südlichem Abhange die Vorstadt Albaycin liegt, und der sich jenseits des Darro unschön, wulstförmig zwischen die buschige Alhambrahöhe und die majestätische Sierra Nevada drängt. Gleich bei meinem Einzuge in Granada war mir — wie der Leser sich erinnern wird — diese Achillesferse des Paradieses störend entgegengetreten; da ich indessen ihrer in keiner Reisebeschreibung als einer wahren Monstrosität gedacht finde, so bescheide ich mich gern, daß ich ein schonungsloser Kritiker bin, der nie völlig zufrieden zu stellen ist. — Vom alten Maurenpalais stehen nur noch wenige, weißgetünchte Ruinen: doch haben einige zierliche Säulengänge den Verwüstungen der Zeit getrotzt. Auch finden sich im Innern noch einige Gemächer, in denen die maurische Stuccaturarbeit theilweis erhalten ist. Die heutige Villa, die in die Trümmer hinein oder vielmehr aus ihnen herausgebaut ist, enthält eine Sammlung von Familien- und königlichen Portraits — darunter das des gutmüthigen, blonden Boabdil — ohne künstlerischen Werth, entbehrt aber im übrigen alles Comforts, ja meist sogar der nothwendigsten Meubles. Die

Treppe, die zur Plattform des den Pallast krönenden Belvederes hinaufführt, besteht, wie fast alle ihre Schwestern in Granada, aus schlechten Backsteinen, die mit Holzleisten eingefaßt sind; die Stufen sind von so enormer Höhe, daß selbst ein langbeiniges Individuum — wie ich — Mühe hat hinaufzukommen. Dadurch lasse sich aber ja Niemand von der Besteigung abhalten; die Aussicht von oben auf die Alhambra, Granada, die Sierra Nevada und die Sierra de Loja gewährt, selbst wenn man eben vom Tocador de la Reina käme, namentlich auch durch den hier noch hinzutretenden Blick auf den reizenden Garten, einen in der That zauberhaften Genuß. — Der gelehrte Bensaken offenbarte uns hier, daß der Name Ginaraliph aus dem Arabischen: Jennatu-l-Arif d. i. „Garten des Architekten", stamme. Mag sein, doch übernehme ich keine Garantie dafür, da ich neben vielen andern Sprachen auch der arabischen ebensowenig mächtig bin, wie Bensaken, der nur gut englisch und spanisch, mäßig französisch und italienisch, und — (hört, hört!) sechs bis acht Worte deutsch versteht. —

Auf dem Rückwege durch eine prachtvolle Kastanienallee wurden wir von einer ganzen Horde netter kleiner Straßenjungen angebettelt, die sich um die paar Quartos, welche wir ihnen zuwarfen, auf die possirlichste Art von der Welt herumbalgten. Einige andere Knaben mit weniger gebräunten Physiognomien traten hinzu, und schalten, obwohl die Verfassung ihres Anzuges sie zu einer Theilnahme an jener Katzbalgerei recht wohl zu berechtigen schien, mit unvergleichlich stolzer Miene dreinschauend, auf die „gitanos" los, wie sie

sich um so geringen Verdienstes willen, dermaßen herabwürdigen könnten. Wir wollten sie auf die Probe stellen, ob ihr spanisches point d'honneur wirklich über dem der armen Zigeunerknaben so hoch erhaben stehe, und warfen ihnen daher gleichfalls einige kleine Münzen hin. Behend stürzte sich der Eine von ihnen darauf los, überzählte schnell die Anzahl derselben, vertheilte sie unter seine Kameraden, und da er und noch Einer beim Divisionsexempel allein leer ausgingen, trat er mit Anstand auf uns zu, und sagte: „Señores, faltan dos quartos!“ — die er denn natürlich als Recompense für seine richtige Rechnung noch nachgezahlt erhielt. Daß dies ein ächter spanischer Junge gewesen, und kein gitano, daran zweifelte nun Niemand mehr von uns. —

Noch ein artiges Abenteuer begegnete mir kurze Zeit darauf vor einem Schuhmacherladen unweit unseres Hotels. Ich hatte im Garten des Generalife wieder einen sehr schönen duftenden Jasmin-, Rosen- und Georginenstrauß erhalten, den ich im Knopfloch trug. Nun saß in der offenen Vorhalle jenes Ladens ein bildschönes Mädchen auf einem niedrigen Schemel, die mich beim Vorübergehen auf das Heiterste und Naiveste ankicherte, auch eine Exclamation über die Schönheit meiner Blumen machte. Ich blieb stehen, und bat sie durch Zeichen um die Erlaubniß, ihr meinen Strauß schenken zu dürfen. Sie wendete ihr Gesicht ab, und antwortete nicht. Da trat ich auf sie zu, und gab ihr das Bouquet mit einem verbindlichen: „hágame Usted este favor, graciosa Señorita!“ in die Hand. Ein fast zorniger Blickstrahl zuckte aus ihren Kohlenaugen zu mir auf; sie zauderte, die Gabe anzunehmen,

griff aber doch endlich herzhaft zu, und flocht sich die Blumen in's Haar, was ihr reizend stand, ohne indessen auch nur ein Wort zu sagen. Sobald ich jedoch einige Schritte zurückgetreten, und ihr nun abermals freundlich zuzunicken anfing, war ihre ganze ursprüngliche zwanglose Heiterkeit im Nu wieder da, und sie konnte des Grüßens und Dankens, Lachens und Gesticulirens kein Ende finden. Solche kleine Züge zeugen deutlich genug für das siedend heiße Blut, das in solchem andalusischen Mädchen rinnt; von der gretchenhaften Sprödigkeit, die dem herantretenden Liebhaber ein schüchternes: „Bin weder Fräulein, weder schön", als Tugendschild vorhält, und dann doch nur allzubald seinem Dringen erliegt, findet sich hier keine Spur; aber der Anstand vor Zeugen muß gewahrt werden, und vor der Ueberrumplung stellt sich die selbstbewußte Spanierin unter allen Umständen sicher: sie will den Roman spielen, ihr gebührt die Initiative, nicht dem Anbeter, der „wenn er kühn ist und verwegen" gewiß bei ihr am allerschlechtesten weg kommt. —

Hierauf trat ich in ein Seidenmagazin, und kaufte mir, in der Hoffnung hiermit ein ewiges Andenken an Spanien zu acquiriren, für drei Duros eine Faja (Schärpe) von endloser Länge und prachtvoller Carmoisinfarbe. Merkwürdigerweise war jedoch diese Trophäe der erste Gegenstand, der mir nach meiner Rückkehr in's Vaterland von einem treulosen Bedienten gestohlen ward, während ich eine später in Perpignan erstandene rothwollene Boyna bis heute noch glücklich gerettet habe. —

Nach Tisch lustwandelten wir abermals auf der nie ge-

nug zu rühmenden Alameda, und labten uns lange an dem reizenden Effect, welchen die zur Stadt hineinschauende Sierra Nevada im Mondlichte gewährte. Endlich ließen wir uns von Bensaken noch in das Haus eines Tanzmeisters führen, wo eine große Anzahl Kinder von 7 bis 10 Jahren bei Castagnetten- und sehr schlechter Violinbegleitung in den beliebtesten Nationaltänzen unterrichtet ward. Ein kleines Entrée eröffnet jedem Fremden den Zutritt zu diesen in der That höchst interessanten Lectionen. Terpsichore, das laß' ich mir nicht nehmen, muß aus Spanien stammen, denn nirgends wird ihre Kunst von Klein und Groß so verstanden, so empfunden, mit solcher Originalpassion ausgeführt, — als hier. Die kleinen zierlichen Puppen tanzten ihren Fandango, ihre Sevillana und Cachucha trotz aller Camara's mit wahrhaft staunenswerther Präcision. Die Beinchen und Körperchen reckten und streckten sich mit einer Elasticität und Ausdauer, mit einer Grazie und Leidenschaft, die es oft vergessen ließ, daß man nur Kinder vor sich hatte. Ich nahm meine Lorgnette von der Nase, um mich zu überzeugen, daß mir nicht etwa Jemand den Schabernak gespielt, und verkleinernde Gläser eingeschraubt habe. Eine Berliner Tanzstunde, selbst wenn sie sich der neumodischen Polka-Mazurka zuwendet, worin doch noch etwas Leben und pas original steckt, nimmt sich dagegen wie ein wahres Einschläferungsmittel aus. Und doch trieb der rührige maestro de danzar, der à la Figaro die Netzmütze auf dem Kopf und die Castagnetten in der Hand hatte, seine Liliputarmee zu immer noch größerem Eifer an, während die Eltern und Verwandten, auf Stühlen an den Saalwänden

herumsitzend, den Leistungen ihrer Sprößlinge mit Begeisterung zusahen, und oft in laute Acclamationen ausbrachen, in die wir lebhaft einstimmten.

Am 22. October.

Der ganze Vormittag wurde abermals auf der Alhambra zugebracht. Ich versuchte einige Skizzen aufzunehmen, die natürlich bei dem mangelnden Talent des Zeichners nur sehr mäßig gelangen, und jetzt überdies, seitdem man die schöne Erfindung der Stereoskopen hat, und ich mir die Mährchenhaftigkeit jenes Baues durch einen Blick in solchen Guckkasten so leibhaftig wieder in's Gedächtniß zurückzurufen vermag, als griffe ich ihn mit Händen, kaum noch den Werth eines schlichten Andenkens für mich haben. Am längsten schwelgten wir im Toilettenzimmer der Königin, dessen Aussicht doch die Perle aller landschaftlichen Wunder bleibt. Auffallend auf's Neue war mir, wie schon früher in der Mezquita zu Cordoba und im Alcazar zu Sevilla, der ungemeine Formenreichthum an den zahllosen schlanken Marmorsäulen, welche die inneren Räume der Burg schmücken. Kaum zwei Kapitäle sind gleichmäßig geformt, und nur die Dicke und Höhe der Säulenschäfte ist fast überall dieselbe. Die üppige orientalische Phantasie spricht sich hierin ebenso prägnant aus, als in der unendlichen Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmerdecorationen. Daß die Mauren auf die äußere Symmetrie ihrer Prachtbauten so wenig Werth legten, ist indessen wohl nicht aus demselben Motiv zu erklären, denn die Ausschmückung der inneren Räume geschah bei ihnen, trotz aller Vielgestaltigkeit der De-

tails, doch nach durchaus strengen architektonischen Gesetzen, und gewährt darum auch stets einen völlig harmonischen Gesammteffect. Ich habe vielmehr früher schon einmal darauf hingewiesen, daß es überhaupt nicht im Geiste der orientalischen Baukunst liegt, Prachtbauten aufzuführen, die, wie etwa ein griechischer Tempel oder ein italienischer Pallast durch das genauste und schönste Ebenmaß ihrer äußeren Gestalt selbst aus der Entfernung schon zu wirken bestimmt sind. Lediglich für das innere Bedürfniß, für ein beschauliches, wollustathmendes, tiefstilles Genuß- und Traumleben, nicht zur Augenweide des an diesem inneren Leben und dem Schicksale der Bewohner keinen Theil habenden, außerhalb des Hauses stehenden, neugierigen Gaffers sind die maurischen Palläste erbaut. Wenn ich mich heute zurückversenke in diese poesievolle Mannigfaltigkeit und individualisirte Formenfülle der spanisch-orientalischen Prachtdenkmäler, dann gemahnt es mich an eine treffende Parallele, die W. H. Riehl in seiner „Familie“ (S. 191) gezogen zwischen dem schablonenmäßig-symmetrischen Krystall- und Eisenkasten unserer modernen Industrieausstellungen und der reichen organischen Freiheit, welche sich in den architektonischen Formen unseres deutschen Mittelalters darstellt. Wie viel schroffer erscheint dieser Gegensatz nicht dann, wenn man statt der gothischen Dome nun gar die Alhambra auf die eine Waagschaale und Mr. Paxton's Riesenhaus auf die andere legt! „Jeder Säulenknauf, jeder Pfeiler, jeder Fensterbogen“ — sagt Riehl — als hätte er seine Seele mit an jenem Mährchen von Stein erquickt — „war dort selbstständig, individuell, persönlich ornamentirt.

Nur in der Gesammtanlage saß die Symmetrie; daneben ging dann die Durchbildung des Einzelnen überall ihren eigenen, freien Weg. Welch' ungeheurer Sprung von diesem architektonischen Detail, bei welchem kein Blatt, kein Schnörkel wie der andere gewunden ist, und die persönliche Menschenhand, ähnlich wie die schaffende Natur selber, zwar das Ganze nach gleichem Plan und Gesetz, aber im Einzelnen doch kein Stück wie das andere bildet, und niemals sich selbst wiederholt — zu der modernen Eisenarchitektur, die über die einmal gegebene Form weniger magerer Glieder und Ornamentstücke in tausendmaliger Wiederholung das Ganze mechanisch abgießt!" Klingt das nicht ganz wie ein auf die Alhambra speciell geschriebener Panegyrikus? —

Aber — ich muß nochmals auf das dem Innern so wenig entsprechende Aeußere der Zauberburg zurückkommen. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieselbe zur Zeit der maurischen Könige auch von Außen eine weit regelrechtere Ansicht darbot, als dies heute der Fall ist, wo die Harmonie des Ganzen augenscheinlich durch spätere Verstümmelungen, Anbauten und Abbrüche noch sehr beträchtlich gelitten hat. So ist noch in neuester Zeit eine üble Verunstaltung hinzugetreten durch den Aufbau eines völlig modernen Hauses, welches ein Engländer sich zwischen dem Eingangsthor und dem Pallast Carl's V. errichten ließ, um ein pied-à-terre auf der Alhambra selbst zu besitzen. Auf diese Weise ist es denn gekommen, daß das Schloß im Ganzen äußerlich nicht einmal mehr den Eindruck einer schönen Ruine, sondern nur den eines ganz willkürlichen Sammelsuriums aus allen möglichen

Architekturen macht. — Um aber wenigstens den kleinen Verstümmelungen, dem knotigen Nameneinkritzeln und Bemalen der Wände und Säulen zu steuern, einer Barbarei, der gleichfalls so viel Schönes schon schmählich zum Opfer gefallen ist, hat der russische Prinz Dolgorucki im Jahre 1829 ein Fremdenbuch im Schlosse gestiftet, das damals nach 23 Jahren noch kaum halb vollgeschrieben war, — ein Beweis, wie wenig Spanien bis jetzt noch bereist wird. Englische und Russische Namen finden sich am häufigsten darin; doch fehlen auch Deutsche nicht, wie z. B. der des Herzogs Bernhard von Weimar, des Malers Hasenclever und Anderer. Washington Irving ist der zweite Name. — Leider sind in ganz Granada nur äußerst schlechte Ansichten von der Alhambra aufzutreiben; hier vorzugsweise müßten sich Photographen etabliren, was inzwischen wohl auch geschehen ist. —

Abends besuchten wir abermals das Theater, wo die opera comica en dos actos, „la Mensagera“ (die Botin), von dem spanischen Componisten Gaztambide, zum ersten Male in Scene ging. Die Musik war ein Gemisch von französischen und italienischen Melodieen ohne alle Originalität, doch öfters von gefälliger Wirkung, und in der Orchesterpartie fleißig gearbeitet; es fehlte ihr nur gänzlich an dramatischer Oekonomie und an ausdrucksvoller Durchführung der Themata. Die Sänger litten durch die Bank an seltener Stimm- und Spiellosigkeit, obwohl die Primadonna bei übrigens sehr holperichter Coloratur einen ganz leidlichen Triller schlug, für den die spanische Kehle sich vorzugsweise zu eignen scheint. Costüms und Decorationen waren für spanische Verhältnisse

sehr brillant; der Chor aber unter aller Würde. Zum Schluß gab es noch einen, von vier Personen ausgeführten Nationaltanz, den das Orchester in monotonem Moll begleitete. Einzelne recht hübsche Damengesichter zierten die Logen. Unter ihnen glänzte vor Allem die sogenannte Duquecida, eine sehr renommirte Courtisane, welche ihren Beinamen dem Umstande verdankt, daß sie früher die Maitresse eines Herzogs, oder — wie Einige wissen wollen — sogar eines spanischen Infanten gewesen. In ihrer ersten Blüthe stand sie indessen damals nicht mehr; ja man behauptete sogar, daß sie bereits für verhältnißmäßig geringen Preis jedem Fremden von einiger Distinction zugänglich sei. —

Am 23. October.

Der letzte Tag, den wir in Granada verlebten, war ein recht unfreundlicher; es regnete und stürmte vom frühen Morgen ab, und nur zwischendurch ließen einige stechende Sonnenblicke den October vergessen. Wir fuhren trotzdem um 12 Uhr Mittags mit einer, 20 Personen in ihren engen Bauch pressenden Diligence zu der eine Stunde südöstlich vor der Stadt auf einer weiten Ebene stattfindenden corrida, einem Pferderennen, das die Aristokratie Granada's veranstaltet hatte. Man zahlte echt spanisch für diese kurze, unbehagliche Fahrt als extrangero 1 duro pro Platz, und für einen Sitz auf der draußen mit höchster Einfachheit errichteten Tribüne 5 reales. Um 1 Uhr sollte das Rennen beginnen; die Herren vom Jockeyclub ließen jedoch den Himmel in verschiedenen Reprisen sich erst con amore ausschütten, bis sie endlich um

$^1/_2$3 Uhr die Schaulust des zahlreich versammelten Publicums zu befriedigen Anstalt trafen. Als nun das Rennen losging, wurde man nur an den Horazischen Vers: „parturiunt montes, nascetur ridiculus mus“ erinnert. Drei erbärmliche Klepper quälten sich, von schmutzigen Jockeys geritten, 2 Mal in der kreisförmigen, etwa $^1/_{10}$ Meile langen Rennbahn in mäßigem Galopp herum, und wiederholten dies Kunststück in großen Zwischenräumen 3 Mal, bis endlich ein häßlicher, dicker Schwarzbrauner seine Concurrenten, einen dünnen Fuchs und einen völlig fleischlosen, doch untersetzten Rappen, um ein Paar Nasenlängen 2 Mal geschlagen hatte, während bei dem ersten Rennen die drei Rosinanten ganz genau zusammen das Ziel erreichten. Diese Affaire an sich konnte also, auch wenn man Newmarket, Epsom und Ascot nicht gesehen, kaum irgendwelche Unterhaltung darbieten; weit amüsanter war es dagegen, das Publicum dabei zu beobachten, das aus allen Classen der Gesellschaft, vom Granden bis zum zerlumpten aguador (Wasserverkäufer) mit seinem dreckigen Faß auf dem Rücken, zusammengeströmt war, den lebhaftesten Antheil an der Action nahm, und ein sehr buntes, bizarres Gemälde darstellte. Die Aristokratie hielt zu Wagen in der Mitte des Schauplatzes; die Entrepreneurs galoppirten auf zum Theil recht gut gehaltenen andalusischen Hengsten in blauen Fracks, weißen Beinkleidern und hohen Glanzstiefeln, ein weißes Band im Knopfloch, zwischen den Equipagen herum, und machten den Damen die Cour. Der jung und hübsch aussehende General Leon, ein Neffe des tapferen, aus dem Carlistenkriege bekannten Don Diego Leon, Conde de Belascoain (der in

Folge des die Entführung der jungen Königin Isabel beabsichtigenden Gardenaufstandes zu Madrid am 7. October 1841 füsilirt ward) ritt einen prächtig aufgeputzten Rappen. Er war im Civil, doch steckte das Zeichen seiner Würde, ein reich mit Gold verzierter Commandostab gravitätisch neben ihm im Kanonenstiefel. Seine Begleitung bildeten zwei Adjutanten und zwei Uhlanenordonnanzen in voller Uniform und gleichfalls sehr gut beritten. Sie hielten sich stets in respectgemäßer Entfernung hinter dem General, der sich, obwohl — so viel ich weiß — nur Brigadier, vollkommen das Air eines Prinzen von Geblüt gab, demungeachtet aber, so gut wie der gemeinste Kerl, eine Papiercigarre nach der andern schmauchte. Am längsten verweilte er an der vierspännigen Carrosse des reichsten Mannes von Granada, des — wie man damals sagte — karlistisch gesinnten Grafen von Santana, wo er sich ritterlich mit einer alten, grundhäßlichen, in den abenteuerlichsten Pariser Flitterstaat gehüllten Dame, der Gemahlin oder Mutter des Grafen, unterhielt. Wie armselig die Spanier sich ausnehmen, wenn sie irgend ausländische Moden zu copiren versuchen, davon konnte man hier deutliche Exempel sehen. Sobald eine Señora mit dem Pariser Hut und Shawl, anstatt der heimischen Mantilla auftritt, büßt sie die Hälfte ihrer Reize ein, und spielt eine um so unglücklichere Figur, als meist nur in Paris bereits zurückgesetzte, antiquirte Waare die Pyrenäen überschreitet. In Allem, was Luxus, Mode und Comfort heißt, ist Spanien wirklich noch mindestens um ein ganzes Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurück. Daraus erklärt sich einerseits die Erhaltung des schö-

nen Nationalcostüms in der ganzen untern Volksclasse, und andrerseits die Abenteuerlichkeit und Altväterlichkeit aller Gegenstände, die zur Bequemlichkeit des täglichen Lebens dienen. So konnte man nichts Verrotteteres, Altmodigeres sehen, als die heute in voller Galla erschienenen Equipagen der Großen von Granada. Die meisten waren nur mit fabelhaft coiffirten Mauleseln bespannt, deren Schwänze, in rothe Bänder eingewickelt, drohend in die Luft starrten. Die Dienerschaft, bekanntlich in Spanien wie in Polen sehr zahlreich, schien, in die buntesten Lumpen gehüllt, sich an einer ausrangirten Theatergarderobe vergriffen zu haben. Die Kutschen selbst glichen Noahkasten, maurischen Thürmen, Nußschalen, Muscheln, kurz allem Andern mehr, als modernen Victoriachaisen, Berlinen, Coupés, Gigs oder Tilburys. Sie können zur Zeit der jungfräulichen Königin Elisabeth kaum toller ausgesehen haben. Uebrigens muß ich gestehen, daß überhaupt die ganze Aristokratie, nicht blos ihr Geschirr, verfault, verlebt, gelangweilt aussah, und vom gewöhnlichen Volke in jeder Weise — namentlich auch an Körperschönheit — ausgestochen wurde. Wie ganz anders nahmen sich nicht die prächtigen Majos aus, von denen es hier wimmelte! So ein Bauerkerl auf seinem feurigen Falben oder Schecken — zwei Farben, die unter den andalusischen Pferden vorzüglich häufig vorkommen — mit schwarzer Sammtmütze und reichgestickter Jacke, den rothen oder braunen, mit bunten Arabesken durchwirkten Mantel kühn über die Schulter geschlagen, eine rothe Satteldecke unter sich, und den Fuß im goldglänzenden türkischen Steigbügel, den man richtiger Steigpantoffel nennen müßte,

— solch' ein Teufelskerl — das Bild elastischer Körpergewandtheit und Verwegenheit — flößt Einem unwillkürlich ganz andern Respect ein, als ein fahler, abgelebter, in seiner schmutzigen Kutschenecke gähnender Grande, der sich — pour se distinguer de la crapule — in einen schlechtgemachten Pariser Frack geworfen hat! — Sollten jene Typen ungekünstelter Grandezza und malerischer Originalität einmal aussterben, dann erst wäre Spanien seines interessantesten Reizes entkleidet, und hätte mit der Civilisation die Langweiligkeit unserer Nationalphysiognomie geerbt. — Jemehr ich übrigens die edle andalusische Raçe der Rosse bewunderte, auf denen sich die kecken Majos herumtummelten — und wirklich waren einzelne darunter von so untadeliger Schönheit, daß sie mit ihren üppigen Mähnen und Schweifen, ihrem wohlproportionirten Gliederbau und ihrem feurigen Muthe jeder Cavallerie Ehre gemacht haben würden, — um so weniger konnte ich es begreifen, warum die granadinischen Nobili gerade zu den Rennpferden so miserable Mähren ausgesucht, und wie diese viel besser berittenen volksthümlichen Spectatoren, weit entfernt, auf jene Jammerfiguren mit Hohn herabzusehen, vielmehr das lebhafteste Interesse an dem Schauspiel offenbarten. Nur die Neuheit des letztern mag dieses Räthsel erklären, und will ich zuversichtlich hoffen, daß entweder der Jockeyclub von Granada jetzt bessere Productionen an's Licht fördere, oder daß der gesunde, naturwüchsige Geschmack des so hoch begabten Volks jener Persiflage auf alle anständigen „races“ durch gründliche Verachtung bereits ein Ziel gesetzt habe. Oder sollte die Theilnahme des Volks, etwa wie bei den

Stierkämpfen, nur in dem Umstande ihren Grund haben, daß es hierbei viel Prügel setzt, und drei arme, schwache Thiere auf das Erbärmlichste maltraitirt werden, um das Gegentheil von dem, wozu die Natur sie bestimmt hat, zu leisten?! Der Verdacht liegt nahe, doch will ich ihn zur Ehre der andalusischen Nation nur als Hypothese zur Sprache gebracht haben. —

Um 4 Uhr kehrten wir von diesem Volksfeste zurück, zahlten eine Wirthshausrechnung von fast 1000 reales, nahmen Abschied vom getreuen Cicerone Bensaken, und fuhren, alle Sechs in das verzweifelt enge Interieur einer miserabeln Diligence eingepfercht, gen Südwest nach Malaga von dannen.

Siebentes Capitel.

Reise nach Malaga.

Am 24. October.

Die Nacht wurde auf der uns schon bekannten Tour nach Loja zugebracht. Von da ab fing die Straße an so schlecht zu werden, daß wir es vorzogen, fast immer zu Fuß neben unserer alten plumpen, im langsamen Schritte über Felsgerölle und durch tiefe Löcher mühselig vorwärtskeuchenden Postkarrete einher zu wandern, oft auch in flinkerer Gangart sie weit hinter uns zurückzulassen. Auf diese Weise lernten wir eine in der That sehr originelle und pittoreske Gegend recht genau kennen. Die sogenannte Chaussée berührt zwar außer dem, zwischen Rebenhügeln in einem weiten Thale gelegenen Städtchen Colmenar nur einige elende Ventas; diese wenigen menschlichen Wohnstätten sind aber hochromantisch situirt, da sie zwischen Felsenketten von den allerabenteuerlichsten Formen eingeklemmt liegen. Bis Colmenar bleibt der wilde Eichbaum und die Olive der einzige Bewuchs der Landschaft; von da an aber begleiteten uns die üppigsten Weinberge bis an's Meer. Das Terrain derselben besteht aus tiefen Thälern,

aus denen sich radienförmig Bergwülste nach allen Seiten hin bis nach den hohen, den äußersten Westhorizont begrenzenden Felsenketten der Serrania de Ronda erheben, während im Osten das furchtbar steile und 7300 Fuß hohe Dolomitgebirge, die Sierra de Tejeda, die sich von Alhama in südöstlicher Richtung bis an die Meeresküste erstreckt, und dicht vor Malaga gegen Südwest die dunkeln rundförmigen Gipfel der Sierra de Mijas sichtbar werden. Unweit davon mündet der in der Gegend von Antequera entspringende, nicht unbedeutende Guadalhorce in die See. Es gleicht die ganze Bodenfläche zu beiden Seiten der Straße einem krausen, wildbewegten Meere, dessen Wellen sich walzenförmig neben- und übereinander thürmen. Thon und Grauwackeschiefer bilden die Bestandtheile des Erdreichs, worauf die edle Malagarebe reift. Schon der Genuß der bloßen Trauben, in dem wir während unserer Fußwanderung verschiedentlich schwelgten, offenbart die hohen Vorzüge des daraus zu kelternden Weines vollkommen. Wenn man eine solche oft taubeneigroße Beere im Munde zerquetscht, so ist es in der That, als tränke man ein Gläschen Malaga: so feurig und würzig strömt der Saft aus der rohen Schaale hervor. Bald hinter Colmenar, wo die Straße in unendlichen Krümmungen dem breiten Bette des Rio Guadalmedina folgt, erscheint auch schon jenseits einer gigantisch-ausgezackten Felswand der schöne blaue Spiegel des mittelländischen Meeres. Es dauert aber noch eine ganze Weile, ehe man nach langer Zickzackfahrt aus dem Gebirge in's Thal der fruchtbaren Vega von Malaga und an die Meeresküste gelangt, obschon unser Rumpelkasten, den wir auf dieser letzten Strecke wieder be-

stiegen hatten, pfeilschnell in die Tiefe fuhr. Die üppigste Tropenvegetation entwickelte sich, je weiter wir abwärts kamen, und bedenkt man, daß die Vega von Malaga gegen alle Winde mit Ausnahme der von Süden wehenden absolut geschützt liegt, so kann dies nicht Wunder nehmen. Der stacheligen Opuntia fleischige und gegliederte Sträucher, auf denen hier die Cochenillenzucht in großer Ausdehnung betrieben wird, riesige Cactushecken, die 12 Fuß hohen Halme des spanischen Rohrs (arundo domax), die gleichfalls mannshohe Harzgrische (psoralea bituminosa) mit ihren dreizähligen, oval-lanzettförmigen Blättern und blauen Blumen, und die zartgefiederten, goldglänzenden Cassien grüßen zwischen dunkeln Feigen- und Wunderbäumen mit ihren spannengroßen schönen Blättern, zwischen schwarzen Cypressen, die hier oft ganze Alleeen bilden, wie bei uns die Pappeln, und zwischen graugrünen Oliven hervor; ja selbst an Palmen fehlt es nicht. Waren oben zwischen den Weinbergen nur zahllose, weißgestrichene Winzerhäuschen die einzigen menschlichen Wohnstätten, auf welche das Auge fiel, so begegnete es in der Tiefe, rings um die Stadt herum, einer Unzahl von Quintas oder Villen, wohlhäbigen cortijos (zum Getreidebau und zur Viehzucht dienende Gehöfte), lagares (Landhäuser, wo Wein- und Obstzucht getrieben wird) und stattlichen haciendas, welche unsern Herrnhöfen nicht unähnlich sind, und zu denen stets ein größeres Landgut gehört. —

Um $^1/_2$8 Uhr, bei sinkender Sonne war die schöne, trefflich beleuchtete Hafenstadt Malaga, mit ihren 80,000 Einwohnern jetzt nach Barcelona der bedeutendste Handelsplatz

Spanien's, glücklich erreicht, und das prächtige, völlig europäisch-civilisirte Gasthaus, die Alameda, nahm unsere müden Glieder auf. Langentbehrter englischer Comfort umgab uns hier, wie denn überhaupt die Stadt in Folge der vielen hier etablirten englischen und hamburger Kaufmannscomptoirs, sowie wegen der zahlreichen aus Gesundheitsrücksichten verweilenden Fremden aller Nationen sich zu einem Culturzustande emporgeschwungen hat, der gegen die Verhältnisse selbst der größten Städte des spanischen Binnenlandes sehr vortheilhaft absticht. Das ächt nationale Treiben der niedern Bevölkerung hat indessen merkwürdigerweise darunter keineswegs gelitten, sich vielmehr nur auf ein bestimmtes, die nordöstliche Hälfte der Stadt einnehmendes Viertel concentrirt, dessen krumme und zum Theil recht schmutzige Gäßchen noch viele maurische Reminiscenzen bieten. Die Wirthstafel versetzte uns in die heiter-behaglichste Stimmung: gute Gesellschaft, höchste Sauberkeit, flinke Bedienung, treffliche Gerichte und ausgesuchte Getränke, — Alles fand sich hier zusammen, um die, in spanischen Posada's und Venta's vielfach erlittenen Entbehrungen vergessen zu machen, und nach Tisch wurden wir Freunde der guten Musik noch ganz besonders freudig angeregt durch den Vortrag einiger schönen Haydn'schen und Mendelssohn'schen Hymnen, die eine überaus anmuthige Engländerin in einem Nachbarzimmer anstimmte. Die Thüre war mit großer Freundlichkeit auf unsern besondern Wunsch offen gelassen worden, und später erfuhren wir, daß die junge Dame ein Mädchen von guter Abkunft sei, die sich in Italien zur Concertsängerin auszubilden die Absicht hatte, und hier auf der Durchreise

eine kranke Verwandte besuchte. Um uns so recht durch und durch wieder aller heimathlichen Freuden theilhaft zu machen, tranken wir sogar vor dem Schlafengehen noch einen sehr guten Thee, den ich seit Paris mit Sahne nicht wieder zu kosten bekommen hatte. — Wer, ein unverbesserlicher Nordländer, Spanien satt hat, und den iberischen Boden doch aus irgend welchem Grunde nicht verlassen mag oder darf, — der flüchte in das Paradies von Malaga, wo ihm alle Genüsse der Heimath, mit den vollsten Reizen des Südens gepaart, auf dem Präsentirteller entgegen getragen werden! —

Am 25. October.

Ein schmackhaftes Dejeuner à l'anglaise bereitete unsere physische Hälfte für die Genüsse des heutigen Tages vor. Darauf galt der erste Gang der Sorge um unsere Weiterbeförderung, denn, obwohl Malaga uns Allen erstaunlich zusagte, so gestatteten doch namentlich die Verhältnisse des Herrn von Sivers einen längern Aufenthalt nicht, indem er zu Anfang November's in Paris zurück sein mußte, wo die cours der école centrale wieder begannen. Nach mannigfachem Hin- und Herhandeln, wie dies in den spanischen Hafenplätzen nun einmal üblich ist, wurden wir mit der Expedition des Dampfboots „el duque de Rianzares“ einig, und zahlten für die auf drei Tage berechnete Fahrt mit Beköstigung bis Barcelona pro Person 32 spanische Piaster = 170 Franken. Zuerst hatte man uns 40 abgefordert. Gegen Mittag machten wir einen Spaziergang nach dem schöngebauten und 3916 Fuß langen Molo, an dessen Spitze der stattliche Leuchtthurm

steht. Der Hafen war mit englischen, französischen und amerikanischen Schiffen gefüllt, und ist so geräumig, daß er über 400 Fahrzeuge zu fassen vermag. Ueber der Stadt, vom Hafen aus betrachtet rechter Hand, thront auf einem steilen, kahlen Berge, zunächst der Alcazaba, oder dem Proletarierviertel, das alte maurische Castell Gibralfaro, das, obwohl halb verfallen, noch immer als Fort benutzt wird. Die Aussicht von dort soll entzückend sein, und bis nach Afrika's Küste reichen. Unsere Zeit langte zu diesem kurzen Ausflug leider! nicht aus. Die in florentinischem Style aus weißem Sandstein erbaute Kathedrale, der Maria de la Encarnacion geweiht, ragt mit ihrem 267 Fuß hohen, schön bekuppelten Glockenthurm hoch über das Häusermeer der Stadt hervor: ihre Erbauerin war jene große Königin Isabel, von welcher der wackre Historiker William Prescott in seiner „history of the reign of Ferdinand and Isabella the catholic“ (9. edition. Boston 1843. III Voll.) Band III. Seite 204 und 205 so geistreich als treffend sagt: „Her own subjects extol her as the most brillant exemplar of every virtue,“ and mourn over the day of her death as the last of the prosperity and happiness of their country, while those, who had nearer access to her person, are unbounded in their admiration of those amiable qualities, whose full power is revealed only in the unrestrained intimacies of domestic life. The judgment of posterity has ratified the sentence of her own age. The most enlightened Spaniards of the present day, by no means insensible to the errors of her government, but more capable

of appreciating its merits, than those of a less instructed age, bear honorable testimony to her deserts; and, while they pass over the bloated magnificence of succeeding monarchs, who arrest the popular eye, dwell with enthusiasm on Isabella's character as the most truly great in their line of princes.“ — Es ist unmöglich in Spanien zu reisen, ohne Interesse für diese Königin zu gewinnen, deren Geist und Wirken aus tausenden von Denkmälern aller Art dem fühlenden Fremdling entgegenstrahlt. — Die Berglinien, die das Weichbild der Stadt umgeben, gewähren einen überaus anmuthigen Anblick: sie bieten nicht weniger als 7000 verschiedenen Weinbergen, die zum Stadtgebiet gehören, Raum. Die Seeküste läßt sich nach Osten hin mit unbewaffnetem Auge bis zu den bräunlichen Klippen der punta de los Cántales, wo ein einsamer Wartthurm steht, und nach Westen bis zu dem südlichsten Vorsprung der Sierra de Mijas, dem inselförmig aus dem Meer hervortauchenden Felsenriffe der punta de los Torre-Molinos verfolgen: dies sind die beiden Endpunkte des schönen Golfs von Malaga. Gern hätte ich auch Velez-Malaga, welches einige Leguas hinter der punta de los Cántales etwas landeinwärts liegt, besucht, um von dem Bau des Zuckerrohrs Kenntniß zu nehmen, der zur Maurenzeit auf der ganzen Südküste Spaniens höchst eifrig betrieben wurde; aber auch dazu reichte die Zeit nicht hin. Jetzt giebt es in Spanien, außer bei Velez-Malaga, nur noch in der Umgegend von Motril einige Zuckerrohrplantagen, und soll das dort erzeugte Product, wie auch Willkomm berichtet, der aus eigener Anschauung spricht, (Bd. III. S. 5 u. folg. der

„Reiseerinnerungen") dem westindischen in keiner Weise nachstehen. Doch scheint es im Allgemeinen die Tendenz der Regierung zu sein, diesen Culturzweig nicht allzusehr aufkommen zu lassen, weil sie fürchtet, den Colonieen dadurch Abbruch zu thun. —

Die Stadt Malaga selbst ist in ihrem ganzen westlichen Theile, wo der Adel, die Kaufmannschaft und die ausländischen Consuln wohnen, sehr schön, ja prächtig gebaut. Namentlich zeichnen sich der Hafenquai, Cortina del Muelle genannt, und die calle de la Alameda, in deren Mitte sich eine mit antiken Marmorbüsten und exotischen Bäumen geschmückte Promenade hinzieht, durch wahrhaft pallastmäßige Gebäude aus. Auch von den Malagueñas, den grazieusen Bewohnerinnen dieses paradiesischen Ortes, mit ihren ewig frischen Rosen und Nelken im schwarzen Haar — gewiß ein reizender Kopfputz! — läßt sich viel Gutes berichten. Fama sagt von ihnen, daß sie nach den Gaditanas die schönsten Weiber in Andalusien seien, und daß sie sich durch ihre geistige Bildung vor den Granadinischen Nachbarinnen bedeutend auszeichnen. Mag sein; doch steht soviel fest, daß das Volk im Allgemeinen hier bei weitem mehr verderbt ist, als in Granada; namentlich sollen Schmuggelei, ja selbst Raub und Mord bei den Landleuten der Umgegend zu den häufigen Verbrechen gehören.

Nach opulenter Mahlzeit nahmen wir von den beiden Baronen Wolff Abschied, die direct nach Gibraltar zurückreiten, und von dort weiter über Algier nach Italien gehen wollten. Dann begaben wir uns bei hellem Wetter und unter einem

zwar frischen, doch gefahrlosen viento de tierra um 6 Uhr Abends an Bord unseres Dampfers. Wir konnten uns gratuliren, dieses Schiff attrapirt zu haben, da wir mit ihm um ein Bedeutendes schneller nach Valencia und Barcelona zu kommen hoffen durften; denn alle übrigen Dampfboote, welche die Tour von Gibraltar nach Marseille befahren, haben die schlechte Gewohnheit, bei Tage ihren Lauf zu sistiren, und in den Häfen von Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia und Barcelona zu landen, wodurch die Reise um vieles theurer wird, und eine ganze Woche Zeit kostet. Auch sonst konnten wir mit unserm duque de Rianzares ganz zufrieden sein: es war ein breites, nach spanischen Begriffen recht gut eingerichtetes Schiff. Unsere Privatcabine zu 4 Betten bot zwar nicht übermäßigen Raum, war jedoch reinlich. Die Passagiergesellschaft bestand aus mehreren Engländern und Spaniern, sowie aus einem gemüthlichen Kaufherrn von Bremen, Herrn Lörmann, der recht gut englisch sprach, und seine, wenn ich nicht irre, lungenleidenden Töchter soeben nach Malaga in's milde Winterquartier gebracht hatte. Malaga mit seinem Molo und Fanal war uns bald aus den Augen; doch begleitete uns die spanische Küste mit ihren pittoresken Randgebirgen auf unserer ganzen Fahrt zur Linken, oft freilich nur als ein schwacher Nebelstreif sichtbar. Ich blieb bis gegen ½ 11 Uhr Nachts auf dem Verdeck, da der sanfte Wellenschlag keinerlei Gefühl von Seekrankheit aufkommen ließ. Während der Nacht schlief ich indessen, wegen der in unserm engen Cabinet herrschenden Hitze, fast gar nicht.

Achtes Capitel.

Seereise von Malaga über Valencia nach Barcelona.

Am 26. October.

Den ganzen Tag schwamm ich bei hellem, mäßig-windigen Wetter auf der See, welche durchaus in der schönen dunkelblauen Farbe glänzt, von der ich einst nach meiner Ankunft in Messina in die Heimath berichtet hatte: man glaube wirklich die Hand in Preußisch Blau zu tauchen, wenn man sie in die Fluthen stecke, und wundere sich, daß sie nicht vollständig angestrichen aus dem Wasser zurückkehre. Vielfache Segelschiffe begegneten uns, und nickten uns mit ihrem Wimpelschmuck von allen Seiten bedächtig zu. Die spanische Küste trat namentlich hinter Cartagena beim cabo de Palos fast auf Stunden-Nähe an uns heran, und eine Anzahl kleiner Felseneilande, ähnlich den Cyklopeninseln unter dem Etna, tanzten hier um unsern stattlichen D mpfer herum. Wir aßen leidlich zu Mittag, und blieben dem schönen Voll mond zu Ehren bis 9 Uhr Abends auf dem Deck.

Am 27. October.

Um 8 Uhr morgens fuhren wir nach 38stündiger Fahrt bei leider trübem und regnerischem Wetter in den Golf von Valencia ein. Die Ungunst des Himmels erschien uns um so härter, als man in dem ewigen Frühlingslande, dessen Küste wir uns näherten, das ganze Jahr hindurch außer der Zeit der Aequinoctien überhaupt nur 18 bis 20 Regentage zählt. Aber freilich, wir schrieben ja noch October! — Das Schiff ging wegen der Seichtigkeit der Rhede ziemlich weit vom Molo vor Anker, um bis 3 Uhr Nachmittags zu rasten; wir hatten daher zur Besichtigung der alten Valentia Hedetanorum keine Zeit zu verlieren, und ließen uns sofort, für 4 Realen die Person, auf einer kleinen Barke nach dem Hafenplatz, Grao de Valencia, übersetzen, einem unbedeutenden Uferstädtchen, das nur in der Seebadsaison vom Juli bis September sehr belebt sein soll. Ein wahrhaft afrikanisches, höchst originell costümirtes Gewimmel von Matrosen, Kutschern und Lastträgern empfing uns an dem flachen, sandigen Ufer mit unerhörtem Geschrei und den aufgeregtesten Gesticulationen, als wäre unsere Ankunft das Signal für einen Staatsstreich, während wir doch nichts in der Welt weiter verlangten, als eine friedliche Fuhre nach der etwa ½ Stunde landeinwärts liegenden Hauptstadt des Königreichs Valencia. Gegen diese heißblütigen Naturmenschen erscheinen selbst die Schreihälse der süditalienischen Häfen wie zahme Kindlein der europäischen Civilisation. Das Tollste hier zu Lande bleibt aber doch immer die Tracht. Aus einem bunten, baum=

wollenen oder seidenen Tuche drehen sie sich eine Art von phrygischer Mütze, die indessen — namentlich bei den Landleuten der Huerta — oft auch einem spitzen und breitkrämpigen schwarzen Filzhut Platz macht; ein Ledergurt oder die rothwollene Faja hält das weiße Hemd, fustanella genannt, welches den Oberkörper deckt, am Leibe fest, und um die Beine flattert bis zu den nackten Knieen herab eine faltenreiche weiße Pumphose von Leinwand (diese Art Inexpressibles heißen zaraguelles), während die oft strumpflosen Füße in Schuhen von Bast, Hanfseilen oder Espartogras — den oft beschriebenen alpargatas — ruhen, die mit blauen oder rothen Bändern am Schienbein befestigt sind. Von weitem sehen diese paradiesischen Kerle aus, als liefen sie in einem bloßen Sacke herum. Das ist das glückliche Costüm eines Landstriches, wo sich das Thermometer im Sommer zwischen 17 und 20, im Winter zwischen 7 und 13 Grad Wärme hält, wo die Pomeranze, Citrone, Feige, Granate, neben der Ceder, dem Zimmet-, Mandel- und Johannisbrodbaum im Freien blüht, und wo die Dattelpalme in unzähligen Exemplaren ihr Traubenhaupt in den Lüften wiegt! — Soll besonderer Staat gemacht werden, so ziehen die Männer nach andalusischer Weise über den Oberkörper noch eine mit vielen Knöpfen besetzte Weste, und darüber eine kurze blaue oder grüne Sammetschnurjacke, während, namentlich im Winter, die bunte, meist weiß und blau gestreifte Manta ihre Schultern drapirt. Dies ist ein viereckiges Stück groben wollenen Zeuges, das, ungefähr 2 Fuß breit und 7 Fuß lang, größtentheils nur auf einer Schulter hängt, manchmal aber zugleich unter dem

andern Arme durchgezogen wird, sodaß das eine Ende dann hinterwärts nach dem Rücken, das andere vorn auf die Brust fällt. Auch schlägt man es zuweilen über beide Schultern ganz um den Hals herum, und zieht die Enden vorn auf der Brust kreuzweis zusammen: kurz es vertritt im südlichen Spanien, namentlich in Valencia und Catalonien, ganz die Stelle des jetzt schon fast Gemeingut Europa's gewordenen schottischen Plaid. Die Tracht der durch ihren schönen hohen Wuchs und ihre heitere Lebhaftigkeit berühmten Weiber erscheint weniger auffallend; die Mantilla ist auch bei ihnen allgemein, und überdies tragen sie sämmtlich zwei große goldene oder silberne Nadeln hinten im Haarnetz. Merkwürdigerweise sieht man hier viel blondes Haar und marmorweiße Teints, aber dabei freilich keine nordisch-blauen, sondern nur dunkel-feurige Augen. Unzweifelhaft steckt noch viel maurisches Element in diesen ächten Kindern des Südens, ebenso wie auch Valencia vielleicht von allen Städten Spaniens am meisten orientalisches Gepräge hat. Es überbietet in dieser Beziehung selbst Granada, obschon es den Mauren bereits am 28. September 1238, also mehr als 250 Jahre früher als Granada, dauernd entrissen ward. König Jacob I. von Aragonien eroberte es nach heldenmüthiger Vertheidigung.

Der Uferraum zwischen Valencia und dem Meere ist durch allmälige Alluvion entstanden, denn im Alterthum lag die Stadt hart an der See. Eine schnurgerade, vierfache, breite Ulmen- und Pappelallee, — alameda vieja genannt, und von Landhäusern sowie almacénes de comestibles (Viktualien- und Obstläden) umgeben — führt nach der

puerta del mar, dem, einem Römischen Triumphbogen gleichenden und höchst alterthümlich aussehenden Eingangsthore zur Vorstadt Murviedro, vor dem eine große steinerne Brücke, deren Valencia im Ganzen fünf besitzt, sich über den winzig kleinen, in Aragonien entspringenden Rio Turia oder Guadalaviar wölbt. Das sehr breite Bett desselben verräth indessen die Möglichkeit größeren Wasserreichthums, und die gewöhnliche Seichtigkeit des Flusses hat sogar einen bei weitem respectableren Grund, als dies bei den übrigen spanischen Gewässern der Fall ist. Der Turia muß nämlich auf seinem 25 Leguas langen Laufe durch die sogenannte Huerta de Valencia, welche Bezeichnung ich später näher erklären werde, nach allen Seiten hin in die schöngemauerten alten arabischen Aquäducte Wasser abgeben; kein Wunder also, daß er hiernach nur wenig für sich selbst übrig behält. Die Canäle bilden ein vollkommenes, unübertroffenes Bewässerungssystem, denen das Land seine staunenswerthe Fruchtbarkeit vorzugsweise verdankt. Seit der Zeit der Mauren besteht ein besonderer Gerichtshof, el tribunal de acequieros (acequiero heißt ein Aufseher über Canäle, acequia der Canal), dessen Mitglieder (7 sindicos) von den Landleuten der in 7 Wasserdistricte getheilten Huerta gewählt werden, und das, den größten Respect genießend, in noch völlig patriarchalischen Formen jeden Donnerstag zur Mittagszeit öffentlich auf dem Constitutionsplatze zu Valencia alle Streitigkeiten in Bewässerungsangelegenheiten entscheidet. Interessante Details über dies Canalsystem und die originelle und segensreiche Einrichtung des Gerichtshofs findet man in Christian August Fischer's Gemälde von

Valencia" (Leipzig 1803, 2 Bände) Theil I. S. 71 u. flgde., in v. Rochau's Reiseleben in Südfrankreich und Spanien, Theil I. S. 127—29, und in Willkomm's oft erwähntem Buche: „Zwei Jahre in Spanien und Portugal," Th. I. S. 107—111.

Eine leichte tartana, die hier zu Lande die Stelle unserer Droschke vertritt, jener furchtbar stoßende, unmittelbar auf der Axe ruhende zweiräderige Karren mit zwei schlecht gepolsterten Seitenbänken, und einem kleinen, an der Gabeldeichsel angebrachten Sitze für den Kutscher, dessen Beine unter den Schwanz des reichbetroddelten Pferdes herabbaumeln, — solche ursprüngliche Locomotionsanstalt also brachte uns, für 1 peseta oder 2 reales à Person, im schnellen Trabe nach der Stadt. Von dieser Seite aus betrachtet, macht sie in Folge ihrer colossalen Quadersteinmauern mit Zinnen und vielen Thürmen einen ganz antiken, doch mehr römischen, als orientalischen Eindruck. Dieser letztere Typus zeigt sich erst im Innern. Die Straßen sind bis auf die sehr schmalen Trottoirs sämmtlich ungepflastert, äußerst eng und winkelig, die Häuser oft von beträchtlicher Höhe, aber höchst unregelmäßig, manchmal nur aus Lehm gebaut, und von oben bis unten mit Espartogeflechten zum Schutz gegen die Sonnenhitze behängt. Entschieden prävalirt das platte Dach. Der Gewerbfleiß der Bewohner sticht sogleich hervor: in unzähligen offnen Buden sitzen Männer und Frauen um einen runden niedrigen Tisch mit den verschiedenartigsten Handarbeiten beschäftigt. Namentlich häufig finden sich Waffen- und Fayenceläden in der „Stadt des Cid", glorreichen Angedenkens, sodaß der heute noch

oft gehörte stolze Ausruf des Valencianer's: „soi hijo de la ciudad del Campeadór (ich bin ein Sohn der Stadt des Campeador)!" in moderne mercantile Prosa übersetzt, meist nichts mehr bedeutet, als: „ich bin ein Waffenschmied oder Topfhändler aus Valencia!" Vorzugsweise werden in der Provinz Valencia, z. B. in Alcora, Onda, Manises rc., viele Azulejos gefertigt, von deren so reinlicher, appetitlicher Pracht ich bei Beschreibung der altmaurischen Bauten zu Sevilla und Granada oft geredet, und die noch heute zum Auslegen der Zimmer im südlichen Spanien mannigfach verwendet werden. Auch die Seidenmanufactur ist in Valencia nicht unbedeutend; schon Fischer zählte im Anfange dieses Jahrhunderts hier allein 3247 Stühle für die Seidenweberei. —

Wir begaben uns zunächst nach der alterthümlichen Kathedrale auf der plaza de la constitucion. Es ist dies ein ungeheurer fünfeckiger Marmorkasten, äußerlich von geschmackloser, durch viele Um- und Anbauten verunstalteter Architectur, und im Innern — wenigstens bei dem heutigen trüben Wetter — so düster, daß wir zuweilen nicht einmal recht zu unterscheiden im Stande waren, wohin wir unsern Fuß setzten. Von den werthvollen Gemälden des Juanes, Ribalta, Lopez und Don Mariano Salvador Moëlla (geb. 1739 zu Valencia, gestorben zu Madrid 1819) sahen wir ebensowenig als von den, mit der extravaganten Inschrift: „non est inventum tale opus in universis regnis" versehenen Fresken des Palomino de Velasco (geb. 1653 zu Bujalance bei Cordoba, gestorben 1726 zu Madrid), welche das Kuppelgewölbe der neben der Kathedrale befindlichen, marmornen

(capilla de nuestra Señora de los desamparados) zieren; ja nicht einmal die schönen Nußbaumholzschnitzarbeiten an den Chorstühlen der Kathedrale vermochten wir ordentlich zu bewundern. Wir eilten daher sofort hinauf zur Plattform des 225 Fuß hohen, achteckigen dicken Domthurmes, der berühmten torre de Miguelete, die auf der Westseite der Kirche steht. Die Aussicht von hier auf das Gassenlabyrinth und die zahllosen Kuppelthürme der Stadt, die jetzt an 160,000 Einwohner zählt, auf das Meer, die schönen Promenaden am Guadalaviar und die blühende, von pittoresken Berglinien eingerahmte Huerta war trotz der Ungunst der elementaren Mächte im höchsten Grade belohnend. Unter Huerta versteht man eigentlich das, eine Ortschaft umgebende Gartenland, also dasselbe, was der Andalusier Vega nennt. Das Gartenland von Valencia mit seinen 54 Ortschaften umfaßt fast die ganze weite Ebene zwischen dem Golf von Valencia im Osten, den Bergen von Chiva im Westen, der Sierra de Cullera im Süden und den, den Nordhorizont begrenzenden, vielgezackten Felsenketten von Segorbe und von Murviedro, auf deren äußerstem, schroff nach dem Meere zu abfallenden Ausläufer die zu den schönsten Denkmälern Römischer Baukunst gehörigen Riesentrümmer des alten Saguntum liegen. Die Fruchtbarkeit dieses etwa 15 Leguas langen, aber kaum 4 Leguas breiten, flachen Küstenstrichs ist erstaunlich. Reis-, Hanf-, Lein- und Weizenfelder wechseln mit üppigen Mais-, Bataten- und Artischockenpflanzungen, Oliven-, Mandel-, Feigen-, Johannisbrod- und Maulbeerplantagen mit Hecken von Cactus und spanischem Rohr, Blumengärten mit

Weingeländen sowie mit Orangen- und Citronenwäldern ab. Die hochgekrönte Pinie, die ernste Cypresse und die schlanke Dattelpalme mit ihrem zarten Blätterschirm grüßen hinter dem Buschwerk hervor, welches die freundlichen Dorfschaften umrahmt, und zahllose Canäle durchfurchen zu beiden Seiten des mäandrisch sich windenden Turia die üppige Landschaft. Freilich standen die Reisfelder an dem flachen Westufer des südlich von Valencia sich hindehnenden See's Albufera und in der Tiefebene des Rio Jucar, der bei Cullera in's Meer strömt, jetzt nicht mehr in ihrer schönen frühlingsgrünen Prachtblüthe: doch aber sah sich das Auge nach allen Seiten hin, noch im Herbst, von der milden Hoffnungsfarbe angelächelt, die zugleich ein so schönes Symbol des irdischen Segens, der Fülle und Anmuth ist. Die Rundschau von der Giralda zu Sevilla bleibt hinter diesem Gemälde weit zurück, und es ist mir überhaupt in Spanien keine Aussicht geboten worden, die so durchaus wohlthuend und harmonisch wirkend gewesen wäre, als die von der Torre de Miguelete zu Valencia. Ein ewiges Frühlingsbild steht es heute noch lebhaft vor meiner Seele. — Aber auch der Magen verlangte sein Recht, nachdem das Auge so Vieles genossen. Ein gutes und billiges Café in der boutiquenreichen Calle de Zaragoza erquickte uns mit schwarzen und weißen Getränken, sowie mit den wohlschmeckendsten Cigarritos, die wir in Spanien geraucht. Nicht umsonst baute Carl III. auf der plaza de S. Domingo ein prächtiges Douanengebäude, das jetzt Königl. Cigarrenfabrik ist! Die aristokratischen Straßen de los caballeros und del cuarte, wo ebenso wie auf der plaza de S. Domingo die

valencianischen Großen, als die Herzöge von Segorbe und Liria, die Marquis von Lumbay und Denia, die Grafen von Buñol, Cervellon, Chelva und andere ihre Palläste besitzen, machen, was immer auch unser Guide, der mauvais farceur, Mr. Richard, dem Reisenden darüber aufzubinden bestrebt ist, nichts weniger als einen stattlichen Eindruck; sie laufen ebenso krumm, und sind nur um weniges breiter, als die übrigen Gassen; doch muß ihre bei dem Mangel an Pflaster doppelt bewundernswerthe Reinlichkeit anerkannt werden, die ihren Grund darin hat, daß die Landleute der Huerta täglich allen Abfall aus der Stadt als Dünger fortschaffen, und dafür Kies aufzufahren verpflichtet sind. Fast jedes Haus hat sein kleines viereckiges Thürmchen, oder eigentlich gesprochen, seinen Taubenschlag (palomar), da man denn wohl nirgends in der Welt so viel Tauben beisammen sieht, als in Valencia; auch soll die ächt orientalische Taubenpost hier noch immer zuweilen exercirt werden. Als besondere Curiosität muß ich endlich noch anführen, daß ich in einer Gasse sogar eine große Boutique mit Nürnberger Spielwaaren fand, die noch ihre deutschen Etiquetten an sich trugen. Ich seufzte über diesen sichtbaren Beweis von der großen handelspolitischen Bedeutung meines Vaterlandes, denn ich würde es für ein wahres Unglück halten, wenn Valencia's fröhliche, rührige Jugend von der unzufriedenen Langenweile und dem Mangel an Productivität und Selbstständigkeit unserer vielverzogenen, altklugen deutschen Kinderwelt etwa angesteckt werden sollte. Man verzeihe diesen Seitenhieb einem Pädagogen, der davon durchdrungen ist, daß durch den erbärmlichen Spielsachentand ein

ärgerer Phantasiemord an unserer Jugend begangen wird, als durch alle sonstigen Thorheiten unserer Erziehungstheorieen. Uebrigens kann ich mir kaum denken, daß eine hija de Valencia an der Nürnberger muñeca (Puppe) lange Geschmack finden, ein Sohn der Huerta sich viel um bleierne Soldaten kümmern sollte: der Azurhimmel, der sich über diesen glücklichen Kindern wölbt, lockt sie wohl frühzeitig genug zu ganz andern, als solchen Ofenhockerpossen! —

Die Alameda, die wir nun besuchten, zieht sich 1500 Fuß lang auf der Nordseite der Stadt, mit einer vierfachen Allee von Platanen, Ulmen und Silberpappeln, mit steinernen Bänken und einigen wasserlosen Marmorfontainen geschmückt, sowie von hübschen Parkanlagen mit Myrten- und Rosenbosquets auf der äußern Seite eingefaßt, längs der gewaltigen Stadtmauer am linken Ufer des Flusses hin, über den sich fünf steinerne Brücken wölben. Die überschwängliche Beschreibung, die Fischer von dieser Promenade macht, trifft heute nicht mehr zu; der Franzosenkrieg, in dem Valencia Ende Juni's 1808 vom Marschall Moncey 2 Tage lang bombardirt wurde, hat die Alameda ihres schönsten Schmuckes, der exotischen Gewächse fast gänzlich beraubt, und vergebens sieht man sich deshalb hier heute nach den Zimmet- und Mastix-, Sassafras- und Drachenbäumen um, mit denen Fischer sein „Gemälde von Valencia“ so phantastisch ausputzt. Nur in den schon erwähnten Blumenbosquets der umgebenden Parkanlagen, die vor nicht langer Zeit neu angelegt sind, finden sich einige tropische Pflanzen. Am meisten aber vermißten wir des trüben Tages halber das bunte, rege Leben,

welches sonst — namentlich während der Nachmittagsstunden zwischen 5 und 7 Uhr in diesen Anlagen herrschen soll. Nicht besser sah es auf der runden, parkähnlichen, von hohen Häusern rings umgebenen, innerhalb der Stadt dicht an der puerta del mar und neben der Tabacksfabrik belegenen Promenade la Glorieta aus, auf der bei gutem Wetter namentlich die elegante Frauenwelt zu lustwandeln pflegt; hier wird das Auge indessen noch durch exotische Gewächse aller Art, die in großer Fülle und Ueppigkeit zwischen marmornen Ruhebänken, Fontainen und Statuen prangen, höchlich ergötzt. Namentlich betrachtete ich die hier blühenden herrlichvollen Lorbeerbüsche und Pomeranzenbäume mit vielem Entzücken. — Das nicht unbedeutende museo de pinturas im Kloster del carmen, worin namentlich einige gute Werke der berühmtesten Meister aus der Valencianer Malerschule, des Juanes, Ribalta, Ribera, Espinosa, Estaban March und Vicente Lopez, gerühmt werden, habe ich leider nicht gesehen. Doch mag die Bekanntschaft mit dem Madrider Museum einigermaßen dafür entschädigen, da letzteres gewiß fast nach jeder Richtung hin die werthvollsten Producte der verschiedenen spanischen Malerschulen an sich gezogen hat.

Nachdem wir noch einen Blick in den gothischen Prachttempel geworfen, den Ferdinand der Katholische als casa de contratacion (Handelshaus) errichten ließ, und der, weil zugleich zum Seidenmarkt dienend, Lonja de la seda heißt, nahmen wir in der fonda del Cid auf der kleinen plaza del Arzobispo unweit der Kathedrale ein ziemlich mäßiges déjeûner à la fourchette ein, empfahlen darauf das lustige

Valencia der Obhut seines Schutzpatrons, des heiligen Vincentius, und begaben uns wieder an Bord unseres Rianzares, der bald nach 3 Uhr Nachmittags die Anker lichtete, und weiter nordostwärts gen Barcelona steuerte. Das Wetter wurde bald sehr windig, und es regnete fast unablässig die ganze Nacht hindurch. Demungeachtet fühlte ich diesmal zur Seekrankheit so wenig Inclination, daß ich zuerst in der ziemlich leeren großen Cajüte einen langen Brief in die Heimath schrieb, und darauf noch bis 10 Uhr bei argem Schaukeln des Schiffs auf dem Deck herumspazirte. Die Nacht schlief ich von 12 Uhr ab ziemlich ruhig in meiner Cabine, während die Gefährten über die Stiche kleiner Mosquito's sich bitter beschwerten.

Neuntes Capitel.

Barcelona.

Am 28. October.

Um 1/2 9 Uhr Morgens war Barcelona, die alte angeblich von Hamilcar Barcas gegründete Barcino Faventia, erreicht. Es liegt höchst imposant im Halbkreis um seinen trefflichen, mastenreichen Hafen herum, dicht am Ausflusse des Llobregat in das Meer, hinten von mäßigen Gebirgen eingefaßt, die jedoch, wie fast alle Berge der iberischen Halbinsel durch ihre schöngezackten Formen einen pittoresken Anblick gewähren. Den höchst abenteuerlich geformten schroffen, 3932 Fuß hohen Monserrat, der einen ganz vereinzelt hinter den Küstengebirgen zwischen den Städten Igualada und Manresa sich erhebenden und oben sägenförmig ausgezackten Felsencoloß bildet, erblickt man nur eine kurze Zeit lang, bevor man sich dem Hafen nähert, auf der Höhe von Sitjes; dann versinkt er, weil zu entfernt gelegen, hinter den vorderen Bergcoulissen. Ueberaus stolz und drohend erhebt sich zur Linken der Stadt auf gleichfalls schroff und einsam emporstarrendem und das Meer beherrschendem Felsen das kanonengespickte Fort Monjuy.

Die Ufermauern um den Hafen herum sind so hoch, daß sich die Häuser der Stadt bei der Einfahrt fast ganz dahinter verbergen, so daß man in um so größere Spannung geräth, in diese selbst vorzudringen. Glücklicherweise ging hier die peinliche Arbeit der Landung ziemlich bequem von Statten; wir hatten uns binnen Kurzem durch Facchini- und Douanenbelästigungen durchgerungen, und fuhren in einem bequemen Omnibus für 5 Franken durch die Vorstadt Barceloneta (das Matrosenviertel) und die doppelthorige puerta del mar nach dem ersten Hôtel, der fonda del Oriente, deren italienischer Commissionär uns schon am Hafen mit den süßen Lauten seiner mir so theuern Sprache empfangen hatte. Die Straßen, durch die wir kamen, machten trotz des strömenden Regens wegen ihres trefflichen Pflasters und der Schönheit und stattlichen Regelmäßigkeit der Häuser einen recht guten Eindruck. Das sehr geräumige Gasthaus öffnete uns zwei freundliche, wohlmeublirte Zimmer mit hohen Balkonfenstern, aus denen wir eine schöne Aussicht auf die Hauptstraße Barcelona's, die breite, schnurgerade und mehr als $^1/_4$ Stunde lange Rambla genossen, die — mit der murella del mar unter einem rechten Winkel zusammenstoßend — fast von einem Ende der Stadt zum andern geht, und in deren Mitte sich eine schöne Akazienallee für die Fußgänger hinzieht, während zu beiden Seiten mit herrlichen Quadersteinen gepflasterte Fahrwege und stattliche, meist mit 3 bis 4 Reihen von Balkons gezierte Häuser sie einschließen. Ueberall erblickt man das südliche platte Dach, hier azotea genannt. Das lebhafte Menschengewühl, welches beständig auf und ab flanirt, die

prachtvollen Läden und Café's und vor Allem die Akazienallee verleihen diesem Corso Barcelona's eine auffallende Aehnlichkeit mit den Pariser Boulevard's; nur fehlen ihm die eleganten Equipagen der Seine-Residenz, da die urspanische Tartana noch immer das Hauptfuhrwerk dieser, der modernen Civilisation sonst so vielfach eröffneten catalonischen Metropole geblieben ist, deren Einwohnerzahl bereits eine viertel Million erreicht hat.

Während wir unsere, durch die lange Seereise sehr chiffonnirte Toilette in integrum restituirten, bot sich uns ein schönes militärisches Schauspiel dar, indem ein Bataillon Infanterie mit trefflicher Janitscharenmusik unter unsern Fenstern vorüberzog. Solcher Lockung konnte ein Preußenherz nicht widerstehen, und es verstand sich von selbst, daß ich, trotz meines just eingeseiften Kinns, das Rasirmesser in der Hand, sofort auf einen Balkon hinaustrat, und nicht eher von dannen wich, als bis der letzte Musquetier vorbei war. Hackländer berichtet („ein Winter in Spanien" Th. I. S. 125) von einem gleichen Empfang, der ihm ein Jahr später in der fonda del Oriente zu Theil geworden, schimpft aber weidlich auf die schlechte Musik und den Mangel an „Fühlung", der sich bei den Herren Janitscharen der Königin von Spanien gezeigt habe. Hiervon weichen meine Erfahrungen entschieden ab: ich glaubte mich unter die Linden Berlin's versetzt, und von dem Takt und Rhythmus einer Preußischen Garderegimentskapelle berührt; ja ich konnte sogar nicht umhin, die kräftige Marschmelodie, die man mir zum Besten gegeben, den ganzen Rest des Tages vor mich hinzusummen.

Die spanische Armee hat mir überhaupt in allen größeren Städten, wo ich ihrer ansichtig geworden, recht gut gefallen. Ich fand sie vortrefflich equipirt und einexercirt; auch gab sie der französischen an ächt kriegerischem Ansehen durchaus nichts nach, obwohl ich die höhere Manövrirfähigkeit der letztern keineswegs in Abrede stellen will.

Noch hatten wir unsere Toilettenmetamorphose nicht völlig beendet, als mein alter Berliner Freund, der jetzige Preußische Generalconsul in Chile, Herr von Gülich, der damals noch als Kanzler des Generalconsulats für Spanien und Portugal in Barcelona angestellt war, und seinen Wohnsitz gleichfalls in unserer Fonda aufgeschlagen hatte, durch Herrn von Minutoli von Madrid aus bereits auf meinen Besuch vorbereitet, in mein Zimmer trat, und sich uns Allen auf die zuvorkommendste Weise von der Welt zum Cicerone anbot. Meine Russen fühlten sich aber von der Seereise noch etwas schachmatt, und so machte ich mich denn vorläufig mit dem Freunde allein auf den Weg zum Monjuy (dem mons Jovis der Römer), um zunächst, was beim ersten Besuch einer fremden Stadt stets das Wichtigste ist, einen Ueberblick über das neue Panorama zu gewinnen. Der Felsen, worauf das Fort liegt, das meist fälschlich Montjuich geschrieben wird, ist fast ganz kahl, sehr steil und von röthlich gelber Farbe. Er ragt süd-westwärts von der Stadt weit in das Meer hinein, während die eigentliche Citadelle auf der Nordostseite von Barcelona liegt. Eine bequeme, in vielen Windungen sanft ansteigende Straße führt zu dem von colossalen Wällen umgebenen Fort hinauf, zu dessen Besichtigung es der speciellen

Erlaubniß des Gouverneurs bedarf, die Gülich aber ein und für allemal besaß. Weinpflanzungen und Hecken von Aloe und indianischer Feige bedecken in den untern Regionen hier und da die schroffen, zerklüfteten Abhänge des sonst so dürren und schattenlosen Felsens. Ein Soldat führte uns oben umher. Die Werke dieser bis jetzt durch Sturm noch nie genommenen Festung sind sehr bedeutend, fast ganz aus Quadern gebaut, und haben einen Umfang von mehr als einer halben Stunde. Die im Frieden als Kaserne benutzten Casematten zeichnen sich durch große Geräumigkeit, Trockenheit und Reinlichkeit aus; eine tiefe Felsencisterne sorgt für das nöthige Trinkwasser der im Kriege bis auf 3000 Mann zu erhöhenden Besatzung. Nach der Landseite haben die Werke, einschließlich der obersten Plattform, vier Vertheidigungslinien, während die Seeseite, wo der Fels ganz schroff abfällt, in einem einzigen Wall schon vollkommen genügende Defensivkraft besitzt. Was mich aber vor Allem interessirte, das war die göttliche Aussicht von der obern, den innern quadratförmigen Festungshof umgebenden Plattform. Das Wetter hatte sich inzwischen völlig aufgehellt, und die liebe Sonne des Südens schaute mit alter andalusischer Pracht aus ihrem Azurbette auf Stadt und Umgegend herab. Rechts von uns dehnte sich das Hafenbecken mit seiner wirren, buntbewimpelten Mastenwelt; hinter ihm, halbversteckt, zwischen der Puerta del mar und dem Leuchtthurm, dicht am langen Molo, schauten Barceloneta's regelmäßige Häuserreihen hervor. Noch weiter rechts südwärts erglänzte der weite blaue Meeresspiegel, dessen schöngeschwungenen Küstenrahmen wir von der Mündung des

Llobregat bis nach Mataro hin deutlich verfolgen konnten. Eine malerische Bergkette begleitet die Uferlinie in einer Entfernung von etwa anderthalb Stunden nach den fernen Pyrenäen hin, die natürlich von hier aus nicht zu sehen sind. Zur Linken endlich, nach Nordosten zu, präsentirt sich die Stadt selbst hinter ihrem hohen Seewall, mit ihren stolzen Gebäuden und einer Menge von meist oben abgestumpften Kirchthürmen. Dahinter dehnt sich ein reiches Fruchtland, Niederungen voll Getreidefelder und Obstplantagen, Rebenhügel, Parkanlagen, aus denen wohlhäbige Landsitze, Villen — hier torres genannt — im italienischen Styl hervorblicken; unzählige Dörfer mit schmucken weißen Häusern nicken uns entgegen, ja es grüßen uns selbst — incredibile dictu in Spanien! — die Symbole modernster Civilisation, die hohen Feueressen und Schornsteine häufiger Fabriketablissements! Und hinter dem Allen zieht sich noch ein Kranz schöngeformter, duftig-blauer Berge hin: welch' ein reiches, imposantes Panorama! Gewiß eine schönere Veduta zum Schluß einer spanischen Reise kann man sich nicht denken. —

Nach einem guten Mittagsmahle an der mit Fremden aller Nationen stark besetzten Wirthstafel unseres Hotels, wo die englische und französische Sprache das Spanische bereits bedeutend überwog, führte uns Herr von Gülich in ein sehr brillantes Kaffeehaus, dessen Salon wie ein Concert- oder Ballsaal ausgestattet war, und eine Höhe von mindestens 30 Fuß hatte. Hackländer's Bemerkung, daß diese Locale in Barcelona gegen die prächtigen französischen Etablissements gleicher Art durch Aermlichkeit, Mangel an Reinlichkeit und schlechter Be-

zeuchtung unangenehm abstechen, muß ich nach meinen Erfahrungen entschieden bestreiten; sicher hat es ihm hier am richtigen Führer gefehlt, denn ich habe in ganz Paris, trotz meines fünfmonatlichen Aufenthalts daselbst, kein eleganteres Café gefunden, als dasjenige, wo mich Gülich am 28. October 1852 mit dem trefflichsten Sorbetto tractirte. Die Firma ist mir leider! entfallen, doch war es bei weitem nicht das einzige in Barcelona, welches sich eines so ausgesuchten Glanzes rühmen konnte. Nach dem Gebrauch von Madrid und Sevilla unterhielt ein Claviervirtuos, der in des Saales Mitte auf einer rothdrappirten Estrade saß, die Gesellschaft mit Vorträgen verschiedenster Art auf einem ganz passabeln Flügel. Ein freundlicher Spanier, dem Herr von Gülich mich vorstellte, — ich glaube, es war ein Banquier —, lud mich sofort zu einer Tertulia auf den heutigen Abend ein, wo ich mit seinen, mir als reizend geschilderten Töchtern musiciren sollte, was eigentlich über den Begriff einer spanischen „Gesellschaft von Freunden" — dies ist die wortgetreue Uebersetzung des Wortes tertulia — schon hinausgeht, indem es dabei meist nur auf Conversation, den überaus mäßigen Genuß kleiner Erfrischungen und in den niedern Bürgerclassen vielleicht noch auf ein kleines wildes Nationaltänzchen abgesehen ist. Da der freundliche Herr aber nur spanisch sprach, und meine Leistungen in der lengua castellana noch immer recht mäßig waren, so lehnte ich höflichst ab, und beschloß lieber in zwanglos germanischen Gesprächen mit den Freunden auf den zum Theil durch Gascandelaber schön erleuchteten Hauptstraßen der Stadt zu patrouilliren,

wobei mir denn der Reichthum und Glanz der Magazine und Kaufläden als ein rechtes Symbol für die Entwicklungsfähigkeit Spaniens besonders auffiel. Freilich aber ist Barcelona bis jetzt auch die einzige Stadt der Monarchie, in der wirklich eine lebhafte Nationalindustrie, ja ein respectabler europäischer Handel getrieben wird, wie sich denn auch der Feldbau Cataloniens mit jedem andern messen kann. Mit Recht sagt das Sprüchwort von dem fleißigen Catalan:

„— — El Catalan
Saca de la piedra pan.“

Er macht aus Steinen Brot; er ist, gleich dem Basken, ein unermüdlicher Ackerbauer, ein rühriger Kaufmann, ein guter Speculant; er plackt sich, um vorwärts zu kommen, und erwartet nie, wie der stolze castilianische Hidalgo oder der ewig scherzende, kokettirende, bombastische andalusische Sybarit, daß ihm die Tauben gebraten in den Mund fliegen. Dampfmaschinen arbeiten bereits überall im Lande; Tuch-, Baumwollen-, Seiden-, Seifen- und Glasfabriken, Papiermühlen, unzählige Schuhmacherwerkstätten — denn das catalonische Leder ist vortrefflich — Eisenhämmer, Spinnräder und Webstühle pochen, hämmern, klappern und schnurren durch einander, wohin man sich wendet, und der jährliche Ertrag des Barcelonesischen Activhandels wird auf 130 Millionen Realen, ungefähr 9,285,714 Preußische Thaler, veranschlagt. Nur die Straßen sind, sobald man aus den Thoren der Hauptstadt heraustritt, mordschlecht, was bei der großen Rührigkeit und dem durch und durch industriösen Sinn des Volkes in der That Wunder nehmen muß, und mir immerhin recht „spa-

nisch" vorkam. Vermuthlich wird das Land früher Eisenbahnen haben, als leidliche Chausseen. — Trotz aller ihrer Vorzüge bieten die Catalonier indessen dem Fremden bei weitem keinen so angenehmen Umgang, als die ehrlichen Basken, die biedern Castilianer und die grazieusen Andalusier. Denn erstlich sprechen fast alle Classen des Volkes einen Dialect, den selbst die übrigen Spanier nicht verstehen, und der im höchsten Grade hart und unmelodisch klingt. Gebet- und Schulbücher werden sogar in dieser catalonischen Mundart gedruckt, ja selbst die Gesetze in derselben veröffentlicht. Ueberdies liegt aber auch im ganzen Wesen des Cataloniers etwas so Ernstes, Trotziges und Starres, daß der flüchtiger reisende Fremde kaum Zeit und Gelegenheit gewinnt, diese Rinde eines tief gewurzelten und auch äußerlich wenig verborgenen Egoismus zu durchbrechen, und in gemüthlichere oder gar freundliche Beziehungen zu Einzelnen zu treten. Die zähe Anhänglichkeit des Volkes zur Sache des Don Carlos, die so oft das diplomatisirende Europa überrascht hat, da man doch weiß, daß die Catalonier an sich durchaus republikanischen Charakters sind, auch niemals vergessen haben, wie ihre Provinz einst Jahrhunderte lang ein unabhängiger Freistaat gewesen, — jene merkwürdige Anhänglichkeit also erklärt sich wohl nur aus dem verbissenen Ingrimm gegen die herrschende Dynastie, welche mit französischer Hülfe unter Philipp V. im spanischen Successionskriege von 1701—14 dem Lande die von ihm so hoch gehaltene selbstständige Verfassung nebst vielen Privilegien entrissen hat. Das haben die stolzen, unbeugsamen Catalonier noch keineswegs aus der

Erinnerung verloren, und ihr Land wird daher noch lange die zur Empörung aufgelegteste Provinz Spaniens bleiben. Bei allen politischen Ereignissen werden sie stets auf der Seite derjenigen Partei stehen, die ihnen Aussicht auf Wiedereroberung ihrer alten Vorrechte, ihrer theuern Unabhängigkeit eröffnet, und so waren sie denn in den dreißiger Jahren ebenso gute Carlisten, als sie in den vierziger enragirte Progressisten gewesen sind. Absolutisten aber darf man sie, trotz der Thaten ihres Landsmanns Cabrera, der zu Tortosa in der südlichsten Ecke Cataloniens das Licht der Welt erblickte, und trotz all' der Deutschen Kämpen des Legitimitätsprincips, die für die Verherrlichung des Generals in die Trompete gestoßen haben, — Absolutisten darf man sie gewiß ebensowenig schelten, als die Basken, Schweizer oder Engländer. Diese politische Richtung kann überhaupt in specifisch industriellen Volksnaturen niemals überwiegend hervortreten. — Was mir jedoch an den Cataloniern am wenigsten behagt hat, das ist die Thatsache, daß ihnen das poetische Element des Südens, Liebesgeflüster, Guitarrenklang und Romanze, ja selbst ein eigentlicher Nationaltanz durchaus fehlt; denn Erwerb allein ist die Loosung ihrer Existenz, und das „to make money“ absorbirt am letzten Ende trotz Sonnenbrand und Azurhimmel alle übrigen Neigungen und Leidenschaften ihres heftigen Temperaments. Vorzugsweise stark prononcirt ist dieser krasse Materialismus in Barcelona selbst. Sogar die Liebe, die doch sonst bei allen südlichen Völkern des dichterischen Duftes nie entbehrt, der uns aus Petrarca's Sonetten und den Dramen des Calderon gleich erquickend entgegenweht, selbst die Liebe

des Cataloniers ist roh und thierisch. Es wurde mir hierzu ein eclatanter Beleg erzählt. Eine Dame, die mit ihrem Gatten in der glücklichsten Ehe lebt, und der hohen Aristokratie Barcelona's angehört, erfährt vom Hausarzt, daß ihr Gemahl sich durch das Uebermaß der von ihm verlangten ehelichen Liebesopfer in Kurzem aufreiben müsse, und das Schlimmste für seine Gesundheit zu befürchten stehe. „Was thut das?!“ — antwortet sie — „ich liebe ihn zu sehr, als daß ich des höchsten Genusses, den ein Mann dem Weibe gewähren kann, zu entbehren vermöchte! Wenn es sein muß, so finde er denn in meinen Umarmungen seinen Tod, aber erlassen kann ich ihm nichts von seiner ehelichen Pflicht.“ —

Wer nach Spanien reist, um auf eine Zeitlang zu vergessen, daß er ein Kind des 19. Säculums, des Jahrhunderts des Eigennutzes und poesielosen Materialismus sei, der schenke sich das prächtig moderne Barcelona: es paßt nicht zu dem übrigen geistig erfrischenden Totaleindruck, den das wüste, verkommene, bettelhafte, aber durch und durch originelle Spanien sonst auf ihn machen wird. Wer sich aber recht lange in den schlechten Posaden Altcastiliens und der Mancha herumgetrieben, und des Knoblauchs und ranzigen Oels von Herzen satt, sich nach der Civilisation seines Zeitalters, nach behaglicher Leibespflege und moderner Umgebung zurücksehnt, für den ist der reiche Bazar von Barcelona ganz der empfehlungswerthe Ort. Und welchem à la hauteur de son temps stehenden Europäer lachte nicht trotz aller Blasirtheit und Europamüdigkeit doch am Ende das Herz noch im Leibe, wenn er sich aus den pikanten Unbequemlichkeiten eines rohen

Naturlandes zurückversetzt sieht auf das weiche Polster der Civilisation; wenn er sich nach langem ausschließlichem Umgang mit Maulthiertreibern, Schmugglern und Banditen wiederfindet in der alten lieben langweiligen Umgebung der culs de Paris und schwarzen Fracks, der faden Allerweltsgesichter, der springenden Kellner und geschäftigen Commissionairs eines wohlgeordneten Polizeistaats, wo es weder Guerillas noch Zigeunerbanden, ja kaum noch verschiedene Stände mehr giebt, sondern blos noch Couponabschneider und — was die Hauptsache ist — die in Spanien sonst noch völlig unbekannten Heroen der Zukunft, genannt Proletarier!? Ich aber lobe mir, quand même, den von unseren Politikern verachteten, weil materiell zurückgekommenen, echten Spanier, der bei all' seiner Trägheit, seinem einseitigen Ausländerhaß, seiner wilden Factionslust, doch mit dem edeln Kerne seines Naturells, seinem stolzen Nationalgefühle und Unabhängigkeitssinn, mit den Tugenden seines Civilisationsmangels in unsern elenden, charakterlosen Zeiten allen Nationen zum Muster dienen kann. Riefe er doch das heroische Wort des unsterblichen Vertheidigers von Zaragoza, die herrliche Römerantwort des großen Palafox: „guerra y cuchillo“ noch heute Jedem zu, der sich in seine Angelegenheiten, sei es als Danaus dona ferens, oder als offner Feind, zu mischen unterfangen wollte! Allerdings bestritt mir einst zu Florenz ein Spanier aus den höhern Ständen selbst die Möglichkeit eines Wiederauflebens seines Volkes zu der alten Größe und Macht, und sprach vielmehr aus voller Ueberzeugung die Befürchtung aus, es werde an seiner Indolenz und Einbildung

nach und nach völlig zu Grunde gehen. Da aber die spanische Trägheit zum großen Theile nur der schändlich engherzigen, jeden Aufschwung jesuitisch hemmenden Regierungspolitik der letzten Jahrhunderte zur Last zu legen ist, zum andern Theil, wie ich nachzuweisen versucht habe, in verschiedenen Provinzen des Reichs in der That gar nicht existirt, und die Einbildung, mit Ausschluß der andalusischen Fanfaronnadenmacherei, füglich wohl einerseits als eine natürliche Consequenz der im Volke wach gebliebenen Erinnerung an eine über Alles glanzvolle, ritterlich-schöne Vergangenheit, andererseits als eine Bürgschaft für das noch immer vorhandene tiefe Gefühl wirklicher sittlicher Vorzüge vor intriguanten und gleißnerischen Nachbarn betrachtet werden kann: so möchte ich weit eher die Frage aufwerfen, ob dieser so seltsamer Weise inmitten der europäischen Cultur jetzt vereinsamt dastehenden Nation nicht doch vielleicht noch eine regeneratorische Aufgabe für unseren altersmüden Erdball vorbehalten sei, wenn erst ihre beiden bisherigen Peiniger, England und Frankreich, die Löwen des Tages, sich gegenseitig aufgefressen, und die übrige europäische Menschheit in den charmanten Urbrei aufgelöst sein wird, den unsere Demokraten so satanisch-sehnsuchtsvoll herbeiwünschen, und an dessen Verwirklichung wir modernen Genußmenschen alle mehr oder weniger fleißig arbeiten?! Ist die lealtad castellana ebenso sprüchwörtlich geworden, als weiland die punische Treulosigkeit, so mag Spanien sich einstweilen mit diesem Ehrenbriefe genügen lassen, die Wahrheit desselben von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen bestrebt sein, und im Uebrigen ruhig

seiner Zeit harren; denn Rittersinn und Loyalität werden immer eine Zukunft haben, ebenso wie das System eigennütziger Gleichmacherei und Autoritätsverachtung den Keim der Verwesung schon bei seiner Geburt in sich trug. Ich rufe dem Volke Virgil's goldne Weisheitsregel zu:

„Durate, et vosmet rebus servate secundis!"

Nur vor einem Feinde hüte sich Spanien, vor der durch den Haß gegen den dummen und habsüchtigen niederen Clerus, sowie zuletzt als natürliche Reaction gegen das abscheuliche Pfaffenregiment unter Ferdinand VII. wach gerufenen religiösen Freigeisterei, die allerdings heute schon beinahe in allen Classen des Volks den ehemaligen, weltbekannten kirchlichen Fanatismus und die Bigotterie ersetzt hat. Spuren der alten starren und unliebenswürdigen Intoleranz finden sich zwar auch noch genug, wie denn z. B. gesetzlich in Spanien bis auf den heutigen Tag, außer (soviel ich weiß) auf dem Campo de los Ingleses zu Malaga, kein Protestant in geweihter Erde bestattet werden darf. Allein das sind, sagen wir Gott sei Dank! nur ruinenhafte Ueberbleibsel aus einer, ihrem innern Wesen nach, längst entschwundenen Zeit. Wenn aber auch Spanien wohl mit Recht sich gegenwärtig rühmen darf, daß es bei aller, dem Orient so verwandten Passion für wunderbare Begebenheiten und romantische Abenteuer, doch keine Art jenes vulgären Aberglaubens mehr nährt, den man bei uns Gespenster- oder Altweiberfurcht nennt, und trotz aller Aufklärerei leider nur zu häufig noch antrifft; wenn man es auch nur billigen kann, daß die

Mönchsklöster dort sämmtlich aufgehoben, und die Nonnen auf den Aussterbe-Etat gesetzt sind: so liegen doch in dem dermaligen, großentheils rein äußerlichen Verhalten des Volks zu den Institutionen der Kirche, in Folge dessen das kirchliche Fest z. B. vielfach zur bloßen öffentlichen Lustbarkeit, der Kirchenbesuch zum Schauspaziergang herabgewürdigt erscheint, die unverkennbaren Merkzeichen einer sittlichen Verflachung, der bald eine Schranke gezogen werden muß, soll's mit der charaktervollen Ehrenhaftigkeit der Nation nicht bergab gehen. Die beiden priesterlichen Reisebeschreiber, Stolz und Lorinser, wollen zwar, obschon sie bei ihren Wallfahrten nach Spanien vorzugsweise die religiösen Interessen im Auge gehabt, die Spuren eines solchen Indifferentismus, einer solchen Glaubensabnahme nirgends wahrgenommen, vielmehr in dieser Hinsicht, sowie im Punkte der Sittlichkeit blos ausnehmend befriedigende Erfahrungen dort gemacht haben. Daß sie sich aber durch das äußerlich allerdings sehr streng-katholische Gepräge des Landes doch etwas zu sehr imponiren ließen, liegt auf der Hand. Augenscheinlich sind sie Beide mit dem festen Vorsatz nach Spanien gereist, dort Alles vortrefflich zu finden. Daher, und weil sie nur ganz flüchtig und Stolz überdies ohne alle Kenntniß der Sprache das Land durchzogen, stammen wohl hauptsächlich die mannigfachen Irrthümer ihrer Anschauungen. Worte wie: „der Spanier will Christ sein mit dem ganzen Menschen; bis auf den Marktplatz und selbst in den Tanz schlägt und schäumt seine Religiosität noch ihre Wellen hinaus, während dem in ewigem Winterschlaf halb eingefrorenen Deutschen sein Cult vielfältig in eine wasserhelle dünne Predigt

und einen langweiligen zähen Choral zusammengeronnen ist*);" — oder wie: „ich bin überzeugt, daß kein Volk einen innigeren, tieferen Glauben hat als das spanische; es ist das einzige, in welchem der christliche Glaube so in Fleisch und Blut, in Sinn und Sitte übergegangen ist, wie der Mosaismus in das jüdische**);" — solche Worte mag man, vom einseitig katholischen Standpunkt aus betrachtet, allenfalls gelten lassen, und ich will selbst als Protestant nicht verkennen, daß ihnen eine gewisse Wahrheit beiwohne: allein trotzdem heißt es zu weit gehen, wenn man behauptet, der alte gediegene gläubige Ernst, welcher in den unsterblichen Werken des göttlichen Murillo einen so warmen und himmlisch-erhabenen Ausdruck gefunden, habe sich auch in dem heutigen Spanien noch in gleicher Fülle und Kraft erhalten, Skepticismus und Frivolität seien dort völlig unbekannte Dinge, und es herrsche im Volke bis auf den heutigen Tag noch eine Sittenreinheit, welche das Band der Ehe mehr als sonst irgendwo heilige***), und das Aufkommen schlechter Häuser in den Hauptstädten durchaus unmöglich mache, „weil solches zu sehr dem christlichen Geiste zum Aergerniß gereichen würde†)", — eine Sittenreinheit endlich, in Folge deren die spanischen Weltgeistlichen „wahrhaft populär seien, im besten Sinne des Wortes††)". Das sind Phantasieen, die der Wirklichkeit in

*) Alban Stolz, Spanisches für die gebildete Welt. 2. Aufl. S. 211.

**) Ebendaselbst S. 243.

***) Ebendaselbst S. 260.

†) Ebendaselbst S. 207.

††) Ebendaselbst S. 311.

keiner Weise entsprechen. Bei aller Achtung, die der Volkscharakter im Allgemeinen mir nicht weniger als Herrn Alban Stolz eingeflößt hat, muß ich ihm doch beispielsweise die Thatsache entgegenhalten, daß, wenn es in Madrid auch keine Bordelle in unserm Sinne giebt, doch in allen größeren Städten des Landes öffentlich bekannte Häuser in beträchtlicher Anzahl existiren, wo vergnügungssüchtige und lascive Frauen, die in Betreff des Nadelgeldes von ihren Männern zu knapp gehalten zu werden vorgeben, sich täglich einfinden, ad lucrum corpore faciendum. Die Liederlichkeit der andalusischen Majas ist überdies sprichwörtlich, und wahrlich nicht blos von hämischen protestantischen Verläumdern erfunden! — Daß trotz alledem noch viel, sehr viel religiöses Gefühl im Volke wurzele, läugne ich keineswegs, und will dafür sogar einen recht schlagenden Beweis anführen, indem ich auf den in der That überraschenden Respect aufmerksam mache, den selbst die tollsten Rinaldo-Rinaldini's, welche das Land noch immer häufig genug erzeugt, vor dem Kirchengute allezeit an den Tag gelegt haben. Möge sich dieser Respect immer erhalten! —

Der Leser verzeihe mir, dem bald von Spanien und von ihm Abschiednehmenden, diese Abschweifung, die er als mein flüchtiges Glaubensbekenntniß über die dermalige sittliche Lage des interessanten Volkes betrachten wolle; er folge mir nun aber zurück zu dem bunten Volksleben der geräuschvollen, prächtigen Rambla. Da gilt es denn vor Allem eine kurze Skizzirung der äußerlichen Erscheinung der Barcelona'schen Bevölkerung, in der sich doch, wenigstens in den untern

Schichten, noch manches Nationale und Originelle erhalten hat, wenn auch der gebildete Mann hier stets in Pariser Allerweltstracht sich producirt, und daher für den Fremden eine gleichgültige Persönlichkeit ist. Die Frauen sind, bis auf ihr plumpes Pfauenpedal und ihren etwas derben, wenig grazieusen Wuchs, fast durchgehends schön zu nennen, und fallen hauptsächlich durch die blendende Weiße ihrer Gesichtsfarbe auf. Sie tragen sämmtlich den schiefen Haarscheitel, der mir auch in Genua als eine nationale Bizarrerie aufgefallen, und der dem Kopf ein einigermaßen knabenhaftes Ansehen giebt. Mantilla und Fächer zeigen sich wenig mehr. Die Männer aus dem Volke bedecken ihr Haupt mit einer langen rothen, auf einer Seite herabhängenden Sackmütze, gorro genannt, die gleichfalls der genuesischen Schiffermütze sehr ähnlich sieht. Das castilianische Barett findet man hier nirgends mehr, wohl aber fehlt die früher schon weitläufig beschriebene manta fast auf keiner Schulter.

Um 8 Uhr Abends ging ich mit Herrn von Sivers in das teatro principal, ein ungeheueres Gebäude von der Größe des San Carlo in Neapel, und mit einem gewissen maurischen Decorationsglanze ausgestattet. Auf eine leidlich langweilige spanische Comödie folgte ein sehr gut ausgestattetes Ballet, das erste unter den in Spanien von mir gesehenen, welchem eine wirkliche pantomimisch zu repräsentirende Handlung zu Grunde lag, das also nicht blos aus allgemeinen, die Liebesbedürfnisse der Menschenseele versinnlichenden Tanzevolutionen bestand. Hier galt es eine Entführung und eine Wiederversöhnung des geflohenen Paares mit dem zürnenden Vater.

Pferde, Hunde und sogar Ochsen kamen auf die Scene, was selbst die decorative Phantasie des Herrn Meyerbeer übersteigt. Das Corps de Ballet in ächtspanischer Tracht tanzte vortrefflich; weniger gefiel mir die erste Solotänzerin, wogegen die zweite, eine fleischige, wollüstige Person mit zwei himmlisch gewachsenen Kerls ein reizendes pas de trois zum Besten gab, dessen Inhalt wieder ächt spanisch darin bestand, daß die beiden caballeros mit unsäglicher Gluth und Leibesanstrengung um die Liebe der bailarina freiten, während sie sie mit den kühnsten Voltigen über die zur Erde geworfenen Mäntel und Mützen der Liebhaber unaufhörlich foppte, sich aber endlich in höchst effectvoller Weise, das Süjet der Goethe'schen Stella umkehrend, beiden zugleich ergab. Keine Pariser Tanzkünstlerin wird dies kecke Beinwerfen und Körperbiegen nachmachen. Ein cantor begleitete den wilden Tanz, wie in Granada, mit Guitarrenspiel und tremolirendem Gesang. Außerdem trat aber hier auch noch ein kräftigtönendes Orchester mit in die Balletschranken ein. Das Theater besitzt den schönsten Foyersaal, den ich gesehen, etwa von der Größe der Berliner Singacademie, aber weit prächtiger als dieser nüchterne nordische Gesell. Die cigarritos waren hier fortwährend im Brand, sobald eine scenische Pause eingetreten, und nicht eine Señora gab durch Nießen oder Hüsteln ihre Abneigung gegen diese Weihrauchsspende zu erkennen, nicht Eine rief mit Othello: „Heaven, stop the nose at it.“ Eine stattliche Marmortreppe führt zu den Logen hinauf, ein Luxus, der selbst den schönsten italienischen Theatern fehlt.

Am 29. October.

Der heutige Tag ward ganz der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Barcelona's gewidmet, wobei der freundliche Gülich abermals das Guidenamt übernahm. Wir gingen über die stattliche Rambla nach der barocken plaza del real palacio, woran neben himmelhohen, fünfstöckigen Privathäusern die Lonja oder Börse liegt, ein im griechischen Styl gehaltenes Bauwerk mit prächtiger Marmortreppe, während das rechts davon befindliche königliche Schloß, ein röthlicher alterthümlicher Bau, an den Dogenpallast zu Venedig erinnert, und das danebenstehende Douanenhôtel dem geschmacklos überladenen Geiste des 18. Jahrhunderts angehört. Links von der Börse endlich ragt noch ein Palais mit Arkaden hervor, worin Espartero während der Anwesenheit des Hofes zu Barcelona im Jahre 1840 residirt hat, und das jetzt einem reichen Amerikaner gehört. Unter den Arkaden befindet sich ein Caféhaus mit sieben Eingangsthüren, deren jede in verschiedener Sprache die Inschrift „Zu den 7 Thüren" führt; auch eine deutsche fehlt darunter nicht. — Hiernächst besuchten wir die großen gothischen Kirchen Santa Maria del Mar aus dem Jahre 1328, ein einfach würdiger dreischiffiger Bau mit fünf Reihen schöner schlanker Säulen sowie prächtigen alten Glasmalereien, und die äußerlich unscheinbare, im Innern sehr finstere Kathedrale in der Altstadt, die sich nur durch schöne Holzschnitzereien am coro, einen prächtigen gothischen Porticus um den mit Fontainen und Orangenbäumen geschmückten Hof und durch gleichfalls sehr alte Glasmalereien auszeichnet, aber im Vergleich mit andern spanischen Domen,

trotz ihrer drei hohen Schiffe, von nur mäßiger Größe ist. In der reichen Krypta unter dem Hochaltare liegt die Schutzpatronin von Barcelona, die heilige Eulalia, begraben, welche 12 Jahr alt als Märtyrerin unter Kaiser Diocletian im Anfange des 4. Jahrhunderts starb. Die Thürme beider Kirchen sind unvollendet, ebenso die westliche Giebelseite des Doms. — Ferner verdient der Inquisitionsplatz, auf dem in frühern Jahrhunderten zahlreiche Autodafé's stattgefunden, Aufmerksamkeit wegen zweier alterthümlichen Gebäude; es sind dies das ehemalige erzbischöfliche Palais und das noch ältere Schloß der frühern Grafen von Barcelona, von denen mehrere im Dom ihre Grabstätte gefunden. Zwei andere merkwürdige Bauwerke stehen auf der hochgelegenen, mit der Rambla durch die neu erweiterte Straße Ferdinand's VII. verbundenen plaza de la constitucion: der ehemalige Pallast der Provinzialdeputirten und die Audiencia, worin die Wohnung des Gouverneurs und der catalonische Obergerichtshof sich befinden. Letztere ist ein aus dem Jahre 1365 stammendes schönes Klostergebäude, dessen erstes Stockwerk einen blühenden Orangengarten trägt, wie dies noch bei mehreren anderen angesehenen Häusern der Stadt der Fall ist. Endlich spazirten wir noch auf der 60 Fuß breiten, an die Brustwehr der Hafenmauer angelehnten Terrasse, der muralla del mar, umher, von wo man einen äußerst befriedigenden Blick auf den Hafen, die Vorstadt Barceloneta, den Felsen von Monjuy und das offne Meer genießt. Ueberall fiel uns von Neuem der Reichthum der Läden und das rege Geschäftsleben in's Auge, das mit

dem übrigen Spanien so grell contrastirt. Mit einem tüchtigen Beutel voll Geld müßten sich hier sehr gute Empletten machen lassen; wir begnügten uns damit, vortreffliche Handschuhe, das Paar zu 6 reales (etwa 12 Sgr.), zu kaufen. Fast jedes bedeutendere Handwerk, so namentlich das der Juweliere, der Schneider, Schuhmacher u. s. f. nimmt hier seine besondere Straße ein, was gewiß zur Aufrechterhaltung eines tüchtigen Corporationsgeistes äußerst förderlich ist. —

Mittags um 3 Uhr begleiteten wir Herrn v. Sivers und unsern Malaga-Bremer Gefährten, Herrn Lörmann, auf den Bahnhof, da beide schon heute über Mataro weiter gen Paris zu eilen beschlossen hatten. Darauf wandelte ich noch mit Gülich allein an dem mit Dünensand bedeckten Meeresufer hin nach dem Kirchhof, der ein höchst originelles Bild gewährt, und einem großen Bienenkorbe zu vergleichen ist, in dem die Särge zellenmäßig übereinander geschichtet dastehen. Es ziehen sich nämlich lange, an 15 Fuß hohe Mauern durch den ganzen, dem Tod geweihten Raum, welche, da zwei und zwei immer parallel laufen, und je zwei andere im rechten Winkel durchschneiden, überaus monotone, durch keinerlei Anpflanzung belebte Straßenquadrate bilden; sie sind in einzelne Fächer getheilt, worin die verschiedenen Särge zur öffentlichen Ansicht ausstehen. Vor jedem Fach, worin ein Sarg bereits Platz gefunden, verkündet eine, die Oeffnung des ersteren fast ganz verschließende, doch aber das Kopfende des letztern den Blicken des Vorüberwandelnden nicht entziehende, dünne Marmortafel den Namen des hier beigesetzten Todten. Diese, meist in goldenen Lettern auf dunkelgrauem oder schwarzem Grunde leuch-

tenden Inschriften haben bei der senkrechten Stellung der Platten so sehr den Charakter von Büchertiteln, daß man recht füglich auch von einer Sargbibliothek sprechen könnte, wobei nur der schnell austrocknenden Atmosphäre Barcelona's großer Dank gebührt, indem sie dafür sorgt, daß man den Inhalt der seltsamen Bücherrepositorien nicht, wie etwa die lederne Breite und Schwülstigkeit eines alten Folianten aus dem eigenthümlich-staubgewürzten Parfum seines vergilbten Papiers, vorüberschreitend herauszuriechen vermag. Bei der großen Nähe, in die der Lebende hier mit Tausenden von Todten tritt, müßte dies unter weniger günstigen klimatischen Verhältnissen unbedingt der Fall sein. Es sollen übrigens noch viele Kirchhöfe Spaniens nach dem gleichen System eingerichtet sein; doch habe ich nur hier dem Freund Hein meine Visite abgestattet, und vermag daher Genaueres hierüber nicht zu berichten.

Einen recht grellen Contrast zu diesen ernsten, egyptisch-einförmigen Todtenstraßen bildet die lebensvolle Rambla, auf der wir nun noch bei erstaunlich mildem Wetter bis tief in den Abend hinein lustwandelten, und uns der vielen wahrhaft schönen Mädchengesichter freuten, die nach der Sitte des catalonischen weiblichen Landvolks in weiße und bunte Tücher gewickelt, aus diesem Rahmen mit ihrem blendend weißen Teint und ihren Gluthaugen nur doppelt reizend herausschauten. Da jeder der die Rambla erhellenden Gascandelaber 6 Arme hat, und jeder dieser Arme 3 bis 4 Flammen speist, so verhindert auch selbst der Anbruch der Nacht solch anmuthiges Studium weiblicher Schönheit nicht.

Zehntes Capitel.

Von Barcelona nach Paris.

Am 30. October.

Eine wahrhaft rührend-billige Wirthshausrechnung überraschte uns an diesem Morgen in der nicht genug zu rühmenden Fonda del Oriente: wir hatten pro Kopf nur einen Napoleon incl. Trinkgeld zu zahlen, und in der That höchst comfortabel dafür gelebt. Ein Spazirgang an Gülich's Arm durch die winkeligen Straßen der zwischen der Rambla und dem Monjuy eingeklemmten Altstadt, beschloß meinen Aufenthalt in Barcelona. Auf dem Marktplatz, östlich von der Rambla, sah ich den Pfeffer in so immensen Klumpen ausgestellt, daß ich irgend eine seltsame tropische Kürbissorte vor mir zu haben glaubte. Die Weintrauben waren dagegen in jenem Jahre durch das ganze Gebiet Cataloniens sehr schlecht gerathen, worüber ich mannigfache Klage vernahm.

Um 3 Uhr Nachmittags fuhren wir mittels der dicht am Meeresufer auf Alluvionsterrain sich hinziehenden Eisenbahn nach Mataro, nachdem wir von unserm treuen Begleiter durch die Sehenswürdigkeiten Barcelona's, Herrn

v. Gülich, herzlichsten Abschied genommen, und er mich mit sehr schätzenswerthen Empfehlungen für England ausgerüstet hatte. Er war dort genau bekannt, und auch ich hatte den Vorsatz, dasselbe im folgenden Jahre zu besuchen, um meine europäische Tour mit der Inspection des Blüthenlandes germanischer Cultur zu schließen. Miß Harriet Anne Houssemayne Du Boulay, mit der ich mich im März 1853 zu Florenz vermählte, ward jedoch die Ursache, daß die trefflichen Gülich'schen Empfehlungen größtentheils unbenutzt blieben, indem sie mir beim Besuch ihres Vaterlandes selbst als Guide diente, und ich auf diese Weise die vielseitigste Gelegenheit fand, mich mit Land und Leuten, Dorf und Stadt, gentleman's house und cottage vertraut zu machen, ohne meiner Empfehlungsbriefe an Fremde zu bedürfen.

Es ist recht gut, daß das Mittelländische Meer, außer bei Marseille, keine Ebbe und Fluth hat, sonst würde man in der That auf der Dampffahrt von Barcelona nach der, durch seine Tuch- und Seidenfabrikation bedeutenden Stadt Mataro in Gefahr stehen, gelegentlich von den Meereswogen weggespült und verschlungen zu werden. So nahe liegt der Schienenweg dem Meere. Um 4½ Uhr war das Locomotivenziel erreicht, und wir vertauschten unser comfortables Coupé mit dem unerquicklichen Interior der letzten spanischen Diligence, die uns nach Perpignan befördern sollte. Alle Leiden dieser nervenerschütternden Anstalt wurden nun noch einmal bis auf die Hefe ausgekostet, und obschon die catalonische Civilisation selbst auf die Posteinrichtungen einigen fördernden Einfluß geübt hat, und der Wagen nicht ganz so unbequem

war, als die castilianischen und andalusischen; obschon namentlich die Gasthöfe an den Stationsorten recht leidliche europäische Kost boten: so fehlte doch auch dieser Fahrt die originelle spanische Tollheit keineswegs. War es doch immer dasselbe wilde, unermüdliche Geschrei des bockfahrenden mayoral, dasselbe, Stahllungen verrathende Auf- und Abspringen des zagal, dasselbe Hauen, Schimpfen und verwegene Reiten des mit einer Tigerfellmütze bedeckten delantero auf dem vordersten Maulthierpaare; waren es doch dieselben grundlosen Wege, über welche die in allen Fugen knarrende Equipage dahinbrauste, während das herrlichste Material in wildromantischer Felsgestalt die durchlöcherte und von unzähligen Bergbächen zerrissene Straße rings umgab, und nur auf Sprengung und Verarbeitung harrte, um die schönste Chaussée der Welt zu gewähren! In dem kleinen, auf hoher Felsenklippe in das Meer hineinragenden Orte Calella, den wir gegen Abend erreichten, wurde indessen ein so vortreffliches Souper mit Hummer, Seefisch, Filetbraten, Wein und Liqueur für 10 reales à Person servirt, daß die ganze Passagiergesellschaft à ventre déboutonné darüber herfiel, und die Tafel bald aller ihrer Schätze baar und ledig dastand. Sehr schwer aber fiel es uns, die Sprache der Bewohner in dieser Gegend zu verstehen. Es ist ein rauher, unangenehm klingender Jargon, der sich wie eine fürchterliche Zusammenzerrung des Französischen und Spanischen ausnimmt, und den das Volk bis über den Pyrenäenkamm nach Perpignan hin fast ausschließlich redet.

Der Weg blieb bis Blanes äußerst pittoresk, immer

zwischen dem Meere und dem malerisch zerklüfteten Küstengebirge eingekeilt. Um so mehr hatten wir, die wir, wenn eine Anhöhe im Schritt zu erklimmen war, häufig zu Fuß gingen, das ungemein rasche Sinken der Sonne zu beklagen; es betrog uns um manche gewiß höchst romantische Aussicht. Die Felsen thürmten sich zuweilen so schroff und steil zu unserer Linken auf, daß wir fürchteten, sie würden, aus Unwillen über das welterschütternde Geheul unserer Fuhrleute, das sie offenbar in ihrer Nachtruhe stören mußte, uns ein grollendes Compliment machen, und über uns zusammenstürzen. Bei Blanes biegt die Straße landeinwärts, durchschneidet noch ein schönes Waldgebirge, und tritt dann in die fruchtbare, von Hügeln umsäumte Ebene von Gerona ein. Diese ziemlich verfallene Festung liegt am rechten Terufer; sie hat sich durch ihre achtfache heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franzosen im 24jährigen Kampfe Philipp's IV. gegen Ludwig XIV., sowie im spanischen Erbfolge- und im Napoleonischen Kriege gleich Zaragoza unsterbliche Lorbeeren errungen. Ehre daher ihren Trümmern!

Am 31. October.

Zwischen Gerona und Figueras ging die Sonne auf, und wir schauten in ein wohlangebautes Land voll Getreidefelder und Oelbaumplantagen, das im Norden durch die imposante Kette der Ostpyrenäen begrenzt wird. Das Ter-Thal hatten wir bereits hinter uns gelassen, und befanden uns nun in dem des Fluvia, den wir bei Bascara überschritten. Bald darauf nahm uns die weite, überaus frucht-

bare Ebene, el Ampurdán, die sich von den Pyrenäen nach dem Golf de Rosas hinzieht, auf; im Städtchen Figueras, unweit des neuen spanischen Ehrenbreitstein, des von Ferdinand VI. erbauten castillo de San Fernando, das auf einer naheliegenden Anhöhe thront, ward gefrühstückt, und der Wagen mit einem etwas bequemeren französischen gewechselt. Die Straße blieb jedoch mordschlecht, und der Uebergang über die Pyrenäen, die hier immer noch in sehr respectabler Höhe nach dem Meere hin abfallen, und ziemlich grün bewachsen sind, fand daher nicht ohne einige Schwierigkeiten statt. Der kleine Llobregat, so genannt zum Unterschied von dem bei Barcelona in's Meer fallenden Llobregat mayor, ein reißender Bergstrom, begleitete uns bis nach dem schmutzigen Flecken la Junquera, der einsam in einem hochromantischen Granitfelsenkessel kauert, und von Korkeichenwaldungen — der Basis des hier blühenden Pfropfenhandels — umringt ist. Hier nahmen wir von Spanien Abschied; denn kaum eine Stunde später, nachdem wir uns durch den Pyrenäenpaß des Col de Perthus durchgeschlängelt, winkte uns schon die französische Tricolore von den Zinnen des freundlichen kleinen Grenzcastells Bellegarde, wo uns, neben den rothen Hosen einer Abtheilung des 5. Infanterieregiments, höchst vexatorische Douaniers, zugleich aber auch die allerliebsten schneeweißen südfranzösischen Riegelhäubchen wieder empfingen, die fortan auf allen Weiberköpfen erscheinen, während die Männer an der ziegelrothen catalonischen Sackmütze noch bis Perpignan hin festhalten. Die spanische kurze Jacke aber wird sogleich an der Grenze von der französischen blauen

Blouse verdrängt. Obwohl uns die ziemlich kurz angebundenen Zollbedienten nach Umkehrung aller Taschen unsere wenigen puros wegnahmen, die wir als Trophäen der, Cuba besitzenden España auf den Boden der Republik hinüberzuschmuggeln uns vermessen wollten, — obwohl ferner der vor dem Zollhause causirende Kreis französischer Offiziere ganz die unangenehm-knotige Gespreiztheit zur Schau trug, die dem vom Sergeanten oder maréchal des logis weiter avancirten Soldaten eigen ist: trotz alledem und mancher andern Gebrechen der gloire française, heimelte uns Frankreich doch ungemein an, und Herr v. Lilienfeld, der als unverbesserlicher Culturmensch schon längst nach den Pariser Comforts sich zurückgesehnt, und in den spanischen Posaden und Venten trotz all' ihrer barocken Romantik stets — wie der Franzose sagt — „un noeud à la gorge“ gehabt, fand auf einmal all' seine alte liebenswürdige Heiterkeit wieder, und stimmte, wenn gleich noch sehr weit von seiner livländischen Scholle entfernt, sofort mit vollem frohen Enthusiasmus das behaglich-gefühlvolle Lied seines Herzens an: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!“ Jenseits der Pyrenäen hatte er es höchstens einmal aus Wehmuth und Verdruß über seine dortige Existenz intonirt. Und in der That hatten wir Alle Ursache, mehrere sehr auf der Hand liegende Vorzüge des Civilisationslandes gebührend anzuerkennen. So verwandelte sich z. B. die bis dahin holpericht und halsbrechend gewesene Straße wie mit einem Zauberschlage in eine schöne, spiegelglatte Chaussée; der Erdboden rings umher bedeckte sich mit wohlthuendem Wiesengrün; die reichbevölkerte, üppige, mit

unzähligen Maulbeerbäumen bepflanzte Ebene Roussillon's breitete sich vor uns aus, und statt der keuchenden, ewiger Anfeuerung bedürfenden Maulthierheerde vor unserer Diligence zogen uns nun vier stolze, herrlich im Takt trabende Rappen — ein stattlicher Postzug — mit reißender Schnelligkeit weiter durch Wald und Feld und Wiese und Dörfer und Städte. Cultur und Aisance überall! Bis „le Boulou" blieb das Meer sichtbar; die Pyrenäenkette bis Perpignan. Bei dem erstgenannten Städtchen passirten wir auf einer neuen, sehr schöngebauten eisernen Hängebrücke den Tech, der bei Argèles in's Meer fällt, und am Fuße des Mont Canigou entspringt, eines hohen, die Ebene von Roussillon im Westen begrenzenden Bergkegels; dann rollten wir durch eine ununterbrochene Ahornallee immer thalein nach Perpignan, das Abends um 5 Uhr schon erreicht war. Kokette Pariser Damentoiletten begegneten uns auf der, die Festung umgebenden Wallpromenade; braune Husaren, Infanteristen und Artilleristen belebten alle Gänge derselben. Es war ein herrlicher Sommerabend nach den Begriffen unseres Nordens, obschon wir den letzten des Octobers schrieben. Das rothe Band der légion d'honneur präsentirte sich in allen Knopflöchern der lustwandelnden épiciers sowohl als der colonels und capitaines en retraite. Die Citadelle von Perpignan liegt auf einem Hügel, den der ziemlich breite Fluß la Tet bespült. Die Straßen der Stadt sind eng, die Häuser ziemlich hoch, und wie die spanischen, noch vielfach mit Balcons versehen. Wir stiegen im Hôtel de l'Europe ab, wo uns ein recht gutes Mittagessen und treffliche Betten empfingen. Sicher würden wir uns

sämmtlich in der behaglichsten Stimmung von der Welt gefühlt haben, hätte uns der Zustand unseres Reisegefährten Dieckhoff, der schon seit Granada an einem Fieber laborirte, nicht wirkliche Besorgniß eingeflößt; er befand sich nach der anstrengenden Postreise so übel, daß wir zum Arzt schicken, und die Apotheke für ihn in Anspruch nehmen mußten. Der Erstere machte ein sehr bedenkliches Gesicht, und rieth dringend, unsern Aufenthalt in Perpignan zu verlängern, da er dem Patienten die Weiterreise mit gutem Gewissen nicht gestatten könne. Dieser Ausspruch brachte uns in große Verlegenheit, denn die in Cadiz erhobenen letzten Reisegelder fingen an auf die Neige zu gehen, und nur in Paris waren neue Mittel flott zu machen. Ueberdies hatte Dieckhoff selbst trotz seines elenden Zustandes den sehnlichsten Wunsch, sich bis zur Hauptstadt noch fortzuschleppen, wo ihm bessere Pflege und geschicktere Aerzte zu Diensten standen, als hier im äußersten Südwinkel Frankreichs. Auch schien ein schneller Luftwechsel gerade für die Art seines Leidens kein so schlechtes Heilmittel zu sein, und wir beschlossen daher, nach mannigfachen Deliberationen trotz dem Widerspruche des Arztes, die Reise, wo irgend möglich, am folgenden Tage fortzusetzen.

Am 1. November.

Nie habe ich einen so milden, herrlichen 1. November erlebt! Die Hitze stieg um Mittag sogar zu einem so hohen Grade, daß wir bei unseren Wanderungen in der Umgegend der Stadt die Röcke auszogen, und nur beklagten, in den

Cafés von Perpignan kein Eis zu unserer Erquickung zu finden. Languedoc hat zwar ein feuchteres und kälteres Klima, sowie eine beiweitem nordischere Vegetation als die benachbarte Provence, die, obwohl einen halben Grad mehr nach Norden belegen, doch auf der einen Seite von dem afrikanischen Mistral, einem Alles versengenden Wüstenwinde, oft schon im Frühjahr tüchtig bestrichen, auf der anderen durch den hohen Wall der Seealpen gegen die Stürme des Nordens völlig geschützt wird: allein dafür ist die Temperatur der erstgedachten Provinz auch eine sehr viel gleichmäßigere und angenehmere, als die der Gestade von Marseille, der Sommer nie übermäßig heiß und der Winter gelind, kurz Alles, was man sich Gesundes und Behagliches wünschen kann. Ach, diesen ewig blauen, wolkenlosen Himmel, diesen stärkenden, krystallklaren Aether, diese immergrünen Pinien, Eichen und Platanen, diese ganze liebe, herrliche südliche Natur, umflossen vom heiligen Meere — wie lang schon ist es her, daß ich solche Reize nicht mehr gekostet, und wie tief schmachtet doch jeder nach ihnen zurück, der einmal nur in seinem armen Leben darin geschwelgt! Freilich ist Südfrankreich lange noch nicht gleich dem

— — — — bel paëse
Ch'Apennino parte e'l mar circonda e l'Alpi;

— freilich hätte Goethe sein Lied vom Lande, wo die Citronen blüh'n, hier nicht gedichtet, und freilich hat Voltaire seinen Ausruf: „j'ai toujours sur le coeur de mourir sans voir l'Italie", eben nur auf das Urland südlicher Wonnen

bezogen: doch aber singe ich mit Thümmel vom schönen südlichen Frankreich:

„Des Himmels Segen deckt dies Treibhaus der Natur;
Durch rein gefärbtes Licht erhoben,
Glänzt es dem Sohn des Epikur,
Wie ein Brillant auf unserm Globen.“ —

Wohl hat er Recht, wenn er von den Bewohnern dieses reichbegnadigten Himmelstrichs rühmt:

„Sie haben das, was sie bedürfen:
Ein leichtes Blut und Lieb' und Wein,
Und alle ihre Sinne schlürfen
Den Zaubertrank des Lebens ein.“

Herr von Lilienfeld und ein angenehmer, ältlicher Russe, Herr v. Brusiloff aus Moskau, der schon in der Diligence von Mataro aus unser Begleiter gewesen, und uns durch höchst pikante, im vortrefflichsten Französisch vorgetragene Schilderungen des Pariser Lebens sehr angenehm unterhalten hatte, schlossen sich mir an, um einige Stunden des Vormittags in den wohlgehaltenen Ahornalleen der Promenade zu lustwandeln. Hiernächst bestiegen wir den Thurm der Kathedrale, von wo sich uns ein reiches Panorama darbot. Man erblickt das Meer in ziemlicher Nähe, und überschaut einen beträchtlichen Theil der Pyrenäenkette, namentlich die Monts Albères, den Col de Perthus, Puy Camellas, Puy de Stella und den eisbedeckten Mont Canigou (8,680 Fuß hoch), sowie nordwestlich die, die weite fruchtbare Ebene von Roussillon begrenzende Linie der bei weitem niedrigeren Monts Corbières, die nahe bei Narbonne nach der Meeresküste hin sich verflachen.

Das Innere der Kathedrale ist ernst und würdig. An den Straßenecken lasen wir die geschickte Antwort, welche der Prinzpräsident, Louis Napoléon, bei seiner jüngst-vollendeten Reise durch die Provinzen des mittägigen Frankreichs an die Kaufmannschaft von Bordeaux gerichtet, und in der er zum ersten Male das neue Kaiserreich unverhohlen angekündigt hatte. Kurze Zeit darauf wurden mir in Paris Votirzettel mit „oui“ auf öffentlicher Straße angeboten, um die „an Einstimmigkeit grenzende Majorität“ des imperialistisch-gesinnten Frankreichs vermehren zu helfen. Es war die Zeit des reüssirenden Hokuspokus! — Noch versah ich mich hier mit einer hübschen Reminiscenz an meine spanische Reise, indem ich eine ächte blutrothe baskische Boyna kaufte, die schon in Perpignan hin und wieder neben dem „gorro“ auf den Köpfen des Landvolks spukt, während in dem Landstrich zwischen Toulouse und Bordeaux die Boyna ebenso allgemeine Landestracht ist, wie tiefer in das französische Gebiet hinein der niedere, runde, breitkrämpige Filzhut, der auch der Geistlichkeit als Kopfbedeckung dient, nur daß der Bauer ihn meist von grauer, der Priester stets von schwarzer Farbe trägt.

Um 8 Uhr Abends bestiegen wir, Dieckhoff nur mit äußerster Anstrengung und im bedenklichsten Fieberzustande, die Diligence nach Montpellier, für welche Fahrt man uns à Person 20 Franken abforderte. Es erscheint im südlichen Frankreich immer gerathen, in den Diligencebüreaux etwas zu handeln, da die Preise durchaus nicht tarifmäßig feststehen, sondern nach der Concurrenz beliebig bemessen werden. So unangenehm dies ist, so muß doch anerkannt werden, daß man

ausgezeichnet gut und rasch fährt, und überall die vortrefflichste Naturalverpflegung findet. Unsre Preußischen Personenposten — ich muß es wiederholen — sind wahrhafte Schneckenberger gegen die französischen, unablässig galoppirenden Diligencen. Die sehr gute Chaussée führt fast beständig an den lagunenartigen étangs hin, welche die ganze Südküste Frankreichs vom Ausfluß des Gly unweit Rivesaltes bis zu den Rhonemündungen begleiten, und oft gleich Haffen weit in das Land eindringen. Die kleinen Städte Salces und Sijean sowie die Festung Narbonne wurden in der Nacht passirt, und bei leichter Kleidung tüchtig gefroren, zumal wir Gesunden unsere Plaids dem kranken Gefährten zur Disposition gestellt hatten.

Am 2. November.

Mit Sonnenaufgang ward das freundliche Béziers am Orbflusse erreicht, das altrömische Biterrae, das unter Cäsar als Garnison der 7. Legion den Namen Colonia Septimanorum annahm, wovon die späteren Herren ihren Titel als Grafen von Septimanien herleiteten. Das heutige Sprüchwort sagt: „si le bon Dieu venait habiter la terre, il s'établirait à Béziers.“ Wie diese Hyperbel entstanden, worauf sie sich gründet, lasse ich dahin gestellt sein, obschon ich nicht läugne, daß mir sterblichem Menschenkinde einige schmucke Mädchen und die schöne blumenreiche Promenade dort recht wohl gefallen haben. Die Stadt dagegen ist trotz ihrer ungefähr 20,000 Seelen keineswegs imposant, und macht größtentheils einen fast ärmlichen Eindruck. Das Erzstandbild des Baumeisters Riquet (geb. 1604

† 1680), unter dessen Leitung der 1/2 Stunde davon vorbeigehende, den atlantischen Ocean durch die Garonne mit dem Mittelmeer verbindende Canal du Languedoc oder du Midi gebaut wurde, ragt mitten aus den Blumenbeeten der Promenade, die damals noch in vollem Flor prangte, hervor. Auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich ein schönes Theatergebäude. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst lieblich; Fruchtbarkeit, Wohlstand und Betriebsamkeit künden sich allerwärts in behaglich-anregender Weise an. Als der Postwagen vor dem Stationsgebäude anhielt, schrie es von allen Seiten zu den Kutschenfenstern herein: „Messieurs les voyageurs, on vous fera la concurrence! — Allez prendre votre café chez moi, et vous ne paierez que dix sous.“ — „Et moi — schrie es von der andern Ecke — je vous promets un très bon café au lait pour cinq sous! Profitez, Messieurs, de ce propos! descendez toujours; la bonne vous conduira au meilleur café de Béziers!“ — Wahrlich, der Skandal der Schiffer am Grao de Valencia war kaum ein tollerer gewesen, als der von diesen Südfranzosen jetzt zum Besten gegebene. Doch aber unterscheidet sich die Lebhaftigkeit der letztern sehr wesentlich von der der übrigen Südvölker: sie hat nichts wild-ursprüngliches, eine Eigenschaft, der schon die glatte Allerweltssprache, die sie, wenn auch mit stark dialectischem Beisatz, reden, schnurstracks entgegensteht. Die größte Dosis von jener Originalwildheit haben noch die Provençalen abbekommen, aber auch bei ihnen erscheint sie durch die Courtoisie der Sprache, Süditalien und Südspanien gegenüber, sehr gemildert. —

Fruchtbare Felder zur Linken und das Meer zur Rechten begleiteten uns weiter hin über Agde und Mèze nach den Weinbergen von Montpellier. Von Mèze aus erblickten wir die bekannte Handelsstadt Cette, welche auf schmaler Landzunge beim étang de Thau und der Ausmündung des Südcanals in die See, an eine Kalkhügelcoulisse, das von den Alten Setium genannte Vorgebirge, angequetscht liegt. Sie erschien uns gleich einer aus dem Meer auftauchenden Fata Morgana, an deren Realität wir erst dann glaubten, als uns der Conducteur versicherte, er sei daselbst geboren, und wisse genau, daß die Stadt dort und nirgendwo anders liege. Die Landzunge, worauf Cette steht, ist nämlich dermaßen schmal und der Etang so breit, daß sie dem unbewaffneten Auge eines am Ufer Stehenden sich fast völlig entzieht, und es sich deshalb namentlich bei etwas getrübter Atmosphäre ausnimmt, als wüchse die Stadt mit ihrem Kalkhügel mitten aus der See heraus. Montpellier war um 2 Uhr Mittags erreicht. Nachdem uns ein sehr schmutziges Café einige Erfrischungen gereicht, eilten wir sogleich durch die, den antiken Römischen Triumphbogen nachgebildete Porte Peyron der berühmt-schönen, die Stadt im Nordost dominirenden Promenade zu; hier nehmen die bronzene Reiterstatue Ludwig's XIV., ein Wasserbehälter in Gestalt eines von korinthischen Säulen getragenen griechischen Tempels und ein colossaler, viele Weiher und Fontainen speisender Aquäduct, welcher einen ziemlich tiefen Thaleinschnitt zwischen 2 sanften Hügelketten überbrückt, die Aufmerksamkeit des Fremden besonders in Anspruch. Die ganze blumenreiche Anlage macht einen sehr wohlthuenden Eindruck; sie verräth

viel Schönheitssinn und Geschmack. Drei stattlich-breite Treppen führen zu einem hochgelegenen, mit Ballustraden eingefaßten und von herrlichen Alleen durchzogenen freien Platz, in dessen Mitte sich der obengedachte Tempel erhebt, und von wo man einen prächtigen Blick auf die reiche, gartenmäßig angebaute Landschaft, auf das Meer, die Ausläufer der Pyrenäen, die Sevennen, ja sogar, incredibile dictu! auf die Alpen hat. Diese Stelle erweckt in der That Thümmel'sche Begeisterung für das ewig heitere, gesegnete mittägige Frankreich, das ich leider nur im Fluge gesehen, und daher nicht eigentlich kennen und nach Gebühr schätzen gelernt habe. Sonst ist indessen in Montpellier für den „Nichtmediciner" wenig mehr zu sehen. Die 38,000 Einwohner zählende Stadt bietet nur noch das Interesse dar, daß sie eine bedeutende Bibliothek, den ältesten botanischen Garten, welchen Peter Richter de Belleval schon 1598 eingerichtet, und 21 zum Theil nicht ganz unschöne Kirchen besitzt. Eine medicinische Schule existirte hier bereits im Jahre 1180.

Um $^1/_2$5 Uhr Nachmittags entführte uns der Dampfwagen, leider schon bei einbrechender Dunkelheit, aus dem Héraultbette in das der Rhone nach Avignon. Auf dieser Fahrt hatten wir Gelegenheit, Frankreich recht eigentlich bei seiner Achillesferse zu packen: seine Eisenbahneinrichtungen sind in der That nach vielen Seiten hin unter aller Kritik schlecht, und entbehren der löblichen preußisch-deutschen Ordnung durchaus. Nicht nur, daß man in den Wagen 2. Classe, ganz ebenso wie in England, äußerst unbequem sitzt, und doch immer noch einen verhältnißmäßig theuern Preis zu zahlen hat ($7^2/_3$ Franken von Montpellier nach Avig-

non); was dem an norddeutsche, belgische und englische Accuratesse gewöhnten Reisenden am unangenehmsten auffällt, das ist die unbeschreibliche Unpünktlichkeit und Confusion, welche bei der Expedition der Züge auf den embarcadères herrscht, wo das Publicum in den schlechtesten Wartesälen von der Welt von den Bahnbeamten mit einer Grobheit und Rücksichtslosigkeit behandelt wird, als hätten die letztern es mit einer Viehheerde zu thun. Der vortreffliche englische Grundsatz, der Beamte ist des Publicums wegen da, und nicht umgekehrt das Publicum der Beamten halber, — ein Grundsatz, der freilich nur da völlige Geltung finden kann, wo sich das Publicum aus eigenem Anstandsgefühl und allgemeinem praktischen Sinn ordentlich zu benehmen versteht, wo es den echten Herrengeist besitzt, der sich bedienen zu lassen weiß, — dieses wahrhaft aristokratische Princip gehört natürlich im Lande des Ständenivellements und der bureaukratischen Centralisation zu den bloßen Mährchen. Wie man auf französischen Bahnen mit Messieurs les voyageurs in Blouse und ohne Blouse umgeht, davon mögen hier einige Pröbchen folgen. Es klingelt zum zweiten Male, und ein employé schreit zur hinteren Thür des Wartesaals hinein: „Messieurs, dépêchez-vous donc! en voiture!“ Dem Rufe gehorchend, drängt das Volk, mit Nachtsäcken, Hutschachteln und Bündeln schwer bepackt, nach den zum Perron führenden Ausgangsthüren, wird aber hier von einem zweiten Beamten mit dem barschen Ausrufe zurückgewiesen: „restez-donc tranquilles, ne poussez pas, vous avez le temps, on va ouvrir les portes tout de suite!“ Und dieses „tout de suite“ läßt selbst dann noch auf

sich warten, wenn es bereits zum dritten Male geläutet hat. L'un tire à hue et l'autre à dia, hin und her wird commandirt, raisonnirt, geschimpft, gestoßen und gedrängt, und Niemand weiß, woran er ist. Kommt man aber, wenn nun endlich die Thüren zum Einsteigen wirklich geöffnet sind, nur eine Minute zu spät, so findet man meist alle Plätze schon besetzt, und es kann Einem häufig begegnen, daß man, selbst wenn man ein Billet erster Classe gelöst hat, mit einem Platze auf der dritten vorlieb nehmen muß, um nur überhaupt noch mit fort zu kommen. Dieses ist mir wenigstens bei Vergnügungsfahrten von Paris nach Versailles und St. Cloud öfters widerfahren, ohne daß irgend ein Beamter auf meine Reclamation sich auch nur bemüht hätte, mir zu meinem Rechte zu verhelfen.

Die schöne, an römischen Alterthümern so reiche Gegend von Nismes passirten wir in stockdunkler Nacht. Bei Tarascon ging's über den mächtigen Rhonefluß, den wir Deutsche sehr gegen seine Natur zu einem Femininum machen, während er ein durchaus wilder, schlimmer Patron ist. Zugleich wurden hier abermals unter größter Confusion, die lediglich eine Folge von der Albernheit der Einrichtungen ist, die Wagen gewechselt, indem sich an diesem Orte die Züge nach Marseille und Avignon scheiden. Das letztere ward erst gegen 8 Uhr Abends erreicht; wir fuhren äußerst schlecht und langsam. Nachdem wir auf dem Bahnhof noch über eine halbe Stunde auf unser Gepäck hatten warten müssen, und uns inzwischen Gelegenheit geworden war, eine kostbare blague mit anzuhören, die ein auf einer Mauer am Bahnhof

stehender Kerl zu Gunsten seines Fuhrwerkes den Passagieren durch ein Sprachrohr in die Ohren schrie, und deren Inhalt sich schließlich als völlig blauer Dunst erwies, brachte uns ein unverschämt theurer Omnibus (wir zahlten 1 Frank à Person für eine ganz kurze Strecke) endlich gegen 9 Uhr glücklich in's Nachtquartier. Das große Hôtel zum Palais royal öffnete uns einige wenig elegante Zimmer, und gab uns einen Thee zum Besten, dem ein Chinese schwerlich Geschmack hätte abgewinnen können, und den auch wir Nichtchinesen nur als äußerstes pis-aller gelten ließen. In der Nacht ging es dem armen Dieckhoff so schlecht, daß Lilienfeld und ich bei ihm Krankenwärterdienste verrichten mußten.

Am 3. November.

Da der Zustand unseres Patienten sich mehr und mehr verschlimmerte, und zugleich der gemeinschaftliche Geldbeutel immer schwindsüchtiger wurde, so entschloß ich mich, noch am heutigen Tage allein nach Paris abzureisen, um von dort aus die beiden Zurückbleibenden so schnell als möglich mit neuen Mitteln zu versehen. Der herbeigerufene Arzt erklärte die Krankheit für ein typhöses Fieber, und diagnosticirte sehr richtig, daß schon am folgenden Abend Phantasieen sich einstellen würden, die den Weitertransport des Leidenden schlechterdings unmöglich machen müßten. Auch Herr von Lilienfeld befand sich gar nicht wohl, und klagte über entsetzliche Kopfschmerzen, so daß der Arzt — eine Ansteckung fürchtend — ihm bald darauf den Besuch des Krankenzimmers untersagte, und Dieckhoff ganz der Pflege einer garde-malade anvertraut

wurde. Als Lilienfeld mir in etwa einer Woche nach Paris folgte, hatte er trotzdem inzwischen den Stoff zu einer recht argen Fieberkrankheit in sich aufgenommen, und mußte sich auch fast drei Wochen lang niederlegen. Dieckhoff aber kam uns erst zum Jahresschlusse, abgemagert wie ein Skelett, nachgereist, und hatte überdies das Unglück, in Paris kurze Zeit darauf zum zweiten Male so heftig zu erkranken, daß die Aerzte ihn aufgaben, und er nur wie durch ein Wunder vermöge seiner an sich robusten Natur am Leben erhalten wurde. Auch der jüngere Baron Wolff, mit dem ich im Februar des nächsten Jahres in Florenz wieder zusammentraf, war auf Spanien gar nicht gut zu sprechen, und meinte, daß er an den Fatiguen dieser Expedition noch immer laborire. Er hatte selbst seinen Vorsatz, von Gibraltar aus Nordafrika, Algier und Sicilien zu bereisen, aufgeben müssen, weil ihn die spanische Reise zu arg mitgenommen. Nur der ältere Baron Wolff, Herr von Sivers und ich hatten durchaus keine Ursache, uns den Jeremiaden und Philippiken der Freunde anzuschließen: gesund wie die Fische waren wir aus Spanien heimgekehrt, und zehren wohl sämmtlich heute noch an den angenehmsten Erinnerungen. Sollten diese Worte den fernen Gefährten je zu Gesicht kommen, so mögen sie — die Lober so gut wie die Tadler — freundlichst meiner dabei gedenken, und mir verzeihen, daß ich ihre mir werth gewordenen Namen — ohne erst ihre specielle Erlaubniß dazu einzuholen — der Oeffentlichkeit übergeben habe. Wollten sie aber die schöne Reise noch einmal repetiren, so werden sie mich zu neuer Begleitung gern bereit finden, denn ich suche, so gern ich auch noch Griechenland und

Kleinasien kennen lernte, die goldenen Aepfel der Hesperiden allezeit im Westen nicht im Osten! —

Bis zur Abfahrt der diligence générale, auf der ich mich für 30 Franken — der Kürze wegen als Mr. de Volzac — nach Lyon einschreiben ließ, blieben mir noch einige Stunden übrig, um die Merkwürdigkeiten Avignon's in Augenschein zu nehmen. Man ist sehr bald damit fertig, wenn man sich aus der, 30,000 Bände starken Bibliothek nichts macht, und auch das Museum mit Horace Vernet's berühmtem Mazeppa links liegen läßt. Es gilt nur durch einige winkelige, unschöne Straßen nach der Esplanade hinaufzusteigen, von wo man Alles übersieht, was der Notiz werth ist. Der Spazirgang selbst ist schlecht gehalten, nur mit einigen Kiefern und Cypressen schwach bepflanzt, und grenzt unmittelbar an den, mit vielen Thürmen unregelmäßig gebauten und höchst alterthümlich aussehenden Papstpallast, in dem Clemens V., Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor XI. von 1309 bis 1376 residirten, und der gegenwärtig als Kaserne dient. Sic transit gloria mundi! Das Gebäude liegt auf einem ziemlich hohen zackigen Felsen, der sich, von Avignon westwärts, aus dem Thal der breiten, majestätischen, doppelarmigen Rhone fast völlig isolirt erhebt. Die Stadt lagert sich rings um diese Felsenburg herum, und gewährt, sowie die Umgegend, einen Anblick, der unwillkürlich an Italien erinnert, obschon ihr das heitere Colorit der meisten wälschen Städte ebensosehr fehlt, als deren solider Häuserbau. Die Environs sind bergig, oder doch hügelig, denn es ziehen sich niedere Felsenketten an den Flußufern hin,

die zwar zum großen Theil ganz kahl sind, aber durch die schöne Zeichnung ihrer Contoure in italienischer Weise eine malerische Wirkung hervorbringen. Die weitere, an diese Hügelreihen sich anschließende Gegend bildet eine grüne fruchtbare Ebene, in der die Olive mit der Rebe alternirt. Im Osten erscheinen die provençalischen Alpen mit schneebedeckten Häuptern, und stimmen den Geist zu Reverenz und Andacht. Der große Reichthum an Wasser trägt außerdem viel zur Belebung der Landschaft bei, die ohne dieses Charakteristikum des nördlicheren Himmelstrichs einen noch bei weitem südlicheren Eindruck machen würde. Außer den zwei, die Insel Barthalam umschließenden Rhonearmen erblickt man auch noch den bedeutenden Nebenfluß der letztern, die auf den Savoyer Bergen entspringende und dicht hinter Avignon sich mit der Rhone vereinigende Durance, welche als silberner Streifen den mittägigen Horizont einrahmt. Die Kathedrale, der einzige Raum des alten Papstpallastes, der seiner alten apostolischen Bestimmung treu geblieben, zeichnet sich durch schlechte Fresken und ein sehr gedrücktes, niedriges Hauptschiff unvortheilhaft genug aus. Davor steht ein immenses Crucifix, um welches in der Nacht vier Laternen brennen, als gälte es die Bedienung eines Leuchtthurms. Auf der Place de l'horloge unweit des Pallasts befindet sich ein niedliches Theatergebäude, und überdies sah ich dort noch eine, bei der letzten Anwesenheit Louis Napoleons improvisirte Bisquitstatue des Vaterlandsretters, der seinen linken Arm auf die bekannte Wahlurne der 7,500,000 Stimmen stützte. Rings um das Postament machten sich die lobhudelnsten Inschriften breit, so z. B.: „il

n'a qu'une ambition, le bonheur de la France," und „personne, avec plus de droit, peut se nommer le vrai représentant du peuple" etc. Dagegen murmelte man zu derselben Zeit in Paris in ohnmächtigem Ingrimm à la Victor Hugo:

„Pour arriver au trône, le héros de la paix
N'a point versé de sang, si-non le sang français!"

Glückliche Schwärmer das, welche noch wähnen können, als sei im aufgeregten Paris, auch ohne drein zu schießen, Ordnung zu schaffen möglich! Hat doch selbst der Washington Cavaignac dort knallen lassen müssen, daß alle Scheiben sprangen, nur um von den Blutrothen nicht selbst aufgespeist zu werden! —

Zuletzt wandelte ich noch ein halbes Stündchen einsam auf der breiten Promenade auf und ab, welche außerhalb der alten, halbverfallenen Stadtmauer am linken Stromufer bis zur schönen Kettenbrücke sich hin erstreckt; letztere verbindet die Vorstadt Villeneuve mit Avignon. — Um 3 Uhr Nachmittags nahm ich von den sehr herabgestimmten Gefährten Abschied, und rollte im Coupé der Diligence nach Valence, was erst um $4^1/_2$ Uhr Morgens erreicht war; denn wir hatten unterwegs fast alle halbe Stunden einen längeren oder kürzeren Aufenthalt in Folge der zahlreichen Schaf- und Ziegenherden, welche uns auf der für Frankreich nicht eben sonderlichen Chaussée begegneten. Nach dieser Erfahrung muß ich annehmen, daß die Schafzucht in den Departements Vaucluse und Drôme besonders hoch blüht. Die Gegend blieb, soviel ich bei der bald herabsinkenden Nacht bemerken konnte, reich,

fruchtbar und angenehm; schöne Berglinien waren bis einige Meilen vor Valence bei Mondenschein in unmittelbarster Nähe sichtbar. Hie und da kamen wir an stattlichen Landgütern vorüber, von denen jetzt gewiß die wenigsten noch im Besitz der alten Familien sind. Die Cypresse und Olive war noch immer unsere treue Begleiterin. Reines Französisch habe ich auf dieser Tour bis in die Gegend Lyon's von den Leuten aus dem Volke nur sehr wenig reden hören; sie schwadronirten vielmehr in einem kuriosen Patua, das ein Gemisch von Spanisch, Italienisch und Französisch zu sein schien, um mich herum, und ich hätte davon nicht übermäßig viel zu begreifen vermocht, wäre nicht die große Lebhaftigkeit ihrer Geberden und Gesticulationen meinem Verständnisse zu Hülfe gekommen. Unterwegs nahm ich auf einer Station, ich glaube es war Momélimart, ein ganz kleines Täßchen schwarzen Kaffee's zu mir, wofür sich der Kellner 50 Centimen, etwa 4 Silbergroschen, bezahlen ließ, und überdies noch ein Trinkgeld verlangte. Ich erzähle dieses an sich gewiß unbedeutende Ereigniß nur deshalb, um auf den Uebelstand aufmerksam zu machen, daß wie die Messagerie- so auch die Gasthofspreise auf den Stationen in Frankreich gar keiner polizeilichen Controle unterworfen sind. Die Folge davon ist, daß der reisende Fremde von Postbeamten und Kellnern fast überall noch toller betrogen wird, als dies selbst in Italien der Fall ist. So kam ich auch in Valence erst dahinter, daß ich auf dem Diligence-Bureau zu Avignon für mein bis Lyon gelöstes Fahrbillet 4 Franken zu viel bezahlt hatte. Die Commissionärs, die das Einschreiben der Passagiere besorgen, sind neben ihrer

großen Aufdringlichkeit, die den Fremden auf Schritt und Tritt verfolgt, auch die allerunzuverlässigsten Leute von der Welt: sie versprechen Alles, was man begehrt, und halten schließlich nichts; ihre coulante Dienstfertigkeit erweist sich hinterher fast immer als der Deckmantel einer ganz gemeinen Prellerei. So schwanden die Illusionen, in denen ich beim ersten Wiederbetreten des französischen Gebiets nach den vielfachen spanischen Reise-Inconvenienzen geschwelgt, schon sehr schnell wieder dahin, und ähnlich ist es mir dann auch ergangen, als ich später, nach anderthalbjährigem Aufenthalt in der Fremde, wieder auf vaterländischem Boden stand und reiste. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Unvollkommenheiten, und „nulla rosa senza spina“: davon überzeugt sich der Tourist, der immer en route ist, am allerschnellsten, und verfällt deshalb so leicht in das blasirte „nil admirari“, was schließlich zum Selbstmord aus Langerweile führen kann. Viel zu reisen, ist nur wenigen Menschen, tiefen Forschern in Kunst, Wissenschaft und Natur, oder Leuten von unverwüstlich gutem Humor, anzurathen. Wer z. B. nur aus dem Grunde reist, um sich die Langeweile des Hauses und der Heimath zu vertreiben, der kommt sicher über kurz oder lang vom Regen in die Traufe, und wird bald zum Weltverächter, während er daheim hinter seinem Ofen, nur auf ein kleines Weltpartikelchen zu schimpfen Anlaß hatte. Wer sich dagegen immer in guter Gesellschaft befindet, wenn er allein ist, und die Langeweile blos vom Hörensagen kennt, der kann getrost auf Reisen gehen; alle Andern aber sollten sich's zweimal überlegen, ehe sie ihr Geld

an ein Amüsement setzen, von dessen eigentlichem Wesen sie sich vorher nur in den seltensten Fällen einen richtigen Begriff gemacht haben. Gewiß ist soviel, daß jeder, der mit Ernst, guter Beobachtungsgabe und Nutzen gereist ist, von manchen Vorurtheilen gegen sein Vaterland befreit und von vielen Illusionen über angebliche Vorzüge fremder Nationen geheilt, heimkehren, und die Worte gern unterschreiben wird, welche Lord Byron seinem Childe Harold als Motto vorgesetzt hat: „L'univers est une espèce de livre, dont on n'a lu que la première page, quand on n'a vu que son pays. J'en ai feuilleté un assez grand nombre que j'ai trouvées également mauvaises. Cet examen ne m'a point été infructueux. Je haïssais ma patrie. Toutes les impertinences des peuples divers parmi lesquels j'ai vécu, m'ont réconcilié avec elle. Quand je n'aurais tiré d'autre bénéfice de mes voyages que celui-là, je n'en regretterais ni les frais ni les fatigues.“

Am 4. November.

Um 6 Uhr Morgens bestieg ich das Dampfboot le Parisien, um von Valence nach Lyon zu fahren. Es war, wie alle Steamers auf diesem Strome, ungemein lang, schmal und flach gebaut, und bewegte sich daher sehr rasch vorwärts. Wir legten die ganze Fahrt in nicht völlig acht Stunden zurück, konnten indessen, des starken Windes wegen, erst um 8 Uhr die Anker lichten. Die Eleganz stand hinter der der rheinischen Boote zurück, doch fand ich auch in diesem Punkte nicht soviel auszusetzen, als dies von den meisten deutschen

Touristen geschieht, die gewohnt sind, alle rheinischen Reiseanstalten für das non plus ultra des Comforts und Luxus zu halten, während ein Engländer, der wirklich weiß, was Wohlleben ist, sicher außer etwa in Disch-Hôtel zu Cöln nirgends Anlaß finden wird, die comforts of the Rhine besonders zu preisen. Unsauberkeit und Kellnerwirthschaft, d. i. zwecklos-lärmend-geschäftiges Hin- und Herrennen der Bedienung — wie man dies fast in allen deutschen Gasthöfen in so angreifender Weise findet, — schlechte Betten und ausgekochtes Rindfleisch habe ich bei meinen vielfachen Rheinreisen nur zu oft mit in den Kauf nehmen müssen, und konnten diese Eindrücke auch meiner vaterländischen Verehrung vor der wirklich hohen Romantik der Gegend keinen Eintrag thun, so bin ich doch weit entfernt davon, nach Art des deutschen Biedermanns, der vorher nichts als die Philisterweinstube seiner Provinzialstadt und die schmutzigen Bierkneipen der academischen Bildungszeit kennen zu lernen das Glück gehabt, die Bequemlichkeiten des rheinischen Reiselebens, als Symbole der europäischen Civilisation, für einzig und unübertroffen anzusehen. In den großen Hôtels Italiens, in England und zum Theil selbst in Belgien und Frankreich lebt man zehnmal geschmackvoller und besser, als am Rhein. Englands Wohlleben wird freilich noch heute von vielen meiner Landsleute lediglich nach den elenden deutschen Gasthöfen auf Leicester-Square taxirt, wo sie während der Londoner Industrieausstellung schlechte Kost und schmutzige Bettwäsche für theures Geld gefunden; dieses Raisonnement ist aber doch ebenso lächerlich, als wollte der Unglückspilz, dem im Ge-

dränge der Prager Krönungsfeierlichkeiten bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's der Hut bis zum Halse über's Gesicht gedrückt worden, der Welt versichern, an den Festivitäten sei auch schlechterdings gar nichts zu sehen gewesen.

Was mir bei den Rhônedampfern am meisten auffiel, war, daß sie nicht mit dem sonst üblichen radförmigen, sondern vielmehr mit dem gewöhnlichen langen Steuerruder der gemeinen Markt- und Lastschiffe versehen sind. Die Gesellschaft war sehr gemischt; das Verdeck glich einem Feldlager, denn wir hatten viele beurlaubte Militairs von der afrikanisch-französischen Armee an Bord, die zum Theil einen heillosen Spektakel machten. Die Rhôneufer sind fast durchgehends sehr pittoresk, und erinnerten mich an die der Donau zwischen Linz und Wien. Die vielen Weidenwerder und Inseln im Strome vollenden diese auffallende Aehnlichkeit. Ritterburgen und Weinberge mahnen zugleich an den Rhein. Leider war das Wetter sehr trübe und herbstlich, so daß mir der Anblick der Alpenkette entzogen ward, die man sonst bis zum Montblanc hin im Südost zwischen Valence und Tournon deutlich sieht. Nach dem herrlich-warmen 1. November von Perpignan hatte ich gehofft, meine südlichen Empfindungen bis Paris retten zu können, eine Erwartung, die total fehlschlug, denn ich konnte es — leicht gekleidet wie ich war — vor Kälte nicht einmal den ganzen Tag über auf dem Verdeck aushalten. Fast jedes kleine Städtchen an der Rhône besitzt seine schöne, eiserne Hängebrücke, vor der die Schornsteine der Dampfböte ihre Reverenz machen. Dies ist zugleich der Grund, weshalb bei sehr hohem Wasserstande, namentlich im

Frühjahr, die Dampfschifffahrt hier ganz unterbrochen werden muß, denn die Schiffe können dann trotz ihrer flachen Bauart nicht mehr unten durchschlüpfen, was freilich ein großer Uebelstand ist. —

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, an beiden Ufern der Rhône und Saône belegen, mit seinen unzähligen Brücken, seinen ziemlich beträchtlichen und klöstergeschmückten Höhen in der Runde, und seinen himmelhohen Häusern am breiten Quai, präsentirte sich gegen halb vier Uhr Nachmittags äußerst malerisch vor meinen Blicken. Ein Junge von etwa 15 Jahren trug mir meinen leichten Eisenbahnkoffer, das einzige Gepäckstück, das mich auf der spanischen Reise begleitet hatte, nach dem Hôtel de Milan, und fing, da ich ihm für diese Mühe 12 Sous (5 Silbergroschen) bot, gottserbärmlich zu schimpfen an. Er warf mir sogar das Geld mit den Worten vor die Füße: „Est-ce que vous allez vous f..... de moi? Au diable avec vos 12 sous!“ Solche Impertinenz, und mit so eleganten Ausdrücken vorgetragen, war mir selbst in Italien nirgends begegnet. Was half es aber! Um das junge artige Bürschchen los zu werden, mußte ich es mit einem Franken für seine gute Erziehung belohnen.

Sobald ich mich gewaschen und umgezogen hatte, ging ich, mir die Stadt flüchtig zu besehen, denn ich mußte morgen weiter nach Paris, um die Freunde in Avignon sobald als möglich mit neuen Geldmitteln zu versehen. Lyon macht durch seine alterthümlichen, zum Theil majestätischen Gebäude, wie z. B. die maison de ville und den prachtvollen Justizpallast, dessen Colonade an das Berliner Museum von Schinkel

erinnert, durch seine schönen Quais, Brücken und Plätze, sowie durch seine überaus eleganten, ganz à la Parisienne ausgestatteten Läden einen wahrhaft großstädtisch-opulenten Eindruck, obwohl es auf der andern Seite die Rauch- und Proletariatsmisère der großen Fabrikstädte nicht zu bergen vermag. Die Straßen sind zum großen Theil eng; einige klettern sogar, an Genua erinnernd, sehr steil in die Höhe, und sind mit Treppen versehen. Auf einer solchen, am rechten Saôneufer belegen, drang ich bis zu einem Garten hinauf, von wo man — bei Tage — sicher eine wundervolle Aussicht genießt; als ich auf der Höhe anlangte, war aber leider! die Nacht bereits hereingebrochen, und ich konnte mich nur noch an dem Lichtmeer des unter mir liegenden Häuserchaos und insbesondere an den geraden Gaslampenalleeen der Quais, welche sich neben den silbernen Streifen der beiden ansehnlichen Ströme hinziehen, ergötzen. Nicht obschon, sondern weil im Theater heute Abend der Meyerbeer'sche Prophet, den würdigen Uebergang zu Wagner'scher Zukunftsmusik bildend, gegeben wurde, begab ich mich frühzeitig zur Ruhe, nachdem ich an der Wirthstafel der schönen lengua castellana, die an verschiedenen Enden geredet wurde, noch einmal und zwar zum letzten Mal, andächtigst zu lauschen Anlaß gehabt hatte.

Am 5. November.

Um 9 Uhr Morgens fuhr ich auf einem, wie das gestrige, durch Länge und Schmalheit ausgezeichneten Dampfboote die Saône herauf nach Châlons. Gleich nach dem Embar-

quement erlebten wir in Folge der Ungeschicklichkeit der beiderseitigen Steuerleute einen Zusammenstoß unseres Schiffes mit einem uns entgegenkommenden Dampfer, der uns bis zur endlichen glücklichen Auseinanderzerrung der beiden Ungethüme fast eine Stunde Zeit kostete, übrigens aber ohne Unfall ablief, und mir zugleich mehr als je zuvor Gelegenheit gab, mich mit der erstaunlich umfangreichen Musterkarte der französischen Flüche genauer bekannt zu machen. Auf diese Weise kamen wir erst nach 6 Uhr in Châlons an, sodaß uns nur noch knapp die Zeit blieb, den schon um ½7 Uhr von dort nach Paris abgehenden Zug zu erreichen. — Die Ufer der Saône sind bis gegen Villefranche äußerst malerisch; sie sagten mir mit ihrem freundlichen Anbau und ihren pittoresken Hügelsäumen namentlich zur Linken fast noch mehr zu, als die der Rhone. Gegen Mittag wurde das Wetter schlecht, und ich zog mich in die Kajüte zurück, um — freilich etwas spät — spanische unregelmäßige Verba auswendig zu lernen, und zugleich zwischendurch einem interessanten Gespräche zwischen einem Priester und zwei recht gebildeten Herrn vom Civilstande zuzuhören; sie beleuchteten die Tagesfragen der Politik Frankreichs mit großem Freimuth und derbem Sarkasmus, und Napoleon kam dabei sehr schlecht weg. Ich schrieb in Folge dessen damals in mein Tagebuch: „Seltsam doch, der Mann hat nirgends Freunde, und doch macht er aus Frankreich, was er will! Ebenso erging es Rom zur Zeit der Cäsaren!“ — „Et ne connaissez-vous donc pas“, erläuterte der Eine von den beiden Civilisten, „la bonne histoire des anciens Egyptiens qui adoraient le crocodile

qui les mangeait?“ — So sprach man damals noch in demselben Frankreich, welches heute bei der Geburt des Roi d’Algérie seinem Kaiser zujauchzt, und ihm Verse widmet, als wäre er der liebe Herrgott selber! — Das Gespräch der drei Südfranzosen interessirte mich übrigens auch deshalb ungemein, weil es mir von Neuem einen Beweis dafür lieferte, wie ohne Zweifel die Franzosen, von unsäglicher Eitelkeit und Gefallsucht getrieben, ihre Sprache unter allen Völkern am besten reden, während wir deutschen Gedankenmenschen ohne zahllose artikulirte und unartikulirte Flickwörter, verunglückte Constructionen und à peu près-Ausdrücke auch nicht die geringste unserer sublimen Ideen Andern mitzutheilen verstehen, wir müßten denn Prediger, Staatsanwälte oder Parlamentsredner par excellence sein. Und doch ist’s gut, daß wir keine Franzosen sind, und daß es Heinrich Heine nicht gelungen ist, beide Nationalitäten spirituell in einen einzigen Brei zusammen zu quirlen! — Jede Ungleichheit mehr, die aus der Welt verschwindet, führt sie ihrem sicheren Untergange näher. — Bei vollem Regen passirten wir den flachliegenden Geburtsort des Gecken Lamartine, das freundliche Mâcon, dessen Weine so viel in Paris getrunken werden, und das er selbst in seinen „confidences“ so treu geschildert hat.

Die Eisenbahnfahrt von Châlons über Beaune, Dijon, Troyes, Montereau und Fontainebleau nach Paris dauerte gerade die ganze Nacht hindurch, die ich in einem guten Coupé 1. Classe fast ohne alle Unterbrechung sanft verschlief.

Am 6. November.

Morgens 7 Uhr war Paris erreicht bei hellem und heiterem Wetter, sodaß ich meine Winterresidenz dort unter den besten Auspicien wieder aufschlug, und der wohlgelungenen Reise in uncultivirten fernen Landstrichen ein recht behagliches, zwischen ernsten Studien und heiterem Genusse getheiltes Luxusleben im modernen Babel folgen ließ. Wovon ich schließlich mehr Vortheil gezogen, mag dahingestellt bleiben; nur soviel glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Erfahrungen, die ich in Spanien gesammelt, vielleicht der Mittheilung eher noch werth sind, als diejenigen, welche mir die Allerweltshauptstadt geboten, die bis zum letzten Winkel schon von ganz Europa gekannt ist. Daß aber nichtsdestoweniger das Urtheil, welches Frau von Staël über Berlin fällte: „c'est une ville qui ne laisse pas de souvenir," sich auf Paris am allerwenigsten anwenden läßt, brauche ich nicht erst zu versichern.

Gs,

Wolgogen